

HEYNE
BÜCHER

Das Schwarze Auge

TREIBGUT

KARL-HEINZ WITZKO



ROMAN


Schmidt
Spiele



Das Schwarze Auge

KARL-HEINZ WITZKO

TREIBGUT

*Elfter Roman
aus der
aventurischen Spielewelt*

herausgegeben
von
ULRICH KIESOW

Originalausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY
Band 06/6011

Umwelthinweis:

Dieses Buch wurde auf
chlor- und säurefreiem Papier gedruckt.

Redaktion: F. Stanya

Copyright © 1996

by Wilhelm Heyne Verlag GmbH & Co. KG, München
und Schmidt Spiele + Freizeit GmbH, Eching

Printed in Germany 1996

Umschlagbild: Dieter Rottermund

Kartenentwurf (Seite 6/7): Ralf Hlawatsch

Umschlaggestaltung: Atelier Ingrid Schütz, München

Technische Betreuung: M. Spinola

Satz: Schaber Satz- und Datentechnik, Wels

Druck und Bindung: Presse-Druck, Augsburg

ISBN 3-453-09496-4

INHALT

Zur Trigonometrie von Wasser	9
Imeldes und Marnos glückliche Tage	15
Innerer Kreis I	89
Rindenpalaver	117
Die lieblichen Felder von Neetha	138
Innerer Kreis II	169
Im Innern der Steppe von Kuslik	178
Die Savanne von Nostria	194
Ein Baum, ein Baum?	230
Innerer Kreis III	266
3b: Gut im Fluß	276

*Ein geschickter Verteidiger verbirgt sich
in den allergeheimsten Winkeln der Welt,
ein geschickter Angreifer kommt wie ein Blitz
aus den höchsten Höhen des Himmels.*

SUN-TZU



Zur Trigonometrie von Wasser

Baum sah nichts. Hatte keine Augen. Käfer war beschäftigt. Käfer krabbelte den Stamm hinauf. Käfer krabbelte geschwind über raue Rinde und lange Nadeln. Käfer krabbelte vorsichtig an goldglänzenden Harztropfen vorbei. Käfer war schlau. Harztropfen waren nicht eßbar. Harztropfen waren klebrig. Harztropfen waren sehr gefährlich. Käfer paßte gut auf. Käfers Ziel waren die langen Zapfen mit ihren schmackhaften Samen. Käfer liebte sie sosehr. Käfer war fast glücklich.

Jäh hielt Käfer inne. Käfer spürte ein rhythmisches Beben. Etwas näherte sich. Käfer lauschte. Käfer hob die harten Flügelschalen und pumppte. Käfer fühlte. Käfer ließ die langen Fühler spielen. Käfer las den Wind. Zweibeins! Käfer erstarnte im Schatten einer Rindenfurche. Käfer zahlte. Mehr Zweibeins, als Käfer Beine hatte. Mehr Zweibeins, als zwei Käfer Beine hatten. Fast so viele, wie Käfer und zwei Käfer Beine hatten. Aber nicht ganz! Käfer mochte keine Zweibeins. Zweibeins waren häßlich mißgestaltet. Zweibeins hatten nur zwei Beine. Zweibeins waren nicht vorausfühlbar. Bestimmt lag das an ihren fehlenden Beinen. Käfer hatte es selbst beobachtet. Jawoll!

Ein Zweibein nahm einen Käfer und trug ihn zu gutem Essen.

Ein Zweibein sah einen Käfer und zertrat ihn.

Ein Zweibein erblickte einen Käfer und rannte schreiend weg:

Zweibeins waren sehr seltsam. Zweibeins taten ein-

mal dies und einmal das. Bestimmt wußten Zweibeins selbst nicht, warum sie etwas taten. Ein Ruck ging durch Käfer. So viele schwierige Dinge hatte er auf einmal gedacht! Käfer würde noch weise werden.

Aber nicht jetzt! Käfer war hungrig! Zweibeins sollten wegkrabbeln! Das war Käfers Baum! Käfer hatte ihn lange gesucht!

Käfer fühlte. Käfer ertastete den Wind. Zweibeins kamen nicht näher zu Käfers Baum. Mutig krabbelte Käfer aus dem Riß hinaus und weiter.

Die Häsin hoppelte durch das hohe Savannengras, schlug plötzlich einen Haken. Sie verharrte, wendete den Kopf, doch der Rammler war ihr nicht gefolgt. Über die braunen Spitzen der gelbgrünen Halme hinweg schaute sie zu der einzelstehenden Zeder hinüber, eigentlich hatte sie mehr von ihm erhofft. Wegen des Rotfelligen mit dem Silberrücken wäre sie um ein Haar mitten in die Menschengruppe gerannt – wo er wohl geblieben war? Das wäre etwas gewesen, mitten in die Menschen hinein! Ihr Herz pochte. Sie stellte die Ohren auf lauschte und zählte mehr als ein Dutzend der lauten Geschöpfe. Wahrscheinlich hatte er diese schon viel früher bemerkt als sie. Er hatte sie bemerkt und war zurückgeblieben, was völlig unnötig war, denn die Menschen hatten Auswüchse am Rücken. Aber selten, wenn sie jagten. Sie hatten diese Auswölbungen, wenn sie die Savanne der Häsin nur durchquerten und weiterzogen – er hätte überhaupt keine Furcht haben müssen! Vielleicht interessierte er sich doch weniger für sie, als sie gedacht hatte und mehr für die Menschen, von denen sich soeben einer ein paar Hopser weit von den anderen entfernte. Sie verwarf diesen Gedanken sofort, denn sie war eine schöne Häsin, immerhin schon dreimal gedeckt seit dem Regen!

Sie sah den einzelnen Menschen etwas aus seinem Auswuchs holen. Die rechte Hälfte ihrer Oberlippe zitterte: Es war eine dieser Holzscheiben, mit denen die

Menschen bekanntlich Hasen töten konnten. Hatte sie sich geirrt?

Der Mensch drehte sich mit geschlossenen Augen im Kreis, warf die Scheibe, aber nicht in ihre Richtung, hoffentlich auch nicht in die des Rammlers, schade wäre es um ihn gewesen, denn sicherlich hätten sie einen hübschen Wurf zusammen gehabt! Sie verfolgte die Bewegungen des Menschen, sah ihn zu seinem Wurfholz gehen, es aufheben, dann schnurgerade weiter in die Richtung laufen, in die er es geworfen hatte und die – so stellte sie befriedigt fest – eine gänzlich andere war als jene, wo sich ihre Sasse mit den Jungen befand. Die Häsin legte sich auf den Bauch, knabberte an den Halmen; bestimmt würde sie den Rotfelligen morgen treffen, irgendwo auf ihrer Wiese.

Hoch droben am Himmel zog ein Roter Maran bedächtige Kreise. Er war ein alter Vogel und hatte schon oft das Kommen und Gehen des nassen und des trockenen Windes erlebt. Er schaute hinab auf die Welt unter sich, auf dieses endlose Rund mit seinen gelbgrünen Grasflächen, dunklen Wäldern, ockerfarbenen Bergen, blauen Seen und silbernen, manchmal auch gelben Flüssen. An Tagen wie diesen, wenn die warme Sommersonne auf sein Gefieder brannte, wenn Luftströme ihn ohne Mühe nach oben trugen, neigte er zur Nachdenklichkeit. Er stellte sich dann fast träumend vor, daß nicht *er* kreiste, sondern die Weltenscheibe unter ihm. Er wußte, daß es sich nicht so verhielt, aber er war sich nicht ganz sicher, denn etwas Seltsames hatte es auf sich mit der Welt: Je höher er stieg, desto kleiner wurde alles tief unten, nur eines nicht: das Weltenrund. Es schien immer gleich groß, und oft genug hatte er sich gefragt, wie hoch er wohl steigen müßte, um den Rand der Scheibe unter sich zu entdecken. Er war sich nicht sicher, daß es einen gab, aber vielleicht würde er es am Ende des Sommers wissen, noch bevor sich das Land verfärbte, noch bevor die Wälder erröteten, das

Gras völlig gelb wurde und die Scheibe da unten sich in einen leuchtendroten Teppich mit gelben und schwarzen Sprenkeln verwandelte. Denn dort, wohin der nasse Wind zog, gab es einen Berg, höher als jeder andere, und schon lange hatte der Maran sich vorgenommen, den unfafßbar weiten Weg bis zu der geheimnisvollen weißen Spitze des Berges aufzusteigen – und vielleicht sogar darüber hinaus. Dort oben würde er das Geheimnis der Welt erkennen, er würde zurückkehren und allen Maranen und Wähen erzählen, wo der Rand der Weltenscheibe war. Ohne Bedeutung wäre dabei, daß er höher geflogen war als jeder und jede von ihnen, es würde nur zählen, daß er herausgefunden hatte, ob die Weltenscheibe endete. Und vielleicht würde er dabei auch erfahren, wann ihre Farbe im Herbst sosehr dem haarigen Kleid der Marasken glich.

Er blinzelte zweimal verwirrt. Für einen Augenblick hatte er wirklich geglaubt, daß er still schwebte und die Welt sich statt seiner drehte. Ein verzeihlicher Irrtum und schuld daran war das Gebaren der Menschen bei der einzelstehenden Zeder. Einer nach dem andern löste sich von der Gruppe, ging einige Schritte, wirbelte dann im Kreis, so lange, bis sich aus seiner Hand eine hölzerne Scheibe ebenfalls kreiselnd entfernte. Es war ein rätselhaftes, aber schönes Spiel, und es machte dem alten Vogel Freude, nacheinander mit seiner gesamten Aufmerksamkeit dem Rotieren der Holzscheiben, der Menschen oder der Welt zu folgen. In den Pausen zwischen den einzelnen Würfen rätselte er, warum die Menschen nicht gleichfalls wieder in großen Kreisen zu den Ihrigen zurückkehrten, was dieses Spiel vollkommen gemacht hätte, sondern statt dessen jeder in der Richtung weiterging, wohin seine Scheibe geflogen war, sei's dorthin, wo die Sonne aufging oder unterging, sei's dorthin, wo der feuchte Wind herwehte oder hinblies?

Als die Gruppe schon fast auf die Hälfte zusammengeschrumpft war, fand er die Antwort. Es war so einfach: Bestimmt hatten sie dasselbe Ziel wie er, bestimmt suchten sie ebenfalls den Ort, wo die Welt endete. Wie hätte er auch ahnen können, daß das Gegenteil richtig war? Und selbst dann hätte es ihn wahrscheinlich in diesem Augenblick überhaupt nicht mehr interessiert, denn seine scharfen Augen erspähnten etwas wesentlich Reizvolleres. Er stürzte sich in steilem Flug hinab.

Xanjida bückte sich und hob den schweren Diskus aus dem kniehohen Gras. Sie fuhr mit der Hand durch das kurze graumelierte und stets wirre Haar, schaute in die Richtung, wohin er geflogen war und somit ihren weiteren Weg festgelegt hatte. Was sie sah, war enttäuschend. Nur um sich zu vergewissern warf Xanjida einen Blick zur Sonne. Die letzten Zweifel verschwanden, ihr Weg würde sie genau nach Tuzak führen, der Stadt, von der sie und die anderen erst vor wenigen Stunden aufgebrochen waren. Also zurück nach Tuzak, seufzte sie, das hätte sie auch einfacher haben können! Jedoch hatten die Hochgeschwister des Tempels diesen Ort hier für den Beginn der Suche bestimmt, also hätte es schon seine Richtigkeit, daß sie hierhergekommen war und wieder zurückkehrte. Wahrscheinlich wäre der Marsch nach Tuzak ohnehin nur eine kleine Etappe auf ihrem Weg. Ein letztes Mal drehte sich die Priesterin zu den restlichen Achten um, um sich zu verabschieden. Allesamt winkten sie zurück. Perjin, der schlaksige Novize, fuchtelte dabei so wild mit beiden Armen, als hätte er gleich vor, wie ein Vogel abzuheben. Gerade noch rechtzeitig sprang seine Nachbarin zur Seite, denn um ein Haar hätte er ihr mit seinem unbändigen Geschlenker einen Nasenstüber versetzt. Lachend blieb die stämmige Brünnette in sicherer Entfernung stehen und setzte dann ihrerseits zu einem noch überschwenglicheren Winken an. Nur eine Nachahmung Perjins, mehr nicht, denn Xanjida hatte die Frau

erst an diesem Morgen kennengelernt. Eine humorvolle Person, wie es schien, mit weichen Augen, bisweilen etwas hilflos wirkend. Wenn man nicht wußte, was sie war, so käme man gewiß nicht darauf, doch so hatte Rur die Welt geschaffen, und nur weil er bestimmt hatte, daß Marasken und Parder so gefährlich aussahen, wie sie waren, mußte das nicht für alle Kinder seiner Schöpfung gelten. Schwierige Zeiten, dachte die Priesterin, seltsame Zeiten, die eigenartige Weggefährten mit sich brachten. Ein Ruf Perjins riß sie aus ihren Gedanken. Sie verstand nicht, was er gerufen hatte, da seine Worte von dem spitzen Schrei eines Tieres über tönt wurden. Preiset die Schönheit? Vermutlich. »Preiset die Schönheit, Bruderschwestern!« rief Xanjida, die Priesterin der Zwillinge, und wandte sich zum Gehen.

Ein Tropfen fiel auf ihre Wange. Sie wischte ihn ab und schaute nach oben. Kein Wölkchen zog über den sommerlichen Himmel. Statt dessen entdeckte sie nahezu unmittelbar über sich einen großen Vogel, der etwas noch schwach Zappelndes in den Klauen davontrug, irgendein kleines Tier. Xanjida blickte auf ihre Hand, sah die Fingerspitzen rotverfärbt von dem, was ihre Wange getroffen hatte. Blut, ein einzelner blutiger Tropfen. Das war nicht das beste aller Omen für die Suche nach dem Ort, wo Asboran erbaut werden sollte. Wahrlich nicht.





Imeldes und Marnos glückliche Tage

Sachte, so daß Marno, ihr Mann, nicht geweckt wurde, schlug Imelde die Decke zur Seite, schwang die Beine aus dem Bett und schlüpfte in die zierlichen Pantöffelchen aus rotem Samt, die mit kleinen Perlen aus blauem Glas besetzt waren. Vorsichtig drückte sie sich von der Bettkante ab, warf einen leichten Morgenmantel über und trat zur Tür, die auf den Balkon führte. Leise klimperten die Schnüre des Perlvorhangs, als sie sie zur Seite schob und einen halben Schritt ins Freie tat. Es war noch früh am Morgen, noch nicht sonderlich warm, selbst dort, wo die Sonne die Schatten bereits vertrieben hatte. Imelde schaute hinunter auf den Hof, der öde und verlassen dalag, abgesehen von Porquina, die mit ihren Welpen schnüffelnd heimlief, und der Alten, wie hieß sie noch, Shahane oder so ähnlich. Die alte Frau stand neben einem Eimer, der bis zum Rand mit Wasser gefüllt war, die Hände an die Nieren gedrückt, sich leicht zurückbeugend. Sie wird langsam alt, dachte Imelde mit einem leichten Stirnrunzeln. Wir werden uns bald etwas einfallen lassen müssen.

Alt – sie mochte dieses Wort nicht sonderlich, es schien ihr gewöhnlich und unausweichlich mit fettleibigem Verfall und einem muffigen Geruch verbunden, es klang auf eine bedrohliche Weise schamlos, war wie ein Blick auf die Falten von Satinavs Haut. Sie fürchtete sich vor dem Wort, obwohl sie selbst noch keine dreißig Jahre zählte. Entschlossen riß Imelde ihren Blick von der Frau los und ließ ihn über die schwarzen Hänge

des Visra und die bunte Vielfalt der Stadt schweifen, über die Terrassen, wo das Leben schon etwas früher begonnen hatte, bis zur Bucht, deren Wasser im Licht der Morgensonne golden glitzerte. Der Tag war klar, wenig Staub lag in der Luft, in der als verführerisches Parfüm ein leichter Blütengeruch schwebte. Es war einer dieser Frühlingstage, an denen Imelde ihre Stadt liebte. Sie dachte dann stets: Gibt es etwas Schöneres als Al'Anfa im späten Frühling? Imelde konnte es sich nicht vorstellen.

Spielerisch wickelte sie sich eine der Perlenschnüre um den Zeigefinger und ließ den Blick weiterwandern zum Palmenpark, den man ganz gut von hier aus sah. Jahre mußten vergangen sein, seit sie zum letzten Mal dort gewesen war, dachte sie mit Bedauern und erinnerte sich zurück an die Zeit vor ihrer Vermählung, als Marno noch um sie geworben hatte. Damals waren sie und ihre Freunde und Freundinnen oft dort gewesen. Sie waren ein lustiger Haufen, ein wilder, manchmal sogar ein sehr wilder, und die Welt stand noch weit und offen. Das hatte sich geändert, als man beschloß, sittsam zu werden. Für Ivonya und Simodo war die Zeit gekommen, ihr Erbe anzutreten, andere waren von ihren Familien genötigt worden, sich für irgendeine leidige Tätigkeit zu entscheiden, oder hatten geheiratet. Torquinio, von dem es niemand erwartet hätte, hatte plötzlich eine religiöse Anwandlung bekommen und war in den Borontempel eingetreten. Schließlich war da noch dieser Krieg, dieser lästige Krieg gegen die unkultivierten Barbaren der Khom, so daß eines Tages, als Imelde sich umschaute, nur noch Marno übriggeblieben war.

Imelde hatte nicht gehört, daß ihr Gemahl aufgestanden war. Er konnte sich sehr leise bewegen, und so bemerkte sie ihn erst, als er hinter ihr stand, ihr das Haar aus dem Nacken strich, sein Gesicht dagegen drückte und ihre Brüste mit den Händen umfaßte.

Es war nicht wahr, daß sie ihn nur deshalb geheiratet hatte, weil es keinen sonst mehr gab – er hatte ihr immer gefallen. Am meisten seine Nase, diese unglaublich edle Nase, und das Verwegene, leicht Piratenhafte, das ihn umgab. Tatsächlich war er alles andere als ein Pirat, nicht einmal ein Al’Anfaner im engeren Sinne, sondern nur der zweite Sohn eines Plantagenbesitzers aus der Gegend von Mirham. Ein Junge vom Land sozusagen, obwohl er sich stets so gegeben hatte, als wäre selbst das große Al’Anfa wenig mehr als ein kleines Dorf für ihn, als hätte er bereits ganz Dere gesehen. Er hatte viele Geschichten zu erzählen gehabt, bunte, lustige, verrückte, und manchmal hatte er seltsame, auch ein wenig erschreckende Einfälle gehabt, besonders in jener Nacht. Ein heißer Schauer überlief Imelde bei dieser Erinnerung. Sie und Marno hatten später nie darüber gesprochen. Es war ungeheuerlich gewesen, selbst für Al’Anfa. All das hatte zu Marno einmal dazugehört, das war das Traurige: *hatte*. Etwas Wehmut war mittlerweile in Imeldes Herz geschlichen. Wenn sie es sich recht überlegte, so war ihr Leben früher spannender gewesen, und wenn sie es sich ehrlich eingestand, so war es heutzutage eher langweilig. Sie seufzte laut bei diesem Gedanken.

Der braungelockte Mann hinter ihr mißverstand den Seufzer, was ihn veranlaßte, Imeldes Nacken mit kleinen Bissen zu liebkosen und ihre Brüste zu kneten. »Sch-sch!« sagte Imelde, löste die Hände ihres Gemahls von ihrem Busen, wandte sich um, schaute in die blaß-grauen Augen, in denen noch der Schlaf hing, und küßte ihn kurz auf die Nase, diese unglaublich edle Nase.

Geschrei schallte aus dem Innenhof, eine barsche, vor Wut überschnappende Stimme, unverkennbar die Stimme Nestorios. »Habe ich es dir nicht schon oft genug gesagt? Hab ich das nicht? Ihr glaubt wohl, ihr könnt hinter meinem Rücken... Was? Hinter meinem

Rücken, wie?» brüllte er. Neugierig geworden, zog sich Imelde aus den Armen ihres Gemahls und trat ganz hinaus auf den Balkon, der den gesamten Innenhof umlief. Sie stützte die Hände auf das Holzgeländer und beugte sich hinüber. Unten sah sie Nestorio im Streit mit der Alten. Sein Gesicht und der kahle Schädel waren zornrot, kleine Speicheltropfen sprühten beim Schreien aus seinem Mund. Mit seinen kräftigen Händen hatte er die Arme der Alten gepackt und schüttelte sie. Wie ein lebloses Ding hing sie in seinem Griff, ihr Kopf pendelte vor und zurück. Unvermittelt ließ er sie los, und sie fiel vor ihm zu Boden. Ohne mit seinem Geschrei aufzuhören, lief er vor ihr auf und ab, die Fäuste geballt, die Arme leicht angewinkelt. Irgendwie putzig! dachte Imelde amüsiert.

Der Vorhang klimperte kurz, dann stand Marno neben ihr. Das Kinn energisch vorgeschoben, rief er hinunter in den Hof: »Nestorio! Habe ich dir nicht gesagt, daß ich morgens keinen Lärm dulde?«

Der Schreihals verstummte augenblicklich. Den Kopf gesenkt, die Augen zum Boden gerichtet, antwortete er leise, aber deutlich verstehbar: »Verzeih mir, Herr, verzeih!« in dieser Haltung verharrte er, bis Marno mit einem Schlenkern der linken Hand hinzufügte: »Ist ja schon gut« Der Getadelte wandte sich um zu der Alten, die sich inzwischen aufgerappelt hatte, versetzte ihr einen letzten Schlag mit der flachen Hand auf den Hinterkopf und folgte ihr dann unter die Arkaden, über welche die Ranken der Bugawara mit ihren blaugelben Sternblüten wie ein Wasserfall herabhingen.

»Das Schreckliche an ihnen ist, daß sie so ganz und gar unzivilisiert sind und keinerlei Lebensart haben«, stellte Marno mit ehrlichem Bedauern fest und kratzte sich dabei an der Wange. Die Bewegung ließ den Ärmel des blauen Seidenmantels am Unterarm hinabrutschen, so daß die lange weiße Narbe auf der braunen Haut sichtbar wurde. Marno hatte seiner Frau nie erzählt,

woher die Verwundung stammte, das heißt, er hatte es schon mehrmals getan, aber es war nie dieselbe Geschichte gewesen. Es schien ihm Spaß zu machen, für Imelde jedesmal eine neue zu erfinden. »Was erwartest du, Schatz?« antwortete Imelde. »Sie sind nur Sklaven. Sollen sie sich benehmen wie wir?« Denn natürlich war auch Nestorio nur ein Sklave, wenn auch der oberste, der Bonze. Marno hatte ihn vor zwei Jahren in der Arena gekauft. Ein guter Mann, jedenfalls dann, wenn man ihn bisweilen an seinen Stand erinnerte.

»Natürlich nicht, Liebste«, entgegnete Marno und kehrte zurück ins Schlafzimmer. »Aber müssen sie immer schreien? Können sie sich nicht einfach still verhalten und tun, was man von ihnen erwartet?«

Imelde folgte ihrem Mann nach drinnen. Er hatte den Seidenmantel abgeworfen, stand jetzt völlig nackt da und war eben dabei, seine Garderobe für diesen Tag zu wählen. Er sah immer noch aus wie vor zehn Jahren, als sie ihn das erste Mal getroffen hatte, stellte Imelde fest, immer noch diese kräftige und doch jungenhafte Figur. Daran hatte sich nichts geändert, während sie selbst etwas, nun, fraulicher geworden war. Kurz dachte sie an die Alte und die düsteren Gedanken, die sie bei ihr geweckt hatte. Sie schüttelte unwillig den Kopf. Es gab Wichtigeres: Welche Kleider sollte sie selbst heute tragen?

Kurzentschlossen, wie es seine Art war, hatte sich Marno für die gelbe Hose aus Elfenbausch, die ihm Imelde zu seinem letzten Tsatag geschenkt hatte, und ein besticktes Leinenhemd aus Drôl entschieden. Er sah stattlich darin aus, fand seine Frau. Er kann tragen, was er will, dachte sie ein wenig neidisch. Ganz im Gegensatz zu ihr selbst. Sie setzte sich an das Frisiertischchen, nahm den kleinen Spiegel in die eine Hand, tauchte mit der andern ein Bauschbällchen in ein Tiegelchen und begann sich zu schminken.

Einige Zeit später, für Marnos Geschmack etwas zuviel später, stiegen er und seine Frau die Treppe hinunter und gingen durch den dunkelgetäfelten langen Gang, an dessen Wänden die von Imeldes Großvater Micirio gemalten Bilder hingen. ›Das einfache Leben auf dem Lande‹, ›Die wüsten Bräuche der Waldmenschen‹ oder ›Al'Anfa bringt den Mohas seine Segnungen‹ stand auf kleinen Holztäfelchen darunter. An einem Morgen wie diesem, wenn er besonders lange auf seine Frau warten mußte, fand Marno die Machwerke schier unerträglich. Nicht genug damit, daß Imeldes Ahn offenbar keinerlei Gefühl für Komposition besessen hatte, er schien auch bar jeder Kenntnis der Dinge gewesen zu sein, die er gemalt hatte. Das einfache Leben auf dem Lande! Dieser Geck hatte wahrscheinlich seiner Lebtage keinen Fuß aus Al'Anfa hinausgesetzt, und was die ›wüsten Bräuche der Waldmenschen‹ anbelangte, so hatte Marno schon mit zehn Jahren offenbar mehr darüber gewußt als Micirio mit sechzig. Schließlich die ›Segnungen Al'Anfas‹. Marno war nicht Zyniker genug, um sich nicht einzugestehen, was diese Segnungen wirklich bedeuteten. Er hatte im Alter von dreizehn Jahren einer dieser ›Segnungen‹ beigewohnt, anschließend war er zwei Tage ›unpäßlich‹, das heißt, er hatte sich vor Entsetzen die Seele aus dem Leib gekotzt. Allerdings war er damals noch ein Kind gewesen, das entschuldigte vieles, sagte er sich, und die Welt war nun einmal so, wie sie war. Wäre es nach ihm gegangen, dann wären diese Schinken schon lange abgehängt worden und in einer düsteren Kammer weitab verschwunden, doch Imelde wollte dies nicht gestatten.

Endlich hatten sie das Speisegemach erreicht. Es war ein heller Raum, dessen Wände bis in Hüfthöhe mit gelben Fliesen verblendet waren, auf denen sich in Unauer Blau Tiere und Pflanzen tummelten, umgeben von omamentalen Schlangenlinien in Purpur und

Meergrün. Diese Kacheln umrahmten auch Tür- und Fensterbögen. In einer Ecke des weißgetünchten Raums stand ein Mohakrieger aus dunklem Holz, in der Hand einen Speer und auf dem Kopf eine Krone aus leicht verstaubten weißen Federn. Ernst und regungslos starrte er über den langen Tisch mit den hochlehnigen Stühlen hinweg, zu den halboffenen Fenstern mit den bleigefassten Rauten aus gelbem Glas. Er hatte schon seit Jahren keine Nase mehr – ein Werk Klein-Imeldes, ebenso wie die Schriftzeichen auf seiner Brust, die sie dort als Kind eingeritzt hatte. Ein waagrecht an der Wand hängender Sklaventod, darüber ein Kranz Messer und Dolche aus vielen Teilen Deres – Mengbillaner, Borndolche, Waqqifs, nivesische Wolfsmesser, nostrische Rundschäler –, ebenfalls Hinterlassenschaften von Großvater Micirio, vervollständigten die Einrichtung des Raumes.

Marno und Imelde hatten eben an den gegenüberliegenden Enden des Tisches Platz genommen, als die Tür aufgerissen wurde und laut lärmend Diago und Thesares hereinstürmten. »Kinder!« mahnte Marno nachdrücklich und brachte damit den Jungen und dessen kleine Schwester zum Verstummen. »Guten Morgen, Herr Vater und Frau Mutter!« krächte der Achtjährige, während sich seine Schwester wie immer schüchtern hinter ihm verbarg. »Setzt euch!« sagte Imelde, und beide schwangen sich auf die Stühle zu ihren Seiten, die etwas zu hoch für sie waren. Sogleich begannen sie, auf ihre Mutter einzuplappern. Froh, daß sie ihm noch eine Weile seine Ruhe lassen würden, doch schon mit Freude und einem gewissen Stolz, betrachtete Marno die Dreiergruppe am Ende des Tisches. Diago ähnelte sehr seiner Mutter: Er hatte die gleichen schwarzglänzenden Haare mit dem feinen Rotschimmer und ebenfalls die kleine, leicht rundliche Nase, während Thesares mit ihrer braunen Löckchenpracht und der schmalen Nase mehr ihrem Vater glich. Fast als

hätte sie seine Gedanken gehört, schaute das Mädchen lächelnd zu ihm herüber. Er zwinkerte ihr zu. Welch schöne Kinder er doch hatte!

Vorsichtig wurde die Tür ein weiteres Mal geöffnet und das Frühstück hereingebracht, reichlich für den Herrn des Hauses, kärglich für dessen Dame und die Kinder. Marno hatte sich nie an das lächerliche alafanische Frühstück gewöhnen können und zu Imelde, die wie immer an einem Saft nur nippen und lediglich eine halbe, selten eine ganze Perainfrucht zu sich nehmen würde, oft genug gesagt: Es ist ein Erbe meiner Ahnen, daß ich morgens hungrig bin, es ist ihr Blut, das in mir spricht. Doch soweit er sah, sprach dieses Blut weder in Thesares noch Diago. Wahrscheinlich lag es daran, daß sie in der Stadt aufgewachsen waren und nicht wie er am Rande des Dschungels.

Heute war es die Aufgabe der jungen Querinia, den Herrschaften ihre Speise zu bringen. Sie war ein Mädchen von gerade siebzehn Jahren, mit kupferfarbener Haut und flachsblonden Flechten. Ihr Gesicht war eher unscheinbar und ohne markante Linien, wurde aber beherrscht von einem Paar faszinierender brauner Augen, deren Leuchten heftig gegen die sonstige Durchschnittlichkeit ihres Antlitzes rebellierte. Wegen dieser braunen Augen überlegte Marno seit mehreren Wochen, ob er nicht einmal zu der Sklavin gehen sollte. Für gewöhnlich interessierte er sich nicht für so junge Frauen, doch Querinia wirkte älter auf ihn, als sie war. Überdies war sie von üppigen Formen, soweit man es unter der derben Sklavinnenkleidung erahnen konnte. Andererseits liebte es Marno, *anschließend* zu reden, und was sollte man mit einer Sklavin schon groß reden? Vermutlich würde es sich als schaler Genuß erweisen. Sicher, er hatte Freunde, denen es gleichgültig war, ob sie mit einer Frau oder einer Sklavin das Lager teilten, aber dieser Ansicht war Marno nicht. Und so ein dummes Ding, wer wußte schon, wie sie sich anstellte?

Es waren andere Zeiten gewesen, als er noch zu Hause auf der Plantage lebte. Da hatte es eine gegeben, ihren Namen hatte er im Lauf der Jahre vergessen, die anders gewesen war: ein wildes kleines Tier, heißblütig und lebendig wie der Urwald. Ihm war fast das Herz gebrochen, als sein Vater sie an einen Nachbarn verschenkt hatte. Zum Glück war sie nicht die einzige auf dem Landgut, die sich glücklich schätzte, wenn der junge Herr Marno sie beehrte, das ließ ihn seinen Schmerz vergessen. Er war damals noch jung, doch später hatte er derlei Gewohnheiten aufgegeben. Es schien ihm nicht mehr angebracht.

Während das Mädchen die Schalen und Tablettts auf-tischte, wechselte sein Blick hin und her zwischen ihren baumelnden Brüsten, die sich gegen ihre Bluse drückten, den Halbkugeln ihres Hinterns, den bloßen Fesseln, den nackten Füßen und den zierlichen Händen. Er überlegte, wie sie wohl wäre, starr wie ein Brett oder einfallsreich wie... Tapupa! Wie lange hatte er an diesen Namen nicht gedacht! Unvermittelt schaute ihn das Mädchen aus ihren vielversprechenden Augen an. Zwei Herzschnitte lang starrte Marno zurück, dann entschied er, daß es nicht angemessen wäre, wenn ein erwachsener Mann sich mit einer Sklavin paarte. »Du kannst gehen!« sagte er gnädig und fing an zu essen.

Querinia schloß die Tür zum Eßgemach hinter sich und lief den Gang mit den vielen Bildern, die so düstere Geschichten erzählten, hinunter zum Treppenhaus. Erst auf den Stufen zum Erdgeschoß wurde das beklemmende Gefühl in ihrer Brust etwas schwächer. Sie mochte es nicht, wie der Herr sie seit einiger Zeit ansah. Vor allem seitdem ihr die dicke Curma ungefragt erklärt hatte, daß der Herr sie wahrscheinlich bald werde zu sich kommen lassen, was eine große Auszeichnung sei. Shalima hatte dem widersprochen, der Herr habe das noch nie getan. Neidisch sei sie, hatte

Curma daraufhin lachend geantwortet, nur neidisch, weil bei Shalima schon lange niemand mehr auf solche Ideen gekommen wäre. Shalima hatte danach nichts mehr gesagt.

Querinia eilte durch den Hof, passierte den Durchgang, der zum Sklavenhof führte, und ging in die Küche, an deren Wänden kupferne und eiserne Pfannen und Töpfe hingen. Curma stand am Tisch, so daß man nur ihren Rücken sehen konnte, und knetete Teig, während die alte Shalima auf der Bank saß und mit geschlossenen Augen ihren Ellbogen rieb. Bisweilen verzog sich ihr faltiges vergilbtes Gesicht, das auf der einen Seite geschwollen und bläulich verfärbt war, vor Schmerz. »Ist es noch nicht besser?« fragte Querinia die grauhaarige Alte. »Sie stellt sich nur an«, kam es von Curma. Die Köchin drehte sich um, einen länglichen Fladen mehlbestäubten Teigs in der Hand: »Ein dummes Weib ist sie. Habe ich ihr nicht gesagt, sie solle sich vor Nestorio hüten? Jeder weiß, wie es ist, wenn der es auf einen abgesehen hat. Aber nein, sie hört ja nicht. Ja, sagst du, habe ich gesagt, ja, sagst du, zu allem, was er sagt, egal was. Jetzt schau, was du davon hast!« Zornig wandte sie sich wieder um, schlug den Teigfladen auf den Tisch und hieb ihn mit der Faust platt. »Er ist so ein boshafter Mensch!« stöhnte die Alte und schaute mit feuchten Augen zu Querinia auf. Das Mädchen starrte hilflos zurück, sie wußte nicht, was sie darauf antworten sollte. Schließlich, um doch etwas zu entgegnen, sagte sie: »Er führt sich auf, als wäre er etwas Besseres als wir.«

Curma schlug noch einmal kräftig auf ihren Teig und kam dann vom Tisch zu den beiden. Mit einer raschen Bewegung packte sie das Mädchen am Kinn, so daß sich ihr Daumen und ihr Zeigefinger in seine Wangen gruben. »Und ob er etwas Besseres ist. Er ist der Bonze! So weit steht er über dir wie Herr und Herrin über Nestorio. Was bist du denn schon? Bildest dir wohl etwas

ein, dummes Ding, nur weil der Herr ein Auge auf dich geworfen hat? Nichts bist du, nichts, gar nichts.« Sie ließ das Mädchen los und zischte leise: »Mach so weiter, und du bist die nächste. Sei froh, daß es nicht dich trifft. Hast wohl vergessen, wie es ist, wenn er dich auf dem Kieker hat, was?« Querinia, auf deren Wangen sich die Abdrücke von Curmas Fingern rot abzeichneten, schüttelte den Kopf. Sie hatte es nicht vergessen.

Pfeifend kam Sica zur Türe herein, ein Mann von nußbrauner Haut und wenig helleren Zähnen. Er teilte seit geraumer Zeit das Lager der Köchin. »Nun sitzt nicht den ganzen Tag faul rum und schafft endlich etwas!« herrschte Curma die anderen beiden schroff an und begrüßte mit glänzendem Lächeln ihren Liebhaber. Während sie tuschelten und lachten – Curma gurrend, Sica meckernd –, trat Querinia zum Trog, wo der Abwasch stand. Sie nahm einen mit Essensresten verkrusteten Topf, tauchte ihn ins Wasser und scheuerte ihn. Dabei dachte sie, daß Curma sicherlich recht hatte. Es wäre nicht gut, wenn Nestorio den Eindruck bekäme, sie könnte Mitleid mit der Alten haben. Er würde wütend darüber werden, und statt Shalima würde er dann sie piesacken. Es war besser, wenn sie sich von ihr fernhielt, solange der Bonze einen Groll gegen sie hegte. Es wäre klüger. Andererseits, die Alte tat ihr leid. Mit zusammengepreßten Zähnen scheuerte sie auf dem Topf herum und versank in einem Tagtraum, in dem sie Bonze war. O Nestorio, o Nestorio, dachte sie, wobei sich ihre Lippen zu dünnen Linien über die Zähne zurückzogen.

Wenig später kam eine der Beschützerinnen herein, eine Frau mit kantigem Gesicht, an ihrer Hüfte baumelte ein Säbel. Sie warf der fetten Köchin, die sich bei ihrem Eintreten von ihrem Galan abgewendet hatte, einen scharfen Blick zu, worauf diese hastig eine Schale mit rotem Linsenbrei füllte. Anschließend schnitt sie ein Stück von dem langen Laib Brot ab, ebenso von

einem Dörrschinken, der von der Decke hing. Alles zusammen reichte sie der Beschützerin, die auf jener Ecke des Tisches saß, wo eben noch die Köchin ihren Teig geknetet hatte. Wortlos nahm sie die Speisen entgegen und verzehrte sie langsam kauend, den Blick zur Tür gewandt, auf den Hof hinausspähend.

Querinia schaute von ihrem Abwasch hoch. Sie sah, wie Curma zum Herd ging, um das Feuer zu schüren, und dabei wortlos die alte Shalima zur Seite schob, die dort gerade hantiert hatte. Sie sah Sica, der auf einmal nicht mehr wußte, was ihn in die Küche geführt hatte, zur Tür hinaushuschen. Sie sah kurz Nestorio seinen Kopf hereinstrecken, der martialischen Frau einen unbeantworteten Gruß zunicken und wieder verschwinden. Sie sah die Frau auf der Tischkante mit der Tätowierung auf dem Arm, die ähnlich und doch völlig anders war als das Familienwappen auf ihrem Arm oder dem Arm von Curma, Shalima oder Nestorio. Sie sah diese kräftige Frau, die nur mit sich selbst beschäftigt kaute und die vielleicht nicht einmal wahrgenommen hatte, wer sich alles in der Küche aufhielt. Sie spürte, daß Curma recht gehabt hatte: Sie war gar nichts, über ihr stand Nestorio, darüber die Beschützerin, darüber standen die Herrschaften, und vielleicht anschließend, vielleicht auch noch etwas später kamen die Götter. So war die Welt, so war sie nun einmal.

Den frühen Nachmittag verbrachte die Familie auf dem Dach des Hauses, das von einem niedrigen Mäuerchen mit roten Ziegelzinnen umrandet war. Leintücher waren zum Schutz gegen die Sonne gespannt worden, wenige Pfützen, die in der Hitze rasch kleiner wurden, zeugten vom mittäglichen Regenguß. In einem Rohrsessel, ein geöffnetes schmales Büchlein auf den Knien, saß Marno und döste. Ein Stück von ihm entfernt saß Imelde, zu ihren Füßen der kleine Diago, weiter abseits Thesares mit Porquinia und ihren Jungen. Das kleine

Mädchen hatte sich einen Welpen geschnappt, streichelte ihn und kraulte ihn am Bauch. Ab und zu öffnete Porquinia träge eines ihrer Augen, um nachzusehen, ob auch alles seine Richtigkeit hatte.

»Also noch einmal! Wie heißen die großen Familien?« fragte Imelde ihren Sohn. Wenig begeistert und lustlos, die Augen bei seiner Schwester und den Hunden, zählte der Junge auf: »Bonareth, Florios, Karinor, Kugres...« Er stockte und schaute hoch zu seiner Mutter.

»Nun sag schon, Schätzchen, einer wird dir doch noch einfallen?« munterte sie ihn auf.

Ratlos knabberte Diago an seiner Unterlippe, bis es fragend aus seinem Mund kam: »Honak?« – »Nein, mein Goldstück«, korrigierte Imelde, »die Honaks gehören nicht zu den acht Familien. Der Name ist zwar wichtig, denn der Patriarch ist ein Honak wie vor ihm sein Vater und Großvater, aber sie gehören nicht zu den acht Familien. Also noch einmal.«

Während der Junge einen weiteren Versuch unternahm, die Namen der Mächtigen der Stadt zusammenzustammeln, dachte Imelde daran, wie schwierig es doch war, ihren Kindern etwas beizubringen. Sie wußte, daß sie ihnen keine gute Lehrerin war, zumal der Unterricht auch ihr keinerlei Freude bereitete. Doch irgendwann mußten die Kinder die wichtigen Dinge des Lebens erlernen, und ihr Vater war ein noch schlechterer Lehrer, da er schnell ungeduldig wurde. Sie seufzte: Welch eine Last!

Imelde bemerkte, daß ihr Sohn verstummt war und sie jetzt erwartungsvoll anschaute. Ihr fiel auf, daß sie keine Ahnung hatte, was er zuletzt gesagt hatte, und da sie nicht zugeben wollte, daß sie mit ihren Gedanken woanders gewesen war, fragte sie ihn: »Sind das jetzt alle?« Mit einem listigen Aufblitzen in den Augen antwortete Diago: »Ja, Mutter, alle zwölf.«

Imelde kniff ihn in die Nase: »Es sind aber insgesamt nur acht, mein Sternchen, also noch einmal.«

Aus der Luke, die zur Stiege nach unten führte, tauchte Nestorios kahler Schädel auf. Als der bullige Mann ganz herausgeklettert war, blieb er regungslos stehen. »Was gibt es?« fragte Imelde. »Eine Depesche ist für dich abgegeben worden, Herrin«, antwortete er. Imelde winkte ihn heran, nahm das versiegelte und gefaltete Pergament entgegen und studierte die Aufschrift. Die Handschrift war ihr unbekannt. Sie erbrach das Siegel, faltete das Pergament auseinander und überflog die sauber geschriebenen Zeilen – bestimmt das Werk eines Schreibers – bis sie den Namenszug der Unterschrift fand.

»Der Brief ist von Zor, Marno!« rief Imelde begeistert. »Er ist von Zor!«

»Welchem Zor?« entgegnete ihr Mann.

»Zordaphero Vuxphez! Erinnerst du dich nicht? Wie seltsam, noch heute morgen mußte ich an ihn und die anderen unserer alten Freunde denken! Zor, Zor, wie lange haben wir nichts mehr von ihm gehört!«

»Zor, tatsächlich Zor?« fragte Marno nach und beugte sich neugierig aus seinem Sessel vor. Früher war Zor ihm fast ein Bruder gewesen. »Wie geht es ihm?« drängte er. »Was treibt er, was hat er erlebt in all den Jahren?« Dann, nach einer kleinen Pause: »Was will er? Gold? Sind es die Oreales, wegen denen er sich plötzlich an seine alten Freunde erinnert?«

»Du bist garstig«, antwortete seine Frau, ohne von dem Schreiben aufzusehen. »Es geht ihm wohl ganz gut. Er ist mit dem Stab des Marschall-Gubernators du Metuant nach Port Corrad gelangt und scheint dort inzwischen recht große Ländereien zu besitzen. In Port Corrad, stell dir das vor! Schatz, wo liegt Port Corrad?«

Marno dachte einen Augenblick lang nach: »Ich meine, irgendwo bei Selem, zumindest nicht allzuweit weg davon!«

Imelde schaute von dem Brief hoch: »Selem, meine Güte!« Nach allem, was sie von Selem wußte, paarte

sich dort die Hälfte der Bewohner mit den Echsenmenschen aus den Sümpfen, während die andere Hälfte schlichtweg verrückt war. Bei Boron, Selem! Sie schüttelte sich in einem angenehmen Schauer des Entsetzens. Da konnte nicht viel dazu gehören, zahllose Rechtmeilen sein eigen zu nennen! Vor ihrem geistigen Auge sah sie den bemitleidenswerten Zor auf der Veranda seines Pfahlbaus sitzen und über endlose Weiten Sumpflands stieren, während ein schuppenhäutiger Diener oder Sklave unter vielen Verbeugungen näher trat, ein Tablett mit einer Tasse Tee in den Händen, und mit gespaltener Zunge zischelte: »H'rr, noch etw'ss Tt'hee?« Sie reichte Marno den Brief: »Bei Selem, der Arme, ist es nicht schrecklich?«

Marno las nun seinerseits das Schreiben, wiederholte dabei einige Sätze, die er gelesen hatte, laut und schloß dann: »Ich glaube, du hast falsche Vorstellungen, Liebste. Port Corrad ist schließlich nicht Selem. Und selbst wenn... Oderin du Metuant hätte sich nie dorthin schicken lassen, wenn es dort nichts zu holen gäbe.« Er blickte auf Nestorio: »Was ist, warum bist du noch da?«

»Verzeih, Herr, doch der Bote brachte noch mehr«, erklärte Nestorio.

»Ich weiß«, antwortete sein Herr etwas ungeduldig, »in dem Brief ist die Rede von einem Geschenk. Hast du es nicht unten abgestellt?«

»Es ist kein Gegenstand, Herr.«

»Was dann?«

Statt einer Antwort beugte sich der Bonze über die Öffnung der Luke: »Komm herauf!«

Imelde zog erstaunt die Brauen hoch. Es lebte? Ein Tier? Doch es verstand auch, also konnte es wohl kaum ein Tier sein. Also mußte Zor... Er hatte ihnen doch nicht am Ende eines dieser gräßlichen Echsenwesen geschickt? Nein, nicht Zor, so skurril war sein Humor nicht – andererseits, die Jahre mochten vieles bewegt haben.

Doch statt einer schuppigen Gestalt mit gezacktem Kamm auf dem Haupt, wie Imelde es trotzdem insgeheim erwartet hatte, kam aus der Luke ein völlig normaler Mensch. Er mochte Mitte Zwanzig sein, Haare und Augen schwarz, das Gesicht verwechselbar, die Haut hellbraun. Nicht überaus kräftig, doch allem Anschein nach in guter Verfassung.

»Wie Dröllig!« kommentierte Imeldes Gemahl. »Zor hat uns einen Sklaven geschickt. Ich sage dir, er tut das nicht ohne Grund, irgend etwas will er von uns,« Er nahm abermals den Brief in die Hände, überflog ihn ein weiteres Mal, fand jedoch nichts, das auf irgendwelche verborgenen Absichten des Absenders schließen ließ. Er sprach zu dem jungen Mann: »Es wird ja wohl irgendwelche Gründe haben, daß unser Freund dich geschickt hat. Hast du besondere Fähigkeiten?«

Ohne zu zögern, antwortete dieser: »Ich kann lesen und schreiben, Herr, und auch ein wenig rechnen,«

Imelde verdrehte die Augen zum Himmel: »Sonderlich gut erzogen ist er jedenfalls nicht. Selem – meine Güte!«

Nestorio zischte zu dem Schwarzhaarigen: »Diener sagen Herr, Sklaven nicht. Außer mir. Auch hast du nur über mich zu reden, wenn der Herr oder die Herrin dich nicht mit Namen ansprechen.« Dabei betonte er ›Herr‹ und ›Herrin‹ als Zeichen seiner privilegierten Stellung. Der Gemaßregelte antwortete nicht, sondern blickte nur mit unbewegtem Gesicht zurück.

»Wie kann ein Sklave lesen und schreiben lernen?« fragte Imelde weiter.

Der Angesprochene warf seinen neuen Herrschaften unter halbgesenkten Lidern einen verstohlenen Blick zu. Er ließ ihn von dem Mann mit den geölten Löckchen und der herrischen Rabennase zu dessen um einige Jahre jüngeren Frau wandern, deren braunen, stark umschminkte Augen eng beieinanderstanden, und dann zurück zum großporigen Gesicht des Bon-

zen. Ihm antwortete er: »Ich war einst Praiosschüler in Neetha,« Der Bonze wußte gewiß nicht, wo Neetha lag, und Imelde kümmerte es nicht, wie ein einstiger Praiosschüler Sklave ihres Freundes Zor werden konnte. Ein Gedanke keimte in ihr. Marno kommentierte das Gehörte mit einem lächelnden Blick auf seinen neuen Besitz: »Er lernt schnell, so schlimm scheint es in Port Corrad dann doch nicht bestellt zu sein. Zor hat uns wirklich ein wertvolles Geschenk geschickt, einen Sklaven, der lesen und schreiben kann! Allerdings weiß ich augenblicklich nicht, wofür wir ihn verwenden sollen.« Er griff abermals nach dem Brief:

»Warum diese Großzügigkeit? Ob er einfach angeben will?«

Marno kam nicht mehr dazu, abermals den Brief bis zu seinem Ende nach einem verdächtigen Hinweis zu durchforsten, denn Imelde hatte einen Entschluß gefaßt. »Wenn du keine Verwendung für ihn hast, Schatz, so weiß *ich* eine: Er könnte der Hauslehrer der Kinder werden. Er könnte Diago und auch Thesares das Lesen und Schreiben beibringen. Als ich in Diagos Alter war, hatte ich ebenfalls einen Hauslehrer. Er war ein alter Sklave mit weißen Haaren, der stets etwas gebeugt ging. Manchmal nannte ich ihn scherzeshalber Großvater. Er sah wirklich aus wie ein solcher. Ich meine, alle Kinder müßten so einen Großvater haben.«

Vergessene Erinnerungen an ihren alten Lehrer überkamen Imelde, ein Kaleidoskop verblichener Bilder. Wie sanftmütig er doch gewesen war, und wie geduldig er ihr alles so lange erklärt hatte, bis sie es verstand! Aus der Vergangenheit meinte sie, seine alte brüchige Stimme zu hören. Liva hatte er geheißsen, Großvater Liva. Welch ein Unglück, daß er so früh gestorben war, gleich nach ihrem elften Tsatag!

Dies war ein Teil von Imeldes Erinnerungen, den sie am liebsten ganz vergessen hätte. Es hatte einen Streit gegeben zwischen ihr und ihren Eltern, einer Geringfügig-

gigkeit wegen, jedenfalls sah sie es heute so. Sie hatte sich zu ihrem Tsatag ein Pärchen Goldleiern gewünscht und sich seit Tagen darauf gefreut, ihnen einige Worte beizubringen. ›Imelde!‹ sollten sie rufen und ›Großvater Liva!‹. Doch am Tsatag bekam sie keine Goldleiern, sondern statt dessen Avesfinken. Hübsche Vögelchen, die wunderbar sangen, nur leider nicht sprachen. Imelde war deswegen furchtbar enttäuscht gewesen und hatte sich ungeliebt, zurückgesetzt und sehr gedemütigt gefühlt und deshalb aus Bosheit und schierem Trotz Großvater Liva während eines Spaziergangs an den Hängen des Visra einen Stoß versetzt, so daß er einen Abhang hinuntergestürzt war und zu Tode fiel. Ihre Eltern waren darüber sehr aufgebracht gewesen und hatten sie geschlagen, das einzige Mal in ihrer Kindheit. Zwar nicht während der Züchtigung, aber doch später hatte sie eingesehen, daß sie die Strafe verdient hatte.

»He, du«, befahl Imelde dem Schwarzhaarigen, »geh ein paar Schritte!«

Mit federndem Schritt ging der junge Mann bis zum Ende der Terrasse und drehte sich um.

»Geh langsamer«, forderte ihn Imelde auf, »tu so, als wärst du ein alter Mann!«

Der Sklave verharrete einen Herzschlag lang, dann ging er langsam, steifbeinig und mit dem richtigen Quentchen Unsicherheit in seinen Bewegungen den Weg zurück.

Imelde war sehr zufrieden. »Er ist wirklich ungemein gelehrig«, sagte sie zu Marno.

»Was hast du vor?« fragte er.

»Ich sprach doch von meinem einstigen Hauslehrer«, erklärte sie, »und ich dachte, wenn der Bursche sich anders bewegt und wir ihm die Haare bleichen, vielleicht noch kräuseln und ausdünnen...«

Marno lachte in sich hinein. Er mochte diese kleinen Verrücktheiten Imeldes. Er schloß die Augen, dachte mit ernstem Gesicht nach und öffnete sie wieder.

»Ja, ich kann es mir vorstellen«, sagte er. »Du, geh noch einmal.«

Abermals schlurfte Zors Geschenk zum Ende der Terrasse.

»Immer noch ein bißchen wie ein Junger, der sich ausgibt für einen Alten«, urteilte Imeldes Mann.

»Findest du? Wenn er lange genug übt, wird sich das legen«, gab Imelde mit einem leicht trotzigem Unterton zurück.

»Bestimmt. Aber wäre es nicht besser... He, du, mach einen Buckel... Schieb die Schultern etwas vor, laß die Arme mehr hängen... Jetzt streck den Kopf noch etwas weiter vor!«

Während der Sklave vor ihnen auf und ab ging, verwandelten sich seine Bewegungen unter Marnos Anweisungen immer mehr zu denen eines Greises. Imelde klatschte vor Freude in die Hände und warf ihrem Gemahl einen zärtlichen Blick zu. Wie schlau Marno doch war! Ja, so würde es passen.

»Hat er schon einen Namen?« fragte ihr Gatte.

Sie zuckte mit den Schultern: »Du kennst doch den Brief. He, du, wie hat dich dein Herr Zordaphero genannt?«

»Zurbaranzisco«, antwortete der neue Sklave, wohlbedacht darauf, es nicht seiner Herrin zu sagen, sondern dem Bonzen, der mit abwesendem Blick vor ihm stand.

»Welch scheußlicher Name!« rief Imelde aus. »Du wirst ab heute Liva heißen. Kannst du dir das merken, Liva?«

»Ja«, antwortete er und wandte dabei den Blick von dem Bonzen ab und seinen neuen Gebietern zu.

»Nestorio«, ergriff nun Marno das Wort, »Liva wird hungrig sein, also zeig ihm die Küche. Wenn er fertig gegessen hat, soll ihn Zeradia zu einem Barbier bringen, damit seine Haare gerichtet werden. Etwas Schminke wäre vielleicht auch ganz gut. Außerdem

muß das Familienzeichen... Ach, schick sie einfach her, damit ich es ihr erkläre. Du machst derweil eine Kammer für ihn frei. Er ist der Lehrer meiner Kinder und soll nicht mit den anderen hausen. Und jetzt ab!«

Der Oberste aller Sklaven nickte knapp und ging voran zur Luke, gefolgt von dem Neuen, der sich dabei entspannte und zu seinen natürlichen Bewegungen zurückfand.

»Liva!« rief Imelde scharf. »Wie sollst du gehen?« Liva nahm die verkrampfte Haltung wieder ein.

Nur Curma und Querinia waren in der großen Küche, als Liva sie betrat. Er schaute sich flüchtig um und trat zu dem Mädchen. »Ich habe Hunger, Maid«, sagte er. »Wenn du mir etwas zu essen geben könntest?« Querinia blickte unsicher auf den Fremden, von dem sie nicht wußte, wer oder was er war. »Ich bin neu im Besitz unserer Herrschaften«, erklärte er. »Ich werde der Hauslehrer ihrer Kinder sein. Und wenn du mir jetzt etwas zu essen geben könntest... Ich habe wirklich Hunger, Maid.«

Querinia füllte eine Schale mit Linsenbrei. Sie war verwirrt, da sie nicht einschätzen konnte, welches die Stellung des Neuen war. Als Sklave stand er natürlich unter den Beschützern und wahrscheinlich auch unter Nestorio, aber stand er jetzt über ihr, oder war er ihr gleichgestellt? Das war eine schwierige Frage.

»Nun mach schon, M-a-i-d«, kam es spöttisch von Curma. »der Herr hat Hunger, M-a-i-d.«

Querinia errötete und reichte Liva die Schale. Er nahm sie entgegen und sagte dabei laut: »Ich wußte nicht, daß Kröten sprechen können.«

Querinia lachte nicht, aber ein fröhlicher Funke blitzte in ihren Augen auf. Für Liva war er wie ein einzelner Sonnenstrahl während der Regenzeit. Liva grinste zurück: »Ich heiße Liva, und welches ist dein Name?«

»Querinia. Und das ist Curma. Sie ist die Köchin. Ich helfe ihr.«

»Hast du nichts Besseres zu tun als zu schwatzen, du faules Ding?« kam es grob von der Dicken. »Soll ich denn immer alles allein machen?«

Das Mädchen blickte zur Köchin, dann zu Liva, und als dieser nichts sagte, ging sie wieder ihrer Arbeit nach. Der Schwarzhäarige hatte nichts dagegen eingewendet, daß Curma sie von ihm weggerufen hatte, also war er ihnen wohl gleichgestellt.

Schweigsam aß Liva zu Ende, dann gab er Querinia die Schale zurück. Im Hinausgehen zwinkerte er ihr noch einmal aufmunternd zu. Nachdem er schon einige Zeit fort war, schlug Curma das Mädchen. Als Kröte wollte sie sich nun doch nicht bezeichnen lassen.

Wie ihn Nestorio geheißsen hatte, lenkte Liva seine Schritte zum Sklavenquartier, einem länglichen einstöckigen Gebäude mit vier winzigen Anbauten mit kegelförmigen Dächern. Diese Anbauten waren ursprünglich für die Wöchnerinnen unter den Sklavinnen gedacht gewesen, aber schon kurz nach seiner Erwerbung hatte sich Nestorio im größten davon ausgebreitet, und es gab niemand, der es ihm streitig gemacht hätte. Damit Liva ein eigenes Quartier bekommen konnte, wie es der Herr befohlen hatte, hatte der Bonze Galiner und ihren Zwillingen befohlen, wieder zurück ins Haupthaus zu den anderen fünfzehn Sklaven und Sklavinnen zu ziehen. Dieses bestand lediglich aus einem einzigen Raum, in dem seine Bewohner ihre Schlafstätten hatten und ihre unbedeutenden Besitztümer aufbewahrten. Hier wurden die Sklaven geboren, hier lebten sie, und hier starben sie auch, wenn sie nicht vorher weiterverkauft wurden.

Livas neue Bleibe war winzig. Sie war groß genug, um darin zu liegen, ohne daß seine Füße zum Ausgang hinausragten, aber nicht hoch genug, um aufrecht darin zu stehen. Dennoch war es ein Privileg, hier schlafen zu

dürfen, fernab von den Gerüchen, den Zänkereien, dem nächtlichen boronischen Schnarchen und rahjaischen Stöhnen seiner Mitsklaven.

Liva betrat die Kammer, in der er künftig leben sollte, nur kurz. Gleichgültig betrachtete er die rohen Lehmwände und das Schilfdach. Als er wieder herausgekrochen kam, meinte Nestorio: »Bilde dir bloß nichts darauf ein. Du haust hier nur deshalb, weil der Herr es befohlen hat. Wenn du mir krumm kommst, kann ich jederzeit dafür sorgen, daß du zu den anderen mußt. Hörst du?« Liva nickte nur gleichgültig und drehte dem Bonzen den Rücken zu. »Wo ist diese Zeradia, zu der du mich bringen solltest?« fragte er eher beiläufig.

Nestorios Rechte schoß vor, umklammerte Livas Schulter und zwang ihn herum. Wie einfach das doch ist! Welch ein Schwächling! dachte er und preßte den Neuen gegen die Wand des Anbaus. »Niemand dreht mir den Rücken zu, wenn er mit mir spricht, verstanden?« knurrte er, und um seine Worte zu bekräftigen, boxte er Liva hart gegen den Oberarm. »Verstanden?« wiederholte er.

»Ja, Bonze«, antwortete Liva mit gesenktem Blick.

Als Zeradia kam, die Beschützerin, um den neuen Hauslehrer zum Barbier zu führen, rief ihm Nestorio gehässig hinterher: »Hast du vergessen, was die Herrin gesagt hat? Wie sollst du gehen, Liva?«

Sogleich verfiel jener wieder in den gekrümmten Greisengang.

Als Querinia Liva am Abend wiedersah, hätte sie ihn fast nicht wiedererkannt. Es lag nur am Familienzeichen der Gordovanaz, das auch ihm inzwischen auf den Arm gemalt worden war, daß sie ihn nicht für irgendeinen Fremden gehalten hatte, denn die Anordnung der Farben wies ihn eindeutig als zum Haushalt gehörig aus, und da nicht von zwei Neulingen getratscht worden war, schloß sie, daß der alte Mann, der

dort unter den Arkaden auf einer Steinbank saß und den Kopf gegen die Wand gelehnt hatte, wohl Liva sein müsse. Erstaunt starrte sie ihn an.

Livas Haar war nicht mehr schwarz, sondern weiß gebleicht und mit der Brennschere in Löckchen gelegt worden. Zusätzlich hatte der Barbier ihm große Geheimratsecken rasiert. Doch nicht allein das trug zu dem Anschein bei, daß er in wenigen Stunden um Jahrzehnte gealtert war, sondern auch die Schminke, die man ihm aufzulegen befohlen hatte. Man hatte ihm beigebracht, sie so aufzutragen, daß seine Haut älter und faltiger wirkte. Von Ferne erfüllte die Farbe durchaus ihren Zweck, doch aus der Nähe sah Liva aus wie eine bemalte Holzpuppe.

»Ich bin es tatsächlich«, erklärte er und hob beide Hände in einer hilflosen Geste. Querinia fragte nicht nach, warum Liva jetzt so aussah, denn zuerst Nestorio, dann Curma und schließlich Sica hatten es schon herumerzählt. Nur, daß es so schlimm aussähe, das hatte sich Querinia nicht vorgestellt. Sie setzte sich zu ihm.

»Du kommst nicht aus Al'Anfa?« eröffnete sie das Gespräch.

»Nein«, antwortete er, »aus Neetha. Das ist eine Stadt im Lieblichen Feld, weit im Norden.«

»Und wann haben dich deine Herrschaften verkauft?«

»Sie haben mich nicht verkauft«, antwortete er langsam, »es gibt dort keine Sklaven.«

Querinia starrte ihn nur großäugig an. Das konnte nicht wahr sein. Da sie keine Lust hatte, sich Lügengeschwätz anzuhören, stand sie auf, damit er sähe, daß sie ihn durchschaut hatte.

»Bleib doch, Querisch, es stimmt wirklich«, sagte Liva und verzog dabei das Gesicht so komisch, daß Querinia lachen mußte. Doch vielleicht rührte der komische Gesichtsausdruck auch nur von der Schminke.

»Querinia heiße ich«, verbesserte sie ihn und ließ

sich wieder nieder. »Aber wenn es dort keine Sklaven gibt...?«

»Ich bin später Sklave geworden, in Chorhop«, erklärte er ihr. »Weißt du, ich war Schüler im Praiostempel in Neetha und sollte eigentlich Schreiber und Kalligraph werden, aber weil es dort so streng zuging, bin ich eines Tages geflüchtet. Ich dachte, woanders lebe es sich besser. Also bin ich mit einem Schiff nach Chorhop durchgebrannt. Aber es war nicht besser, ich bin dort bloß ein kleiner Junge gewesen, der nichts besaß. Also, was habe ich getan?«

Er schaute Querinia an, als erwartete er eine Antwort von ihr. Sie konnte ihm aber keine Antwort geben, da sie immer Sklavin gewesen war und man ihr stets gesagt hatte, was sie zu tun habe.

Liva beantwortete seine Frage selbst: »Ich habe das getan, was jedes Kind tut, das allein in einer fremden Stadt ist und nichts besitzt. Ich tat das, was Bruder Phex mich wies. Das ging einige Zeit ganz gut, bis man mich faßte. So wurde ich Sklave. Später bin ich nach Port Corrad weiterverkauft worden.«

Querinia warf einen zweifelnden Blick auf das bemale Gesicht. Konnte das alles stimmen? Konnte er wirklich schon in so vielen Städten, deren Namen sie sich kaum merken konnte, gewesen sein? Sie hatte sich immer vorgestellt, daß nur große Krieger, noch größere als Zeradia, oder sehr alte Gelehrte soviel von der Welt gesehen haben könnten. Aber der da? Er sah nur alt aus, aber er war nicht einmal zehn Jahre älter als sie. Insgeheim erwartete sie, ihn plötzlich in lautes Lachen ausbrechen und zugeben zu sehen, daß er geschwindelt hatte. Doch sein Gesicht blieb ernst, vielleicht sagte er sogar die Wahrheit.

»Dieses Neetha, sieht es aus wie Al'Anfa?« fragte sie.

Liva dachte einen Augenblick lang nach, fast so, als habe er vergessen, wie es dort aussah, vielleicht auch so, als wolle er sich nicht gern daran erinnern.

Zuerst erzählte er zögernd, dann flüssiger: »Es sieht völlig anders aus. Es gibt dort keinen dunklen Berg wie den Visra. Neetha ist ganz aus rosarotem Marmor erbaut mit Hunderten von Türmchen und geschwungenen kleinen Brücken über die vielen Arme des Flusses. Ich erinnere mich noch genau an das eine Mal, als ich Neetha vom Meer aus sah. Es war abends, und das Licht der sinkenden Praiosscheibe färbte die Stadt leuchtendrot, als würde sie brennen. Es war eine Stadt mit zahllosen Türmen, eingehüllt in eine nichtverzehrende Lohe, dahinter die Goldfelsen, die strahlten, als wären sie wirklich aus Gold.«

Nach einer Pause sprach er weiter: »Die Goldfelsen sind ein hohes Gebirge, viele Meilen von der Stadt entfernt. Ich muß oft an diesen letzten Anblick denken.«

Liva verstummte, schaute zu Boden und rieb sich ein wenig Staub von den Füßen. Einem plötzlichen Bedürfnis folgend, legte ihm Querinia tröstend eine Hand auf den Arm. Liva hob den Kopf, schaute ihr ins Gesicht. Kein bißchen Trauer lag in seinen Augen. Er wirkte eher wie jemand, der dieselbe Geschichte zum hundertsten Mal erzählt.

»Es gibt dort einen Drachen im Gebirge, weißt du? Aber er kommt nie bis zur Stadt. Er ist uralte, und es heißt, man könne große Macht und Weisheit erlangen, wenn man mit ihm spricht. Jedenfalls wenn er einen vorher nicht frißt« Dabei grinste Liva das Mädchen breit an.

»Ich habe es allerdings nie selbst versucht, zumal ich damals sowieso noch ein kleiner Junge war. Dann gibt es noch die Bunte Mauer von Neetha. Sie ist dreihundert Schritt lang und vier Schritt hoch. Viele Kaiser sind darauf abgebildet und auch die Taten großer Helden und Heldinnen, wie zum Beispiel die der Heiligen Thalionmel... Aber das ist auch alles, was mir noch einfällt. Immerhin sind dreizehn Jahre verstrichen, seit ich aus Neetha wegging.«

Mit einem schiefen Lächeln blickte er Querinia an, die über so viel Wunderbares erst einmal nachdenken mußte, und sagte: »Du hast hübsche Augen, weißt du das? Sie sind betörend wie Lotosblüten.«

Dieser unerwartete Themenwechsel riß Querinia schlagartig aus ihren Träumen von rosafarbenen Brückchen, zarten Türmchen und goldschimmernden Gebirgen. Erstaunt gab sie zurück: »Und da hast du Schreiben gelernt?«

»Was?«

»In Neetha.«

»Ja, auf der Praiosschule.«

»Kannst du mir das beibringen?«

»Sicherlich«, antwortete Liva so beiläufig, als wüßte er nicht, daß es in Al'Anfa streng verboten war, Sklaven derlei zu lehren. Rasch stand das Mädchen auf, verabschiedete sich und eilte davon. Es rauschte in ihren Ohren wie von einer Brandung. »Es gibt dort einen Drachen« und »Du hast Augen wie Lotosblüten«, raunte die Gischt. Liva sah ihr nach, bis sie verschwunden war.

Am nächsten Tag begann Livas Dienst als Hauslehrer. Man hatte einen Raum im Herrschaftsgebäude freige-macht, wo er in wachsbeschichtete Tafeln die Schriftzei-chen einritzte, die Diago und seine Schwester nach-zeichnen sollten. Livas Bemühungen stießen bei Diago auf genauso wenig Interesse wie schon zuvor die seiner Mutter, und statt Livas Buchstaben nachzuzeichnen, bemalte er seine Wachstafel lieber mit Bildern, Nachah-mungen der Gemälde, die in dem langen Flur zum Eß-zimmer hingen. Seine kleine Schwester hingegen war völlig damit ausgelastet, dieses groteske Wesen zu be-obachten, das ein junger Mann war, aber hergerichtet war wie ein alter und das sich auch bisweilen wie ein Greis bewegte, zumindest, wenn ihre Mutter vorbeikam und mahnte: »Liva, wie sollst du dich bewegen?«

Liva drehte sich weg von dem verwirrenden Starren des Mädchens, das an seinen Nerven zerrte, richtete sich kurz auf, um seinen verkrampften Muskeln etwas Linderung zu verschaffen.

»Junger Herr Diago, wenn du nicht aufhörst, deine Tafeln mit Bildern zu bekritzeln, werde ich es deinem Vater sagen.«

Der Junge sah ihn flüchtig an: »Dann sage ich ihm, daß du manchmal anders gehst, als es Mutter befohlen hat. Dann wird er dich schlagen lassen.«

»Aber er wird mich auch schlagen lassen, wenn ich dir das Schreiben nicht beibringe«, erklärte Liva.

Der Junge beugte sich wieder über seine Tafel und malte weiter. Was kümmerte es ihn, was mit diesem lästigen Sklaven geschah?

»Wie willst du jemals den Besitz deiner Familie verwalten können, wie willst du jemals ein Herr sein können, wenn du nicht schreiben kannst?« bohrte der Hauslehrer weiter.

»Ich werde mir einen Sklaven kaufen, der schreiben kann.«

»Aber wie willst du jemals wissen, daß dein Sklave auch das schreibt, was du ihn zu schreiben heißt?«

»Was sollte er denn sonst schreiben?«

»Stell dir vor, du diktierst ihm einen Brief, und er schreibt etwas ganz anderes, als du ihm diktiert hast. Er schreibt einfach das, was ihm gerade paßt«

Diago starrte seinen Lehrer erstaunt an: »Ich werde ihn dafür auspeitschen lassen.«

»Aber nur, wenn du es merkst. Wie willst du es denn merken, wenn du weder schreiben noch lesen kannst?«

Der Junge dachte kurz nach, dann erklärte er mit triumphierender Stimme: »Ich kaufe mir einen zweiten Sklaven, der auf den anderen aufpaßt«

»Und wenn sich die beiden absprechen?«

Diese Frage traf den Jungen wie eine Ohrfeige. Sklaven, die sich zusammentaten und gegen ihren Herrn

absprachen, das war fast so schlimm wie Götterlästerung!

»Ich werde beide in die Arena schicken! Oder ich lasse sie an Pfählen im Hanfla anbinden, damit die Krokodile sie fressen!« erklärte er empört.

»Dann hast du keinen Sklaven mehr, der für dich liest und schreibt«

»Dann eben nur einen von beiden,«

»Dann sind wir wieder am Anfang, und der Kreis hat sich geschlossen«, erklärte der Lehrer trocken.

Diago wußte daraufhin nichts mehr zu sagen, und wenigstens für einige Tage bemühte er sich, den Anweisungen des Lehrers zu folgen.

Der Neue war bei den anderen Sklaven nicht sehr beliebt. Zum einen, weil seinetwegen Galiner mit ihren stets plärrenden Neugeborenen ins Hauptgebäude des Sklavenquartiers zurückgekehrt war, zum anderen, weil er ihre Gesellschaft zu meiden schien. Er klatschte nicht, begann nie von selbst zu reden und bezog auch nie Partei, wenn es darum ging, jemanden zu verspotten oder zu hänseln. Sprach man über ihn, so ging er entweder einfach davon oder gab eine kurze scharfzüngige Antwort. Er galt als eingebildet und hochnäsigt. Und selbst Nestorios Sticheleien, der ihn gern ›Alterchen‹ nannte oder ihn mit boshaftem Vergnügen daran erinnerte, was die Herrin befohlen hatte, wenn er einmal nicht krumm und gebeugt ging oder stand, schienen an ihm abzugleiten. Er tat immer so, als hätte er nichts gehört, es sei denn, Nestorio ging ihn direkt an. Dann senkte er den Blick oder murmelte unterwürfige Worte. Schale Erfolge für Nestorio. Er war unzufrieden, denn diese Form der Unterwerfung kam ihm unehrlich vor. Zum Ausgleich schikanierte er die alte Shalima um so stärker. Tatsächlich war Liva froh, wenn er sich abends in seine Hütte zurückziehen, hinlegen und ausstrecken konnte, um seine verspannten und schmerzenden Muskeln zu lockern.

Nur mit einem Menschen hatte er mehr Kontakt, mit Querinia nämlich, die gern zu ihm kam. Sie hatte das Gefühl, daß sie ihm etwas erzählen konnte, ohne daß er es gleich weitererzählte, daß er ihr zuhörte, ohne die erste Gelegenheit zu nutzen, über sich selbst zu reden, statt ihr zu lauschen, oder schlimmer noch, ihr mit seinem eigenen Gerede klarzumachen, wo sein Platz in der Sklavenhierarchie war und wo der ihrige, so wie etwa Curma es meist tat.

»Erzähl mir von Neetha« bat Querinia manchmal. Liva lächelte darauf stets und antwortete: »Ich habe dir doch alles erzählt, woran ich mich noch erinnere.«

»Dann erfinde etwas!« bettelte sie, denn sie wollte mehr über diese rosafarbene Stadt wissen, wo es angeblich keine Sklaven gab. Und so spann Liva sein Garn, erzählte ihr von dem goldenen Drachen, der einen Edelstein in seinem Kopf trug, von dem tapferen Fürsten Daripher, der vor langer Zeit in Neetha geherrscht habe. Er erzählte ihr eine lustige Geschichte, in der der Fürst eine ganze Räuberbande übertölpelte, eine gruselige von einem Widergänger, den Daripher von seinem Fluch befreite und endgültig in Borons Hallen schickte, schließlich eine blutrünstige und sonderbare, die davon handelte, wie der Fürst einst den Mordanschlägen eines Vasallen entkam und ihn nicht bestrafte, sondern ihm verzieh.

»Was ist aus dem Fürsten geworden?« wollte Querinia wissen.

»Er ist ertrunken«, behauptete Liva.

»Ist er nicht!« widersprach Querinia.

»Doch. Sonst würde er noch heute leben«, bestand Liva schmunzelnd auf seiner Behauptung.

Querinia war unzufrieden darüber. Sie wußte ja, daß Liva sich die ganze Geschichte ausgedacht hatte, und es machte ihr auch nichts aus, denn es war eine völlig andere Welt als die ihre, von der er erzählte, doch warum mußte der Fürst Daripher am Ende einfach er-

trinken? Konnte die Geschichte nicht anders enden? Nachdem sie lange genug gedrängelt hatte, gab Liva endlich nach. »Ein paar Bauern behaupten, daß er noch lebt«, räumte er ein und sah so ernst aus, daß Querinia fast glaubte, es sei vielleicht doch keine erfundene Geschichte gewesen, aber dann verzog sich das bemalte Gesicht zu einem Lachen.

Am vierten Tag nach Livas Ankunft bat sie ihn: »Bring mir bei, wie man schreibt.«

Liva nahm einen Zweig und malte einige Zeichen in den Staub des Sklavenhofs. »Das kenne ich«, sagte sie, »das ist mein Name.« Liva wischte die Zeichen wieder aus und schrieb etwas Neues. Querinia betrachtete die vielen geschwungenen Zeichen, von denen sie kein einziges erkannte. Sie sahen eigentlich nicht aus wie etwas Geschriebenes, sondern eher wie eines der verflochtenen Muster auf den Kacheln an den Wänden der Arkaden.

»Was bedeutet es?« wollte sie wissen.

Liva zeigte auf die ersten Zeichen: »Das ist dein Name.«

»Aber ich weiß, wie man Querinia schreibt. Das ist anders.«

»Es ist kein Garethi, sondern Tulamidya. Ich habe es in Chorhop gelernt.«

»Es gibt dort noch eine andere Schrift?« rief das Mädchen erstaunt aus.

»Nicht nur dort«, meinte Liva, »es gibt viele Schriften, genauso viele, wie es Sprachen gibt. Doch man muß nicht alle beherrschen.«

»Aber was heißt es denn nun?«

Livas Finger fuhr an den Schriftzeichen entlang, dabei sprach er: »Querinias Augen sind wie Perlen auf dem Gewand der Nacht« Wieder hörte das Mädchen das Rauschen der Brandung.

Während der Mittagsruhe des nächsten Tags lag Liva lang ausgestreckt im Sklavenhof und ließ sich von der

Sonne bescheinen. Neben ihm saß Querinia und erzählte angebracht: »...dann hat er sie heute morgen wieder geschlagen, obwohl sie doch nichts dafür konnte.« Sie schwieg. Leise fuhr sie fort: »Heute nacht habe ich zum Herrn Boron gebetet, daß er ihn zu sich holen solle.«

Liva beschattete die Augen mit der Hand und sah zu ihr hoch: »Und du meinst, er wird es jetzt tun?«

»Wenn man ihn nur fest genug anfleht, vielleicht.«

Liva gab ein röchelndes Lachen von sich: »Wenn es nur um das Flehen ginge, dann würde vermutlich halb Al'Anfa morgen tot umfallen.«

»Aber vielleicht macht er doch bei Nestorio eine Ausnahme? Das kann doch nicht richtig sein, was er mit der armen Shalima tut... Ich wünschte, wir wären nicht hier, sondern in deinem Neetha, und es gäbe deinen Fürsten Daripher noch. Bestimmt würde er es dem Bonzen heimzahlen. Meinst du nicht?«

»Das ist schwer zu sagen. Der Fürst handelte einmal so, ein anderes Mal ganz anders.«

»Wie kann er einmal so und einmal anders handeln, wenn du ihn dir nur ausgedacht hast?« meinte Querinia empört.

»Vielleicht habe ich mir das ja gar nicht ausgedacht«

Beide schwiegen. Dann ergriff Liva wieder das Wort:

»Es soll Leute geben, die man bezahlt, damit sie jemanden zu Boron schicken.«

Ein Frösteln überlief Querinia, und sie sah, daß sich die Haare auf ihren Unterarmen aufgerichtet hatten. Fast unhörbar leise murmelte sie: »Die Hand Borons.«

»Zum Beispiel«, pflichtete Liva bei, »zum Beispiel die Hand Borons... Als ich noch ein Junge in Chorhop war, habe ich jemanden gesehen, von dem auch behauptet wurde, daß er derlei tue.« Er richtete sich auf und schaute Querinia ins Gesicht.

»Aber solche Leute wollen bezahlt sein, und du hast kein Geld, nicht wahr?«

Querinia überlegte, ob sie Liva gestehen sollte, daß sie im letzten halben Jahr fast einen ganzen Oreal zusammengestohlen hatte. Sie sah ihn an und schämte sich plötzlich, weil sie ihm doch bisher immer vertraut hatte. Mit kleiner Stimme sagte sie: »Einen Kleinen Oreal und dreißig Dirham.«

Liva barst förmlich vor Lachen und rollte sich auf dem Boden zusammen: »Das sind gerade acht Heller, Querisch, dafür bekommst du noch nicht einmal einen Dolch!«

Querinia lief rot an und schämte sich noch mehr. Zum einen, weil sie so dumm war, zum andern, weil sie nicht wirklich wollte, daß Nestorio sterben sollte. Er sollte nur aufhören, die alte Shalima zu quälen.

»Ich glaube, es ist nicht richtig, daß man so etwas denkt und sich vom Herrn Boron wünscht«, meinte sie kleinlaut.

»Ja, vielleicht nicht«, stimmte Liva zu.

Nestorio war äußerst gereizt. Wo steckte diese alte Vettel schon wieder? Glaubte sie denn, damit durchzukommen, daß sie sich vor ihm versteckte? Nun, derlei würde er ihr schnell austreiben. Irgendwann mußte sie sich ja wieder zeigen. Mit eiligem Schritt durchquerte er den Durchgang vom Herrenhof zum Sklavenhof, schaute auf beiden Seiten unter die Arkaden und entdeckte schließlich Liva und Querinia. Faules und eingebildetes Pack! dachte er und durchmaß rasch den Hof.

»He, ihr da, was liegt ihr so faul da herum? Seid ihr jetzt die Herrschaften, wie? Auf, auf!« schnauzte er.

Erschrocken sprang Querinia auf, wohingegen Liva den Befehl nicht gehört zu haben schien.

»He, Alter, ich rede mit dir, steh gefälligst auf!«

»Alte Männer liegen gern in der Sonne«, antwortete Liva bedächtig.

Der Bonze glaubte seinen Ohren nicht zu trauen, und wie der heiße Wind der Khom schoß ihm das Blut in

den Kopf. »Hau ab!« brüllte er das Mädchen an und trat gleichzeitig Liva heftig in die Seite. Der Getretene krümmte sich vor Schmerz und, während das Mädchen verängstigt das Weite suchte, erhob er sich langsam auf Hände und Knie und richtete sich auf. Nun gut, so ist endlich die Stunde gekommen! dachte der Bonze mit zornrotem Kopf und schaute sein Gegenüber erwartungsvoll an.

Ein Paar kalter Augen erwiderte seinen Blick, kalt wie der Hauch Firuns oder wie die Augen des Herrn, wenn er sehr zornig war. Was bildete sich der Bursche ein? Nestorios Hände packten flink das Gewand des Hauslehrers: »Was glotzt du so?« Ein Sprühregen von Speichel näßte Livas Gesicht. Er senkte den Blick.

»Verzeih mir, Bonze, ich habe mich vergessen.«

»Was soll das heißen, du hast dich vergessen, was?«

»Ich wollte nicht... es war wegen des Mädchens... ich wollte...«

»Du wolltest vor ihr angeben, wie?«

Auf einmal war Nestorios Zorn verraucht. »Du bist also hinter ihr her, was?« Er lachte schallend. »Was seid ihr doch für ein feines Paar!« Er wurde wieder ernst:

»Merk dir, wenn ich will, kann ich es einrichten, daß du jeden Tag hier verfluchen wirst, und du wirst jeden Tag zählen, den du lebst. Das kannst du doch, das Zählen, Lehrerlein, wie?«

»Ja, Bonze«, antwortete Liva leise.

Zufrieden ließ ihn Nestorio stehen und schlug den Weg zur Küche ein. Bevor er sie betrat, drehte er sich nochmals um und rief mit schmeichelnder Stimme über den Hof: »Beweg dich richtig, Liva!«

Drinnen erzählte er Curma, Sica und dem lahmen Henja brühwarm, daß das ›Alterchen‹ es auf Querinia abgesehen habe. Es machte ihm nicht einmal etwas aus, daß auch Shalima anwesend war, er lächelte ihr sogar fast freundlich zu. »Ein hübsches Paar seid ihr beiden«, bemerkte er zu Querinia, die mit roten Ohren zugehört

hatte. »Ich frage mich die ganze Zeit, ob der Barbier dafür gesorgt hat, daß dein Liebster noch anderswo ein alter Mann ist« Um keinen Zweifel offenzulassen, faßte er sich zwischen die Beine: »Sag, ist er's, oder ist er's nicht?«

»Ich weiß nicht«, antwortete sie und wandte sich ab. Das ging aber bereits in dem Gelächter aller Anwesenden unter. Es war ein köstlicher Scherz, der schnell die Runde machte.

Am Boronstag wechselte Shalima die Bettwäsche der Herrschaften. Sie hatte die alten Laken abgezogen, in eine Ecke des Zimmers geworfen und dann fein säuberlich die frischen, schwach nach Jasmin duftenden Tücher auf dem Bett ausgebreitet und glattgestrichen sowie die Decken sorgfältig gefaltet und darübergelegt. Sie nahm die alten Laken und packte sie mit einigen Kleidungsstücken der Herrschaften, die achtlos im Zimmer verstreut lagen und ebenfalls der Reinigung bedurften, zu einem Bündel zusammen, das sie vor sich auf den Armen trug. Dann ging sie zum Perlvorhang, um den Rundlauf entlang zur Treppe in den Innenhof zu kommen und sodann die Wäsche in die Waschküche zu bringen. Sie durchschritt den klimpernden Vorhang, schüttelte einige der Perlschnüre ab, die sich an ihr verfangen hatten, und schaute hinab in den Hof. Unten entdeckte sie Nestorio. Sie ging wieder zurück durch den Vorhang. Zwar hatte sie der Bonze schon seit zwei Tagen in Ruhe gelassen, seitdem er in Querinia und dem Hauslehrer neue Opfer gefunden hatte, aber sie wollte nichts riskieren, also nahm sie lieber den längeren Weg durch das Haus, in der Hoffnung, daß Nestorio, wenn sie endlich angekommen war, nicht mehr im Hofe wäre.

Shalima war froh darüber, daß sie nicht mehr das Ziel von Nestorios Bosheit war, da sie nicht länger gewußt hätte, wie sie seine Quälereien noch weiter hätte

ertragen sollen. Zwar tat es ihr um die Kleine ein wenig leid, aber einerseits war jeder einmal dran, das Opfer von Nestorios Willkür zu werden, andererseits – warum mußte sie sich auch mit diesem Burschen einlassen? Von Anfang an war doch abzusehen gewesen, daß sich der Bonze ihn über kurz oder lang vorknöpfen würde! So etwas roch man, und eine kluge Sklavin ging rechtzeitig auf Distanz. Was aber diesen Liva anbelangte, so war er ohnehin ein ungeselliger Mensch, und wenn es jemand verdient hatte, der Spielball des Bonzen zu werden, dann tat es ihr um ihn noch am wenigsten leid. Dem Bonzen sollte er widersprochen haben! Welch ein Tor! Aber so waren sie eben, die, welche nicht als Sklaven geboren worden waren. Sie machten immer Schwierigkeiten und trauerten ihrem einstmaligen Leben nach, anstatt sich zu fügen.

Shalima hatte die Treppe erreicht und nahm langsam Stufe für Stufe, weil ihr das Wäschebündel die Sicht versperrte und sie seit geraumer Zeit Schwierigkeiten mit Treppen hatte. Sie fühlte sich unsicher auf den Stufen und fürchtete sich davor, zu stolpern oder versehentlich etwas umzustößen.

Auf dem ersten Treppenabsatz hielt Shalima inne und begutachtete stirnrunzelnd die große Vase mit Phexkätzchenzweigen. Sie wurden langsam welk, und es war Zeit, sie auszuwechseln, bevor Herr oder Herrin Anstoß daran nahmen.

Von dem Absatz ging eine Tür ab, hinter der sie die Stimme Livas hörte. Sie drang aus dem Raum heraus, in dem er Diago und Thesares unterrichtete. Shalima schüttelte den Kopf. Was konnte ein Sklave schon die Herrschaften lehren, selbst wenn es die jungen Herrschaften waren? Die Welt war doch verkehrt! Richtig war, daß die Herrschaften den Sklaven sagten, was sie zu tun hatten, aber nicht umgekehrt, deshalb waren sie ja die Herrschaften! Eine Sklavin konnte vielleicht Amme der jungen Herrschaften sein – aber Lehrerin?

Mißbilligend näherte sie sich der Tür, um zu lauschen, was dieser wortkarge Kerl wohl den Kindern beibrachte. Doch sie hörte nichts. Wie seltsam, gerade hatte sie doch noch...

Die Tür wurde aufgerissen, und Liva trat heraus. Shalima erschrak so sehr, daß ihr Herz bis zum Hals pochte. Sie trat rasch einen Schritt zurück, merkte dabei, daß sie gegen etwas stieß, und noch im Umdrehen wußte sie, daß es nur die Vase sein konnte. Dann sah sie sie, langsam kippend. Unfähig, sich zu entscheiden, ob sie die Wäsche der Herrschaften fallen lassen sollte, um die Vase aufzufangen, oder nicht, entschied sie sich dafür, sowohl ihr Bündel festzuhalten als auch nach der Vase zu greifen. Sie trat einen Schritt vor, verfehlte die nächste Stufe und rollte polternd und krachend die Treppe hinab, bis sie auf dem nächsten Absatz zur Ruhe kam, umgeben von den Scherben der Vase, den welken Phexkätzchenzweigen und bedeckt mit der alten Bettwäsche und der gelben Bauschhose des Herrn.

Sie hörte Lärm die Treppe herunterkommen. Sie hörte die hastigen Schritte Livas, die schnelleren Porquinas, die an ihm vorbeipreschte und sie unten laut kläffend umtanzte, sie hörte das erschrockene Geplär der jungen Herrin Thesares vom anderen Ende der Treppe und den jungen Herrn Diago, der irgend etwas rief. Eine Tür knallte, weitere Schritte näherten sich, und eine zornige Stimme erklang, die nur dem Herrn gehören konnte. Wie peinlich ihr das alles war!

Sie versuchte sich aufzurichten und stützte sich dabei auf die linke Hand. Ein stechender Schmerz schoß ihr von den Fingerspitzen den Arm hinauf bis in Schulter und Nacken; sie wimmerte vor Schmerz, und Tränen strömten ihr aus den Augen. Wie sollte sie mit diesem Arm aufstehen? Sie konnte doch nicht liegenbleiben zu Füßen des Herrn! Shalima wußte weder ein noch aus.

»Diese Tölpel haben die gute Vase aus Unau zer-

schmissen«, kreischte Marno und überschütte die beiden Sklaven mit den übelsten Verwünschungen, die ihm gerade in den Sinn kamen. Nur mit Mühe konnte er sich zurückhalten, eigenhändig sein Herrenrecht an ihnen zu vollziehen. Das würde Nestorio klären.

»Was liegst du da, törichtes Weibsbild?« brüllte er. »Steh endlich auf!«

»Herr, ich...«, stammelte die Alte und versuchte abermals hochzukommen. Wiederum schnitt der grausame Schmerz in Arm und Nacken.

Der Hauslehrer bückte sich und half ihr vorsichtig hoch. »Ihr Arm ist gebrochen, man muß einen Medicus rufen«, stellte er fest.

Marno blickte auf die heulende Sklavin, deren linker Arm eigenartig verkürzt und verdreht war. »Meinst du, das sehe ich nicht selbst, du Tölpel?« gab er zurück.

»Liva hat sie die Treppe hinuntergestoßen«, mischte sich nun Diago ein.

»Was hast du getan?« fragte Marno mit eisiger Stimme. »Dafür werde ich dich auspeitschen lassen, daß dir die Haut in Fetzen vom Leib hängt!«

Liva beugte sich demütig so weit hinunter, daß sein Rücken fast waagrecht war. »Mit Verlaub, es stimmt nicht, es war ein Versehen.«

»Willst du damit sagen, daß mein Sohn lügt?«

»Nein.«

»Marno«, sagte Imelde, die sich inzwischen dazugesellt hatte, und legte ihm die Hand auf die Schulter, »auf ein Wort.«

Sie ging voran in den Raum, in dem sie sich zuvor mit ihrem Mann aufgehalten hatte, dieser folgte ihr.

Mittlerweile war auch Thesares die Treppe heruntergekommen.

»Wird er jetzt sterben müssen?« fragte sie ihren Bruder.

»Bestimmt wirft man ihn den Krokodilen vor«, behauptete Diago mit unverhohlener Schadenfreude.

Erregt ging Marno auf und ab. »Sie war ein edles Stück. Ich habe viele Dublonen dafür bezahlt. Ich kann ihm das nicht durchgehen lassen. Noch dazu, nachdem der Dreckskerl es gewagt hat, unseren Sohn der Lüge zu bezichtigen!«

»Aber du kannst ihn nicht auspeitschen lassen«, wandte seine Frau zum dritten Mal ein.

»Warum nicht?«

»Weil er ein Geschenk Zors ist. Stell dir vor, er fragt nach ihm, wie er uns gefällt, und wir müssen ihm antworten, daß sein Geschenk nichts taugt, daß wir ihn auspeitschen mußten, oder schlimmer noch, daß er dabei umgekommen ist. Zor wird das nicht gefallen, er wird beleidigt sein. Und nach dem, was Zor schreibt, scheint er es bei du Metuant weit gebracht zu haben. Willst du seine Freundschaft verlieren? Willst du, daß er uns grollt?«

Marno schwieg, ging aber nach wie vor auf und ab. Es war vernünftig, was Imelde sagte. Es mochte wirklich sein, daß Zordaphero ihnen den Sklaven aus reiner Großzügigkeit geschenkt hatte und nicht, weil er irgend etwas mit seinem Geschenk bezweckte. Es mochte durchaus sein.

»Aber irgendwie muß ich ihn bestrafen.«

»Reicht es nicht, wenn du ihm das Privileg entziehst, eine eigene Hütte zu bewohnen? Reicht es nicht, wenn du ihn zu den anderen Sklaven verlegst? Ihr Spott wird ihm Strafe genug sein.«

Mißlaunig willigte ihr Gatte ein.

»Aber was fangen wir mit der Alten an?«

»Ehrlich gesagt«, entgegnete Imelde, »es wäre nicht schade gewesen, wenn sie sich gleich den Hals gebrochen hätte. Ich sehe sie nicht mehr gern um mich.«

Marno, der die kleinen Ängste seiner Frau gut kannte, schmunzelte, nahm sie in den Arm und streichelte ihr zärtlich über die Wange: »Ich liebe dich, meine Rose, ich werde dich immer lieben, und ich

preise den Boden, den dein Fuß betritt« Er küßte sie innig. Als er sie wieder losließ, fuhr er fort: »Der Medicus wird ein Vermögen verlangen, und anschließend wird die Alte noch wochenlang nicht richtig zupacken können und nutzlos sein. Es ist ärgerlich!«

Plötzlich hatte er eine Idee. Er verriet sie Imelde. Sie war stolz auf ihn. Wie schlau Marno doch war!

Shalima war zu den Herrschaften befohlen worden. Sie hatte Angst, daß man sie wegen der Vase bestrafen würde. Mit zusammengebißenen Zähnen stand sie vor dem Herrn, der lässig an der Wand neben dem Fenster lehnte, und der Herrin, die ausgestreckt auf einem Diwan lag, über den eine Decke drapiert worden war, deren schimmernde Farben wechselten wie bei einem Chamäleon. Beide schauten Shalima freundlich an. Sie versuchte, nicht an den pochenden Schmerz in ihrem nutzlos herunterhängenden Arm zu denken. Sie fühlte sich zittrig und schwindlig.

»Shahane«, ergriff die Herrin das Wort, »du hast uns so viele Jahre treu gedient, deshalb haben wir beschlossen, dich für deine Treue zu belohnen. Du bist frei.«

»Frei?« fragte die alte Sklavin, die das Gehörte nicht verstand.

»Ja, frei«, sagte nun auch der Herr, und zum Zeichen, daß er es einst meinte, beträufelte er ihren faltigen rechten Unterarm mit einer Tinktur, die nach überreifen Pe-rainäpfeln roch, und wischte das Familienzeichen der Gordovanaz davon ab. Es wäre eigentlich Imeldes Aufgabe gewesen, aber ihr war es ein Graus, dieses alte Fleisch zu berühren. Man mußte die Freundlichkeit nicht gleich übertreiben.

»Bist du nicht glücklich, Shahane?« fragte Imelde. »Du bist jetzt eine freie Bürgerin Al'Anfas. Ist das nicht schön?«

»Ja«, antwortete Shalima tonlos, »ich bin glücklich und danke euch.«

»Du kannst jetzt gehen«, sagte der Herr gnädig. »Wegen des Arms solltest du zum Perainetempel gehen, damit man ihn wieder richtet. Leb wohl, Shahane.«

Shalima machte einen unbeholfenen Knicks und verließ das Haus. Sie ging nicht mehr zum Sklavenquartier, denn sie besaß dort nichts, sondern über den Herrschaftshof gleich zum Tor. Mehrmals blieb sie stehen, drehte sich um und schaute zurück zum Herrenhaus. Sie war jetzt frei. Sie verstand weder, warum die Herrschaften sie nicht mehr wollten, noch, was Sklaverei in Al'Anfa bedeutete: Nicht, daß man jemand anderem gehörte, sondern daß einem selbst nichts mehr gehörte, nicht einmal Haare, Nägel, Nase oder Augen. Jetzt, da es niemand mehr benötigte, hatte sie den ganzen Plunder ihrer selbst zurückbekommen: Sie war jetzt frei. Am Tor erklärte sie den beiden Beschützern, daß sie nun keine Sklavin mehr sei, sondern eine Bürgerin. Dann verließ sie das Anwesen, in dem sie mehr als sechzig Jahre gelebt hatte, und ging hinaus in die Straßen Al'Anfas, die sie seit fast zwei Jahrzehnten nicht mehr gesehen hatte.

Als nächstes ließen sie Liva kommen. Demutsvoll warf er sich auf die Knie und krümmte sich so zusammen, daß er mit seinem Kopf fast den Boden berührte.

»Du hast heute viel Schaden angerichtet«, sagte Marno ernst, »normalerweise verdienst du die Peitsche, aber wir haben beschlossen, Gnade walten zu lassen. Also erhältst du nur eine milde Strafe. Du wirst von nun an bei den anderen Sklaven schlafen. Laß es dir eine Warnung sein! Doch da ist noch etwas anderes...«

Es klatschte neben Liva auf den Boden. Aus dem Augenwinkel heraus sah er ein ledriges Gebilde.

»Mein Sohn«, erklärte Imelde, »hat mir berichtet, daß es dir bisweilen schwerfällt, dich an meine Anweisun-

gen zu halten. Du wirst künftig dieses Kleidungsstück tragen, damit es leichter für dich wird. Steh auf und zieh es an.«

Liva erhob sich und hob auf, was man ihm zugeworfen hatte. Es war eine Art Korsett, das vom Nacken bis über den halben Rücken reichte. Hinten war es mit Holzspeichen verstärkt, vorn wurde es mit Spangen geschlossen. Er zog sich unter den Augen der Herrschaften aus, dann das Korsett an und seine Bluse darüber. Er mußte sich nun nicht mehr selbst gebeugt halten, das Korsett würde es erzwingen. Liva konnte sich ausmalen, daß er es nach einiger Zeit nicht mehr benötigen würde, weil es dann seinen Rücken gänzlich in die gewünschte Form gepreßt hätte. Es mochte ihm dann allenfalls noch Schmerzen bereiten, gerade zu stehen.

»Da ist noch etwas weiteres«, ergriff Marno wieder das Wort, »Diago hat uns von lästerlichen Reden berichtet. Du hättest von Sklaven erzählt, die sich zusammenschließen gegen ihre Herren. Was sagst du dazu?«

»Ich meinte es nur zur Lehre und erlaubte mir, meinen einstigen Herrn Zordaphero zu zitieren. Er meinte damit die verruchte Schläue der kriegsgefangenen Novadi. Er sagte oft, daß man den Wüstenleuten nicht trauen dürfe und stets ein Auge auf sie haben müsse, was weise Worte sind.«

»Auch wenn es Zordaphero sagte, such dir künftig andere Beispiele. Nun geh!«

Gebeugt ging Liva rückwärts zur Tür.

»Liva, willst du dich nicht bei mir bedanken?« forderte ihn Imelde auf.

Liva verbeugte sich, soweit es ihm das Korsett ermöglichte. »Du bist gnädig zu mir.«

Im Sklavenquartier herrschte helle Aufregung. Seltene Dinge gingen vor: Shalima war freigelassen worden, während der Neue bestraft worden war! Liva sagte nichts dazu, sondern setzte sich stumm auf das

Lager Shalimas, das künftig ihm gehören sollte. Später kam Querinia zu ihm. »Ist es schlimm?« fragte sie und meinte damit nicht das Korsett, von dem bisher keiner wußte, sondern den Entzug seiner Privilegien. Er legte ungerührt den Kopf in den Nacken. »Eigentlich nicht« Er hob den Kopf wieder und sah Querinia an. Sie blickte in seine schwarzen Augen und entdeckte etwas wie Hunger darin.

Genüßlich zerkaute Imelde ein weiteres Stück Konfekt. Sie verspürte immer diese unbändige Lust auf Süßigkeiten, bevor sie ihr Monatsbluten bekam. Das war so, solange sie zurückdenken konnte: Pünktlich vier Tage vor Einsetzen der ersten Blutung meldete sich jenes Gelüst, das ihren Speiseplan so lange bestimmte, bis ihre Tage gekommen waren. Dann verschwand es spurlos, um sich knapp dreieinhalb Wochen später wieder zu melden. In der Zwischenzeit blieb sie von solchen Leckereien wie Kuchen oder Törtchen völlig ungerührt.

»Du hast es nicht vergessen? Nicht wahr, Liebste?« erkundigte sich Marno. Sie schluckte den letzten Bissen hinunter und ließ ihre Hand unentschlossen über einem weiteren Stück Konfekt kreisen »Wie könnte ich?« antwortete sie. »Ich habe einige Sklaven zum Markt geschickt und bereits mit Curma die Speisefolge durchgesprochen. Wie lange wird er bleiben?«

»Wie immer, denke ich«, gab Marno zurück, »wahrscheinlich nicht länger als drei Tage. Er ist ein beschäftigter Mann und viel auf Reisen. Und wie immer wirst du ihn wahrscheinlich ohnehin kaum zu Gesicht bekommen. Wir haben manches zu besprechen.«

Imelde mochte Boromeo nicht und schaute seinem Besuch in nur noch vier Tagen mit Grausen entgegen. Zwar war er einer der ältesten Freunde ihres Mannes, doch ihr war er unheimlich. Selbst Marno hatte zugeben müssen, daß Boromeos Augen, deren Augäpfel kleine schwarze Einschlüsse im umgebenden Weiß auf-

wiesen, gewöhnungsbedürftig waren. Hinzu kam, daß sich in der Stadt hartnäckig das Gerücht hielt, Boromeo Wulweshjoden könne einen mit einem einzigen Blick seiner Augen verhexen und entweder auf der Stelle töten oder zu Stein erstarren lassen. Marno hatte darüber gelacht und es ›Altmännergeschwätz‹ genannt, als sie es ihm vor Jahren erzählt hatte, und hinzugefügt:

»Abgesehen davon haben viele Magier derlei Fähigkeiten, ohne daß man sie fürchtet, und Boromeo ist nicht einmal ein solcher.« Marno hielt große Stücke auf ihn, zumal Boromeo ein Neffe Onjegin Wulwes'H'Jodens war, des Tempelschatzmeisters und Mitglieds des Hohen Rates Al'Anfas.

Jahr für Jahr, in der zweiten Hälfte des Perainemon-des, stattete Boromeo ihnen – besser gesagt Marno – seinen Besuch ab. Er pflegte dann zwei oder drei Tage zu bleiben, eine Zeit, die er fast ausschließlich mit Marno verbrachte. Sie redeten bis spät in die Nacht, tranken oft bis zum Übermaß oder rauchten Rauschkräuter.

Zu Anfang hatte Imelde Marno nach Boromeo befragt, was er täte, warum er soviel auf Reisen sei und was die beiden Männer so Wichtiges miteinander zu besprechen hätten. »Er ist so etwas wie ein Kurier«, hatte Marno auf die eine Frage geantwortet und »Jugenderinnerungen« auf die andere. Welche Erinnerungen das waren und wie er den Neffen einer so einflußreichen Persönlichkeit kennengelernt hatte, wollte Marno Imelde nie verraten. Mit der Zeit hatte sie den Eindruck gewonnen, daß diese jährlichen Treffen so etwas wie ein Jahrestag sein mußten. Irgendwann hatte sie das Ganze nicht mehr gekümmert. Boromeo Wulweshjoden kam eben wie die Jahreszeiten oder besser: wie schlechtes Wetter oder die Namenlosen Tage.

Imelde nahm ein weiteres Stück Gebäck. Durch das Fenster sah sie Livas gebeugte Gestalt zum Tor schlur-fen, sein kurzer Vormittagsschatten war gnomenhaft

verzerrt. Sie hatte dem Sklaven gestattet, das Anwesen zu verlassen, nachdem er ihr erklärt hatte, daß er für den weiteren Unterricht der Kinder Federkiele und Zutat für eine Tinte benötige, wie sie die Zöglinge der Praiosschule zu Neetha verwandten. Da er kurz nachdem Nestorio mit den anderen losgezogen war, bei ihr vorstellig geworden war, hatte sie ihn noch getadelt, warum ihm das nicht früher eingefallen sei, das könne man von einem nicht ganz gewöhnlichen Sklaven wie einem Hauslehrer doch wohl erwarten, auch gebe es sicher im Hause Federn und Tinte genug. Er hatte sie daraufhin mit der ausschweifenden Erklärung gelangweilt, daß für den Neuling in der Kunst des Schreibens, zumal wenn es sich um ein Kind handle, nicht jede Feder geeignet sei, selbiges gelte auch für die Tinte, die er zu mischen gedenke, da sie leicht wieder entfernbar sein müsse, um nicht unnötigerweise Pergament zu verschwenden.

Imelde war zwar die Existenz einer derartigen Tinte unbekannt gewesen, doch da sie das nicht vor dem Sklaven hatte zugeben wollen, hatte sie zustimmend genickt und ihn eindringlich beäugt: Wehe, dieses Geschöpf bildete sich jetzt ein, es habe ihr etwas Neues gesagt, etwas, was der Sklave wußte, seine Herrin aber nicht! Doch Livas Gesichtsausdruck war bar jeder Hofart gewesen und ganz Demut, also hatte sie ihm gnädig erlaubt, zu besorgen, was er benötigte, und ihn angewiesen, dem Krämer aufzutragen, wegen der Bezahlung im Haus vorzusprechen, denn Münzen würde sie dem Sklaven natürlich nicht mitgeben.

So kam es, daß Liva zwei Tage, nachdem Shalima aus dem Besitz der Gordovanaz entlassen worden war, die Alte wiedersah. In der dritten Nachmittagsstunde hatte er erledigt, was es zu erledigen gab, und den Rückweg eingeschlagen. Schweißnaß und jeden Schatten ausnützend, zwängte er sich durch die vollen Straßen, deren weißgetünchte Häuser bis in Hüfthöhe mit schwarzen

und grauen Spritzern besudelt waren. Teils rührten diese vom gewöhnlichen Schmutz der Straßen, teils von dem schwarzen Dreck und Schlamm, den der Regen von den Hängen des Visra über die Terrassen und Straßen der Stadt täglich hinunter ins Meer spülte.

Selbst im Frühjahr und besonders zu Mittag und in den frühen Nachmittagsstunden war Al'Anfa eine heiße Stadt, was weniger an seiner tief südlichen Lage als an dem schwarzen Untergrund lag, auf dem sie erbaut worden war. Dieser Boden schluckte jeden Strahl der Praiosscheibe gierig auf und erhitze die Straßen wie einen Backofen. Doch bereits hier endet der Vergleich, denn dieser Backofen gab keinen Geruch von Spezereien von sich, sondern ein wüstes Nebeneinander von Blumenduft und Schweiß, Parfüm und dem süßlichen Geruch von Fäulnis.

Die Menschenmenge hatte Liva unter das Vordach eines Fleischerladens geschoben, von dem – als Verlockung gedacht – die enthäuteten Körper von toten Hunden und Affen herabhingen. Sie waren getrocknet und wiesen stellenweise noch Überreste schwarzen Blutes auf, vereinzelt wurden sie von dicken Fliegen mit haarigen, grünschwarz schimmernden Körpern umschwärmt. Livas Haut juckte, und als er sich kratzte, verwandelte sich die Schminke in ein wüstes Geschmier.

Gerade scheuchte er eine der fetten Fliegen weg, als sein Blick durch eine Lücke im Menschenstrom den Blick Shalimas kreuzte. Zuerst hatte er nur eine alte Frau gesehen, die sich auf der anderen Straßenseite unsicher von ihm wegbewegte. Sie stützte sich mit der einen Hand vorsichtig an einer Hauswand ab, ging einige Schritte, blieb stehen, ging weiter. Einer ihrer Arme hing von der Schulter herab, als gehöre er nicht zu ihrem Körper, ihre Kleidung war schmutzig und ihre Bluse am rechten Oberarm von gelblich-rotbrauner Schmiere verfärbt. Als hätte sie gemerkt, daß Liva in

der Nähe war, wandte sie den Kopf und zeigte ihm ihr Gesicht; es war fahlgrau und von roten Fieberflecken bedeckt. Mit leerem Gesichtsausdruck schaute sie zu ihm herüber und durch ihn hindurch. Liva rief ihren Namen, aber sie reagierte nicht, obwohl sie ihn sicherlich gehört hatte. Die Lücke im Strom der Straße schloß sich wieder.

Liva verfluchte die alte Sklavin, denn offenbar hatte sie den Arm nicht behandeln lassen. Er hatte den Tod schon zuvor gesehen und wußte, daß sie bereits den halben Weg zu Boron zurückgelegt hatte. Unschlüssig verharnte er, wünschte der törichten Alten stumm den Tod – als wäre er ihr nicht ohnehin schon nahe gewesen. Dann, als er sich entschieden hatte, drängte er auf die Straße, um zur anderen Seite zu gelangen.

Mühsam kämpfte er sich vorwärts, als sich der Menschenstrom unerwartet teilte und ihn wieder fast zu seinem Ausgangspunkt zurückschwemmte, denn die Straße entlang kam eine Sänfte, getragen von vier kräftigen Mohas, die bis auf ihre blattgoldgeschmückten kurzen Lederschürzen nackt waren. Als die Trage vorbeigezogen war, hatte Liva Shalima aus den Augen verloren. Er suchte noch in den umliegenden Höfen und Seitengassen nach ihr, konnte sie aber nirgends mehr finden.

In einer dieser Seitengassen kam Liva bei einem Händler vorbei, der Waffen und Rüstungsteile feilbot. Ein runder Holzschild weckte seine Neugier: Unter einem rot aufgemalten Löwinnenkopf prangten in goldenen Buchstaben die Worte ›Für das Gute – gegen das Böse‹. Liva betrachtete den Schild eine Weile und wiederholte im Geist die naive Losung. Kurzentschlossen betrat er den Laden.

»Wessen Schild ist das?« sprach er die Händlerin an. »Er gehörte einem Krieger aus Perricum«, gab sie zur Antwort. »Ich vermute, er ist in der Arena gefallen.« Sie

stutzte, als sie Livas Familienzeichen sah. »Was geht es dich an?« fuhr sie unwirsch fort.

Liva neigte den Kopf. »Es ist nur, daß ich dachte, er könne meinem Herrn gefallen.«

Sie wurde freundlicher. »Das ist ein guter Schild, er bringt Glück. Sag das deinem Herrn. Und wenn er ihn kauft« – sie zwinkerte Liva verschlagen zu –, »dann werde ich mich deiner erinnern. Das verstehst du doch, wie?«

Nicht ganz im gleichen Ton antwortete er: »Ja, das verstehe ich.« Und verließ den Laden.

Auf dem Heimweg hatte er eine zweite unerwartete Begegnung. Diesmal war es Querinia, die mit Nestorio im Auftrag der Herrin losgeschickt worden war, die Einkäufe für den erwarteten Besuch zu erledigen. Liva war nicht erstaunt, sie allein zu sehen, denn er wußte, daß es zu den Gepflogenheiten des Bonzen gehörte, die anderen Sklaven die Besorgungen tätigen zu lassen, während er sich solange von den Händlern aushalten ließ, die er als Lieferanten der Familie Gordovanaz ausgewählt hatte. Das Mädchen hatte es ihm so erzählt.

Querinia hatte es offenbar sehr eilig. Etwas Heimlich-tuerisches sprach aus ihren Bewegungen, denn bisweilen wandte sie den Kopf, als wolle sie sich vergewissern, daß ihr niemand folgte. Liva wunderte sich. Das Mädchen hatte ihm viele ihrer kleinen Geheimnisse verraten. Was mochte es geben, daß sie es ganz für sich behalten wollte? Vorsichtig folgte er ihr in sicherem Abstand.

Querinias Ziel war ein heruntergekommenes, einst stattliches Haus im Herzen der Altstadt. Sie betrat es durch den hinteren Eingang. Liva sah sie durch den kleinen Patio zu einer Tür gehen, dort klopfen und, als die Tür geöffnet wurde, geschwind im Eingang verschwinden. Er überlegte noch, ob er ihr nachgehen sollte, als ein weiterer Sklave fast auf die gleiche Art wie Querinia das Haus betrat. Zwei weitere folgten.

Beim letzten erhaschte Liva einen Blick auf die Person, die die Tür geöffnet hatte, eine grobknochige Frau in Gelb und Grün.

Das waren ganz eindeutig die Farben Hesindes. Die Bewohnerin mochte also dem hiesigen Tempel angehören oder ihm zumindest nahestehen. Doch was sollte diese Heimlichkeit? Was suchten Querinia und die anderen Sklaven bei einer Geweihten oder Akolythin der Göttin der Weisheit?

Schlagartig fügte sich alles für Liva zusammen. Er erinnerte sich, wie er Querinias Namen in den Staub des Sklavenhofes geschrieben hatte. »Das kenne ich, das ist mein Name«, hatte sie dazu gesagt. Und dann: »Ich weiß, wie man Querinia schreibt.« Er hatte sich damals nichts dabei gedacht, zumal er noch nicht gewußt hatte, daß Al'Anfa nicht duldete, daß seinem Sklavenheer derlei Wissen zugänglich gemacht wurde. Jetzt wußte er, was dort drinnen geschah: Bestimmt brachte die Frau den Sklaven das Lesen und Schreiben bei!

Es war ein schlimmes Verbrechen, das schwer bestraft werden würde, sollte es jemals ruchbar werden. Liva beschloß, sein neues Wissen vorerst für sich zu behalten, und kehrte dem Haus den Rücken.

Als er zurückgekehrt war, wurde er von Imelde wegen seiner langen Abwesenheit getadelt. Er entschuldigte sich damit, daß er sich im Gewirr des alanfanischen Häusermeers mehrmals verlaufen habe und sich oft nach dem rechten Weg habe erkundigen müssen. Zwar glaubte ihm Imelde nicht ganz, doch schien es immerhin eine Entschuldigung zu sein, die einem Sklaven abzunehmen war.

Es war spät, und ein fahler Lichtfinger schien zur Tür des Sklavenquartiers herein. Einige der Bewohner schliefen bereits, davon kündete leises Atmen oder unruhiges Schnarchen, andere waren immer noch wach, wisperten und zischelten. Von nebenan war das aus-

dauernde Gebrüll von Galiners Neugeborenen zu hören, in der Nähe des Eingangs saß der lahme Henja und erzählte sich mit drei anderen Lügengeschichten, die regelmäßig in schallendem Lachen endeten, vom Lager Curmas kam Stöhnen, vermischt mit dem Keuchen und Schnauben Sicas. Bisweilen rief einer aus der Runde um Henja einen derben Fluch in die Nacht hinaus und kommentierte damit das Geplärr der Säuglinge. Das brachte diese nicht zum Verstummen, unterbrach aber für kurze Zeit das sägende Zirpen der Zikaden. Oder einer rief eine Bemerkung zur Köchin und ihrem Liebhaber: »Wie lang dauert's denn noch? Geht's denn nicht leiser? Oder soll man helfen?« Sica quittierte derlei mit meckerndem Lachen, Curma mit einer dahingerotzten Beleidigung.

Liva und Querinia saßen beieinander auf seinem Lager und erzählten sich halblaut die kleinen Geschehnisse des Tages. Der Sklave ließ dabei den überwiegenden Teil seines Tagesablaufs aus und erwähnte weder seine Begegnung mit Shalima noch daß er das Mädchen in der Stadt gesehen hatte. Statt dessen hörte er ihr zu, wie sie ihm von den Besorgungen für die Herrschaften berichtete oder Erlebnisse schilderte, die sie oder einer der anderen bei den Einkäufen gehabt hatte.

Am Ende einer dieser Geschichten führte Liva seine Hand zu Querinias Wange. Er streichelte zärtlich darüber, ließ seinen Daumen über ihre Augenbraue gleiten, den Nasenrücken entlang bis zu ihren Lippen, und zeichnete sie nach. Die Hand wanderte weiter in Querinias Nacken, zog ihren Kopf dicht heran, dann küßte er Querinia. Gleichzeitig fuhr seine andere Hand über ihre Schulter, verhartete auf ihrer Brust, glitt weiter an ihrem Körper hinab. Sie machte sich frei von ihm. »Nicht hier«, flüsterte sie und stand auf.

Liva folgte ihr.

»Nun erfährt man's ja doch noch, wie's um das Al-

terchen bestellt ist«, kam es anzüglich aus der Runde am Eingang. Gelächter folgte, endete in einem überraschten »Autsch!«, als Livas Fuß im Hinausgehen wie durch ein Versehen schmerzhaft den des Spötters traf. Der Hauslehrer ging weiter, eine zornige Verwünschung eilte ihm nach.

Im Dunkel des Geräteschuppens, auf der andern Seite des Sklavenhofes zwischen Hacken, Forken und Besen, legten sich Querinia und ihr Gefährte nieder und schmiegt sich aneinander. Livas Finger nestelten die Bänder von Querinias Kleidung auf, schoben sacht den Stoff zur Seite und begannen mit der Erkundung ihres Körpers.

Querinia fing an hastig zu reden: »Ich sah eine Gauklerin heute. Sie warf Bälle, bunte, in Blau, Rot und Gelb, hoch in die Luft und fing sie dann wieder auf. Einmal hat sie es nicht mehr geschafft und einen fallen lassen. Gibt es Gaukler in Neetha? Wir haben drei Lämmer gekauft für den Gast der Herrschaften. Kleine weiße Lämmchen mit lockigem Fell. Sie sahen niedlich aus. Sie waren zutraulich. Die armen Tierchen, in ein paar Tagen werden sie geschlachtet. Es ist viel zu tun für diesen Gast. Ich mag ihn nicht, er hat unheimliche Augen mit schwarzen Punkten. Hast du jemals so jemanden gesehen? Jedes Jahr kommt er. Er hat eine Sänfte. In Neetha gibt es doch Sänften? Sie ist prächtig. Wir müssen die Leintücher waschen, viel zu tun, Shalima fehlt uns, auch wenn der Bonze immer gesagt hat, sie sei faul. Er hat den Lämmchen die Beine zusammengebunden, dann haben wir sie die steilen Treppen hochgetragen. Ich habe immer Angst, dort auszurutschen und hinabzustürzen. In Neetha muß man das nicht, oder?«

Sie plapperte drauflos, als ob sie niemals wieder Gelegenheit zum Reden haben würde oder als hätte ein boshafter Schelm oder Kobold ihr einen Sprechzwang angehext. Liva legte einen Finger auf ihre Lippen und

flüsterte: »Sch-sch.« Für einige Herzschläge verstummte Querinia, dann setzte der Schwall aufgeregter Sätze erneut ein, sprang von Thema zu Thema, war wie ein Streifzug durch alles, was sie bewegte, was sie jemals bewegt hatte oder jemals bewegen würde. Endlich versiegte das Wortgesprudel unter Livas Liebkosungen.

Als er in sie eindrang, lösten sich andere Töne aus ihrer Kehle. Sie sang. Es war ein gläubiges Lied an den Herrn Boron, wie man es vortrug, wenn jemand zu Grabe getragen wurde, wenn man den Totengott um den Frieden und das Vergessen bat.

»Es ist nicht unbedingt der Tod, den wir gerade preisen, Querisch«, versuchte Liva einen lauen Scherz.

»Es ist wegen der Geräusche, die du machst«, gab sie zurück und sang weiter.

Liva hörte auf, sich zu bewegen, und starrte in die Dunkelheit. »Was ist mit dir?« fragte er und fuhr mit der Hand sacht über Querinias Gesicht. Es war naß vor Tränen. »Nichts«, antwortete sie mit erstickter Stimme, »nichts.«

Er stützte sich mit den Armen weiter ab und entfernte sich dadurch von ihr. In die undurchdringliche Schwärze hinein fragte er: »Wer hat dir das angetan?«

»Niemand«, antwortete Querinia, »niemand, das bin nur ich«, und nahm ihren Singsang wieder auf, zwar nicht laut, doch inbrünstig, als gäbe es nichts Wichtigeres auf der Welt. Regungslos verblieb Liva so, wie er gerade war, wartete, ob noch irgend etwas von Querinia käme außer den Tönen des Liedes, dann stand er auf, zog schweigend seine Kleidung über und verließ den Schuppen, aus dem immer noch der Gesang der Sklavin zu hören war, mittlerweile so bebend, daß sie kaum einen Ton mehr richtig traf.

Liva schritt über den Hof, blieb in seiner Mitte stehen und ging in die Hocke. Auf dem Boden sah er eine Raupe, fast so lang wie sein kleiner Finger, deren Farbe im schwachen Licht nicht auszumachen war. Auf dem

Rücken der Raupe saß ein Käfer, es sah aus, als ritte er auf ihr. Liva kannte solche Tiere aus seiner Heimat. Er wußte, daß der Käfer einen Stachel in die Raupe gebohrt hatte und seine Eier in ihr ablegte. Maden würden daraus schlüpfen und die Raupe von innen heraus auffressen. Sie würde keinen Schmerz dabei empfinden und nicht merken, daß sie langsam starb, schließlich würde nur noch eine leere Hülle von ihr übrigbleiben, tot und vertrocknet, die der nächste Wind wegwehen würde. Insofern unterscheiden sie sich, dachte Liva. Er richtete sich wieder auf, setzte den Fuß auf Käfer und Raupe und zerquetschte beide mit einer Drehung des Ballens. Ohne zurückzusehen, ging er zum Sklavenquartier. Es gab so wenig Wärme in dieser heißen Stadt.

Diese verunglückte nächtliche Suche nach Nähe brachte Fremdheit in das Verhältnis von Querinia und Liva. Plötzlich hatte sich eine Kluft zwischen ihnen aufgetan, und in den nächsten beiden Tagen vermieden sie es, einander zu begegnen oder Blicke zu wechseln. Querinia erschien es, als wolle Liva sie für etwas bestrafen, dessen sie sich nicht bewußt war. Liva hatte nun niemanden mehr, mit dem er sprach, deshalb dachte das Mädchen, sein Verhalten würde sich irgendwann wieder ändern. Sie mußte nur warten, dann würde er ihr wieder von der Stadt aus rosafarbenem Marmor, ihrem tapferen Fürsten und dem goldenen Drachen erzählen.

Es waren geschäftige Tage, denn die Ankunft des Gastes rückte immer näher. Es wurde geputzt und gewaschen, aus der Küche drangen die köstlichsten Düfte von Gebratenem und Gebackenem. Liva war an diesen Tagen damit beschäftigt, den beiden Kindern ein Gedicht beizubringen, das sie zu Ehren des Besuchers auf-sagen sollten. Ein mühseliges Unterfangen.

Am Vormittag des dritten Tages mußten alle Sklaven, ob jung oder alt, im Herrschaftshof antreten. Sie kann-

ten den Grund hierfür nicht, dachten aber, der Herr oder die Herrin wollten ihnen letzte Anweisungen für den bevorstehenden Besuch geben.

Tatsächlich hatte sich etwas anderes zugetragen, von dem die Sklaven der Familie Gordovanaz allerdings nichts wußten. Eine Ungeheuerlichkeit sondergleichen war ruchbar geworden, die ein Sklave seinem Herrn in der Hoffnung auf Belohnung aufgedeckt hatte! Man hatte eine auswärtige Priesterin des Hesindetempels gefangengenommen und angeklagt, etliche Sklaven der Stadt Wissen gelehrt zu haben, das ihnen nicht zustand. Unter den kundigen Händen der Folterknechte hatte diese Rahjalieb aus dem fernen Imrah ihre Untat rasch eingestanden und, bevor Boron ihre Seele gnädig zu sich nahm, jeden Namen ihrer Schützlinge preisgegeben sowie die Haushalte genannt, denen sie angehörten. Daraufhin hatte man ihre Eigentümer benachrichtigt, damit sie nach ihrem Gutdünken verfahren konnten.

Nun standen die versammelten Sklaven der Familie da und warteten geduldig auf die Herrschaften, die bald auf dem Umlauf erschienen. Daß der Anlaß ein anderer war als der erwartete, merkten die Sklaven erst, als unter den Arkaden die drei Beschützer mit gezückten Knüppeln und Nestorio mit der langen Peitsche hervortraten.

»Ich bin euch ein gnädiger Herr«, sprach Marno, »und meine Gemahlin und ich waren euch immer wie Eltern, wie ein liebevoller Vater und eine warmherzige Mutter. Und dennoch« – seine Stimme wurde laut und hart – »hat eine von euch gegen unseren Willen verstoßen und uns ihren Undank ins Gesicht geschleudert!« Er schüttelte theatralisch den Kopf. »Derlei können wir nicht dulden, und deshalb muß zu euer aller Wohl das undankbare Geschöpf bestraft werden. Also tritt vor...« Er hielt inne, horchte, was Imelde ihm ins Ohr flüsterte, und fuhr fort: »... Querinia!«

Erschrocken trat das Mädchen aus der Reihe der Sklaven nach vorn, blieb stehen und starrte mit offenem Mund ihre Herrschaften an. Erst als Marno ungeduldig zum zweiten Mal das Zeichen gegeben hatte, kam endlich die traditionelle Floskel über ihre Lippen, die sie noch nie gesprochen hatte: »Du bist gnädig zu mir, und ich danke dir für das, was du mir zfügst.« Ihre Stimme war kaum zu hören.

Gleich darauf stieß sie Nestorio zum Peitschholm, einem Balken, der von der Wand des Hauses ein Stück waagrecht in den Hof ragte, und riß ihr die Bluse vom Leib. Um ihre plötzliche Blöße zu bedecken, verschränkte das Mädchen rasch die Arme über der Brust, nicht lange, denn sie wurden ihr vom Bonzen auseinander- und hochgerissen, und ihre Handgelenke wurden an Lederschlaufen am Balken festgezurt. Nestorio trat einige Schritt zurück, nahm die Peitsche und wartete auf das Zeichen der Herrschaften. Breitbeinig stand er da, die drei Schritt lange Schnur aus geflochtenem Leder hing neben ihm vom Stiel der Peitsche herab und ringelte sich auf dem Boden wie eine tückische Schlange. Weder Marno noch Imelde verloren auch nur ein Wort über Querinias Missetat. »Nun fang an, Nestorio!« befahl Imelde endlich mit weicher Stimme.

Der Bonze nahm drei Schritte Anlauf und ließ die Peitsche auf Querinias Rücken klatschen. Wimmernd bäumte sie sich auf, ein roter Striemen zeichnete sich auf ihrem Rücken ab. Er ging bedächtig zu seinem Ausgangsplatz, nahm abermals Anlauf – ein weiterer roter Striemen. Beim dritten Schlag blieb es nicht mehr nur bei Striemen: Dort wo die Peitsche den Rücken getroffen hatte, traten purpurne kleine Perlen aus Querinias Haut.

Imelde schaute zu Liva hinunter. Eine kurze Bewegung von ihm hatte sie vom Schauspiel der Bestrafung abgelenkt; es hatte so ausgesehen, als hätte der Sklave ausgespuckt. Sie wußte zwar, daß dies nichts bedeuten

mußte, denn viele Männer hatten diese seltsame Angewohnheit, grundlos auf den Boden zu speien, aber sie wollte sich doch Klarheit verschaffen.

»Halt ein, Nestorio!« rief sie in den Hof hinab. »Liva wird dich ablösen!«

Und wie recht Imelde doch gehabt hatte! Für einen winzigen Augenblick erkannte sie in den schwarzen Augen des Hauslehrers lodernen Haß, der blitzartig einer erneuten Ausdruckslosigkeit wich. Ihre Lippen verzogen sich zu einem schwachen Lächeln. Auch ihr alter Lehrer Liva hatte bisweilen diesen Ausdruck in den Augen gehabt, den eines gebändigten Tieres, das gern aufbegehrt hätte, aber es nicht wagte. Ach ja, ihr guter alter Großvater Liva!

»Es geht nicht gegen dich, ich bin sehr mit dir zufrieden«, gab sie Nestorio zu verstehen, der die Peitsche an Liva weiterreichte. »Du verstehst, Liva, daß ich dich damit belohne und ehre, nicht wahr?« fragte sie den Sklaven. Dieser beugte sich weit vor und antwortete mit klarer Stimme: »Ja.« Imelde fühlte den Blick ihres Gemahls auf sich ruhen. Er fragte sich vermutlich, warum sie so handelte, doch dies, so nahm sie sich vor, sollte einmal *ihr* Geheimnis bleiben. Liebevoll legte sie ihre Hand auf die seine, die auf der Brüstung ruhte, und gab Liva das Zeichen, mit der Auspeitschung fortzufahren.

Er erledigte seine Aufgabe denkbar ungeschickt, vielleicht weil er nicht richtig zugeschaut hatte, wie der Bonze die Peitsche führte, vielleicht weil ihn das Korsett behinderte, vielleicht weil er sich einbildete, er könne dem Befehl seiner Herrschaften trotzen. Wie Nestorio nahm er Anlauf, doch die Peitsche schnalzte nach hinten und ließ die anderen Sklaven kreischend auseinanderstieben, denn beinahe hätte er einen von ihnen erwischt. »Streng dich an!« donnerte Marno von oben. »Und für jeden weiteren Schlag, den du verpatzt, wirst du ihr einen zusätzlichen verpassen. Also los!«

Liva, hinter dem sich jetzt eine Gasse gebildet hatte, konzentrierte sich, sprang los und legte seine gesamte Kraft in den Schlag. Im Gegensatz zu Nestorio führte er ihn jedoch nicht von oben nach unten, sondern umgekehrt. »Was tust du Schwachkopf denn nun schon wieder?« tönte es von der Brüstung. Abgelenkt schaute der Sklave noch in der Bewegung nach oben, so daß die Peitschenschnur unkontrolliert nach vorn schnellte.

Ein schriller Schrei kam aus der Kehle der gepeinigten Querinia, als sich das Lederseil um sie wickelte, und hallte in den Bogengängen wieder. Sie sackte in die Knie, und hätten sie die Schnüre nicht am Balken festgehalten, dann wäre sie gestürzt. Das Zurückziehen der Schnur versetzte den bewußtlosen Körper in eine kreiselnde Bewegung, langsam drehte er sich nach vorn, der Kopf hing im Nacken. Von oben war deutlich zu sehen, was der Schlag angerichtet hatte: Quer über das Gesicht war die Haut aufgeplatzt, eines der Augen war nur noch eine blutige Masse.

Marno tobte: »Er hat sie mir ruiniert! Der verdammte Kerl hat sie mir miniert! Bursche, dafür wirst du...«

»Marno!« fiel ihm Imelde ins Wort. »Marno! Marno! Marno!« Ihr Gemahl blitzte sie zornig an. »Marno!« flehte seine Frau. »Bedenke, was du sagst. Vergiß nicht, er ist ein Geschenk unseres Freundes Zor. Du kannst nicht alles mit ihm machen, was du willst! Denk an Zor!«

»Ein feines Geschenk ist mir das«, grollte ihr Gatte. »Erst ruiniert er mir die Vase, dann diese junge Sklavin. Schau sie dir doch nur an! Welchen Wert hat sie jetzt noch? Soll ich warten, bis er das ganze Haus verwüstet hat?«

»Sie wird es überstehen«, beruhigte ihn Imelde, »und solange wir sie nicht verkaufen wollen, wird sie uns auch weiterhin gute Dienste leisten.«

Marno grummelte noch eine Weile vor sich hin. Beherrscht fällte er schließlich sein Urteil: »Noch einmal

sei dir Gnade erwiesen, du Hund! Zerstörst du mir abermals etwas, so verspreche ich dir, daß ich dich den Krokodilen vorwerfen lasse, damit sie dich bei lebendigem Leib auffressen!« Liva verbeugte sich mit blassem Gesicht: »Du bist gnädig zu mir.« Mit einer unwirschen Handbewegung befahl Marno den Beschützern: »Steckt ihn für den Rest des Tages in die Kiste!«

Nun mußte doch noch ein Heiler zum Anwesen der Gordovanaz gerufen werden. Mit groben Stichen flickte er Querinias zerstörtes Gesicht zusammen und versorgte das unrettbar zerschlagene Auge. Liva verbrachte den Rest des Tages eingesperrt in eine Kiste, in der er weder Arme noch Beine regen konnte. Sie stand auf dem Sklavenhof, und der Schild Praios', des Gerechten, brannte unbarmherzig darauf. Erst am Ende des Tages befreite man Liva. Es war eine klare Nacht, am Himmel erstrahlte leuchtend das Geschmeide des Herrn Phex.

Der nächste Abend brachte den erwarteten Besuch. Liva war den gesamten Tag über damit beschäftigt gewesen, den Kindern das Gedicht beizubringen, da es galt, den gestrigen Tag aufzuholen. Schließlich hatte er sie ihren Eltern vorgeführt, damit sie zeigen konnten, was sie gelernt hatten. Beide waren sehr zufrieden, wenn auch Marno den Hauslehrer die Ungnade, in die er gefallen war, spüren ließ, indem er so tat, als wäre er nicht zugegen.

Querinia lag währenddessen auf ihrem Lager, das Gesicht bandagiert, und versuchte, ihr Unglück zu fassen. Aus ihrem verbliebenen Auge starrte sie zur Decke. Sie dachte wiederholt daran, wie Liva gesagt hatte, ihre Augen seien wie Perlen. Jetzt würde er das nicht mehr meinen, selbst wenn nicht dieses kalte Nichts zwischen sie getreten wäre, denn sie hatte nur noch eines. Nur ein Auge! Sie konnte es sich nicht vorstellen, sie hatte immer zwei gehabt. Liva hatte ihr jetzt

das eine ausgeschlagen, nein, nicht Liva, sie selbst, es war ihre eigene Schuld gewesen, weil sie nach Sternen gegriffen hatte, die nicht die ihrigen waren. Nur noch ein Auge. Der Tränenstrom aus dem verbliebenen wollte kein Ende nehmen.

In der Küche machte sich Querinias Ausfall, nach Shalimas Weggang nun schon der zweite, schmerzlich bemerkbar. Es gab noch soviel zu tun. Nestorio hatte Dhiram und Alrisca zu Curmas Unterstützung abkommandiert, zwei Geschwister, die sich zum Verwechseln ähnlich sahen. Man rätselte, was Querinia verbochen haben mochte, daß sie so schrecklich bestraft worden war. Entgegen ihren Gewohnheiten ließ Curma kein schlechtes Wort über das Mädchen fallen, gab nur wieder, was der Bonze gesagt hatte: »Er allein ist schuld. Er bringt Unglück.« Andererseits, hatte er der alten Shalima nicht Glück gebracht? War sie jetzt nicht frei? »Niemand kann ihn leiden«, entschied Alrisca. »Was muß sie sich mit ihm einlassen?«

Die Praiosscheibe stand schon tief am Himmel, als die schwarzsilberne Sänfte Boromeo Wulweshjodens von vier kräftigen Trägerinnen durch das Tor geschleppt wurde. Neben der Tragkutsche liefen zwei weitere Sklaven mit dem Gepäck des Passagiers sowie drei Beschützer, wachsamen Gestalten, die Schwerthand lässig auf den Knauf ihrer Waffen gestützt. Trotz ihres wehrhaften Auftretens verkümmerten sie zur puren Staffage, als ihr Soldgeber der Sänfte entstieg. Er maß mehr als zwei Schritt, die vierschrötige Gestalt und das blonde Haar verrieten seine bornische Abkunft. Boromeo trug einen auffälligen Schnurrbart, dessen lange Spitzen mit Wachs versteift und hochgezwirbelt waren, so daß sie wie zwei Spieße zu beiden Seiten seines Gesichts in die Höhe stachen. Jede seiner Bewegungen verriet den Krieger oder zumindest einen Mann, der die Ausbildung eines solchen genossen hatte. Er trug

lediglich einen langen Dolch an der Seite, trotzdem hätte niemand daran gezweifelt, daß er im Kampf kaum auf die Hilfe seiner Beschützer angewiesen wäre. Den nachhaltigsten Eindruck hinterließen seine Augen, die wegen der schwarzen Sprenkel auf den Augenäpfeln wie steinerne Murneln wirkten.

Marno hatte es sich nicht nehmen lassen, seinen Gast schon im Freien zu begrüßen. Mit weitausholenden Schritten eilte er über den Hof, nahm seinen Besucher in die Arme, klopfte ihm auf den Rücken. »Boromeo, alter Freund!« war da zu hören und »Mein lieber, lieber Marno!« Als die beiden Männer sich ausreichend begrüßt hatten, verbeugte sich der Neuankömmling charmant vor der Herrin des Hauses. »Du wirst immer schöner, Imelde«, sagte er, während sie einen niedlichen Knicks ausführte. »Ihr schmeichelt«, entgegnete sie weniger vertraulich.

Das Gepäck des Gastes wurde in das für ihn hergerichtete Gemach in der zweiten Etage des Hauses gebracht; für die Beschützer war ein Raum im Erdgeschoß bereitet worden; die Träger fanden ihren Platz im Sklavenquartier.

»Es ist gut, wieder hier zu sein!« rief Boromeo noch im Gehen aus. »Außerdem kann ich dadurch meinen Aufenthalt auf dem Silberberg noch etwas hinausschieben. Es geht dort etwas... steif... zu für meinen Gusto.«

»Warm bist du angekommen?« fragte Marno.

»Soeben«, entgegnete der Hüne, »ich habe lediglich Lucan vom Hafen aus losgeschickt, meine Sänfte und Träger zu holen. Ansonsten komme ich geradewegs aus Neetha. Welch ödes Kaff, doch Geschäfte führten mich dorthin. Davor war ich in Khunchom. Welch eine Stadt! Wie schade, daß wir sie nach Tar Honaks Tod nicht halten konnten. Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie bezaubernd es dort ist. Tausend zierliche Brückchen überspannen die Arme des Mhanadi, und wo man auch

hinschaut, überall diese niedlichen Zwiebeltürmchen, ganz in Weiß, mit Dächern aus Gold.«

»Was hat Euch dort hingeführt?« wollte Imelde wissen, als sie Boromeos Gemach erreicht hatten. »Geschäfte, Reizendste, ich will dich damit nicht langweilen.« Dann mit einem Seitenblick zu Marno: »Ich werde dir noch davon erzählen.«

Später traf man sich im Eßgemach wieder. Die Kinder hatten einigermaßen flüssig ihr Gedicht aufgesagt, Boromeo hatte ihnen die Wangen getätschelt, anschließend durfte Diago den Mundschenk spielen und die Pokale aus rotem Kristall mit Wein füllen.

»Wie lange wirst du bleiben, Freund?« erkundigte sich Marno. Sein Gast seufzte: »Nur kurz, meine Lieben, vielleicht schon morgen abend, doch spätestens übermorgen werde ich euch verlassen.«

»So bald?« fragte Marno etwas enttäuscht.

»Ja, es ist unangenehm«, pflichtete sein Gast bei, »ich bin später angekommen als geplant. Ich habe in Al'Anfa noch einiges zu regeln, und schon am folgenden Rohalstag geht mein Schiff.«

»Wohin?« fragte Marno.

»Khunchom«, gab Boromeo zurück und bleckte die gelben Zähne zu einem Lächeln. Marno zog erstaunt eine Augenbraue hoch, Boromeo antwortete mit einem kurzen Wimpernschlag, was »Später!« bedeuten sollte.

Bis zum Essen erging man sich in belanglosem Geplauder. Endlich wurde aufgetragen: silberne Platten mit Braten, Geflügel und Efferdsfrüchten, Porzellanterrinen mit Suppen und Saucen, glasierte Tonschüsseln mit Reis, Brei, Früchten und Gebäck.

Schwere zinnerne Teller standen auf dem Tisch, neben denen zierliches Besteck mit elfenbeinernen Griffen lag. Zwei Sklaven, die man in weiße Pagenuniformen mit Rüschen und goldenen Tressen gesteckt hatte, waren für das Servieren abgestellt worden: Alrisca und Liva.

Imelde war erstaunt, den Hauslehrer in dieser Tätigkeit zu sehen, und winkte ihn zu sich. Er schlurfte zu ihr, bückte sich zu ihr hinab. »Was tust du hier?« zischte sie. »Hatte ich nicht nach Alrisca und ihrer Schwester verlangt?«

Er flüsterte: »Der Bonze hat mich statt Dhiram eingeteilt, denn der Difar ist ihr in die Innereien gefahren. Nun liegt sie mit Krämpfen auf ihrem Lager, kaum imstande, den Inhalt ihrer Gedärme bei sich zu behalten.«

»So genau wollte ich's nicht wissen«, zischte Imelde zurück, »erst recht nicht beim Essen. Also tu, wie dir geheißen, und benimm dich anständig.«

Wie sich zeigte, hatte der Bonze eine gute Wahl getroffen, denn der Hauslehrer wußte durchaus, das Fleisch mit dem langen scharfen Bratenmesser geschickt und vornehm zu schneiden, Geflügel und Krebse mit Zangen zu portionieren und alles schön auf den Tellern herzurichten. Er hatte viel bei Zor gelernt, Imelde war stolz auf diesen Sklaven.

Das Tischgespräch wurde hauptsächlich von Boromeo bestritten. Er erzählte von den Wundem Khunchoms und der Kleinstädtigkeit Neethas. »Dennoch verändert sich die Stadt, seitdem die Horas Drôl ihrem Reich einverleibt hat«, räumte er ein. »Das hat den Handel sehr belebt« Mitunter mischten sich die Kinder vorlaut mit Fragen ein, die der Gast geduldig und ausschweifend beantwortete. Imelde war die meiste Zeit über still. Es reichte ihr, Boromeos Geschwätz über sich ergehen lassen zu müssen. Hätte sie selbst zum Gespräch beigetragen, so hätte sie zwangsläufig in seine unheimlichen Augen schauen müssen, die im Kerzenlicht wenig menschlich wirkten. Auch fand sie keine Freude an den ausgefallen gewürzten Speisen, der Sinn stand ihr nicht danach. So gab sie sich ganz ihrem derzeitigen Hang nach Süßem hin, nahm vom sirupgesüßten Brei, dem Gebäck; aß sie in sich hinein, diese Süße, diese köstliche Süße.

Als das Ziehen in ihrem Unterbauch begann, erschien es Imelde als willkommene Gelegenheit, sich zu entfernen. Sie erhob sich, entschuldigte sich bei dem Gast und ihrem Gemahl, daß sie unpäßlich sei, und verließ mit den Kindern den Raum. Draußen im Gang lehnte sie sich schweratmend neben ein Bild ihres Großvaters. Wie froh sie doch war, daß der unerwünschte Eindringling dieses Mal kürzer bleiben würde. Sie ging mit den quengelnden Kindern weiter. Ihr war etwas übel, sie hatte zu viel gegessen. Plötzlich blieb sie stehen. Die ganze Zeit über hatte irgend etwas an Liva sie verwirrt. Jetzt wußte sie was es gewesen war: Er bewegte sich falsch. Offenbar trug er sein Korsett nicht. Vielleicht hatte es nicht zu der Pagenuniform gepaßt, aber dennoch, sie hatte es ihm nicht gestattet! Jetzt wollte sie kein Aufhebens darum machen, doch gleich morgen sollte er ihr Rechenschaft ablegen, dieser ungehorsame Bursche!

»Was ist nun mit Khunchom?« begehrte Marno zu wissen. Nachdenklich drehte Boromeo seinen Pokal in den Händen. »Ich bin so etwas wie ein Unterhändler.«

»Des Fürsten?«

»Nein, von Leuten, die dort zwangsweise sind. Dahinter steht ein Plan des Patriarchen, nicht des Bastards, sondern seines Vaters. Es scheint an der Zeit, vor allem da das Neue Reich genügend beschäftigt ist im Norden wie im Südwesten...« Er unterbrach sich mit einem Blick auf die beiden Sklaven, die sich wie Schatten rührig bewegten oder stumm und regungslos verharrten: »Gedulde dich. Ich habe übrigens ein Angebot für dich, das du dir überlegen solltest...«

Das Gespräch wandte sich einem anderen Thema zu. Marno erzählte, was sich im letzten Jahr in Al'Anfa zgetragen hatte, wer aufgestiegen oder gestürzt war. Boromeo kommentierte es mit genüßlichem Spott und wenig freundlichen Bezeichnungen für die Oberen der

Stadt. »Die läufige Hündin«, war da zu hören oder »der korrupte alte Sack.« Als dieses Thema erschöpft war, unterhielten sich die beiden Männer über Vergangenes. »Erinnerst du dich noch an Zordaphero Vuxphez?« fragte Marno. »Nach all den Jahren hat er endlich von sich hören lassen.«

»Sicher erinnere ich mich an den armen Zor.«

»Wieso arm? Nach allem, was er schreibt, hat er es weit gebracht und ist, dank du Metuant, hoch aufgestiegen.«

»So kann man's nennen«, knurrte Boromeo. »Du Metuant hat ihn aufknüpfen lassen.«

»Was sagst du da?«

»Du weißt es nicht, wie? Sie nannten es Veruntreuung, als wäre das ein Grund. Ich meine eher, er wurde unserem wackeren Gubemator, diesem Windbeutel, zu einflußreich. Vier oder fünf Monde ist's her«, erklärte Boromeo düster.

Erschüttert startete Marno auf seinen Teller und kaute auf der Unterlippe. Zordaphero war also hingerichtet worden. Möglicherweise war jener Brief sein letzter gewesen. Er überlegte rasch: Vielleicht hatte doch ein tieferer Sinn darin gelegen, ihnen diesen nichtsnutzigen Sklaven zu schicken. Andererseits, vier oder fünf Monde, so weit war Port Corrad doch gar nicht entfernt, daß der Brief und das Geschenk so lange unterwegs gewesen sein konnten... Marno blickte von seinem Teller auf, genau in Boromeos weitaufgerissene Augen, die ihn in fassungslosem Staunen anstarrten. Langsam, als gelte es, für jeden Wimpernschlag zu bezahlen, kippte Marnos Freund nach vorn und fiel mit dem Gesicht in den Teller mit Essensresten. Aus seinem Nacken ragte der Griff des Bratenmessers, hinter ihm stand Liva, der Hauslehrer.

Dieser Unglückselige, schoß es Marno entsetzt durch den Kopf, jetzt hat er auch noch Boromeo umgebracht! Bei Boron und allen Göttern, Boromeos Onkel wird das

nicht hinnehmen, er wird sich blutig rächen! Was soll ich tun, was soll ich tun? Onjegin Wulwes'H'Jodens ist ein mächtiger Mann, er sitzt im Rat, er wird mich vernichten! Wegen eines tölpelhaften Sklaven!

So sehr war Marno mit seinem künftigen Leid beschäftigt, daß er nicht an den Augenblick dachte. Ganz im Gegensatz dazu Alrisca, die mit wehenden Haaren zur Tür rannte. Sie hatte sie fast erreicht, als ein mit Wucht geworfener Zinnteller ihre Flucht beendete. Ihr Körper bäumte sich auf, als die Tellerkante ihren Nacken traf, dann rutschte sie mit gebrochenem Genick an der Tür hinab. Im selben Augenblick hatte Marno seine Lähmung abgeschüttelt. Er sprang zur Wand, wo der Sklaventod von Imeldes Ahn hing, und riß ihn aus der Scheide. Zwar hatte er seit Jahren keine Waffe mehr in den Händen gehalten, als er aber das Gewicht der gebogenen Klinge spürte, war ihm, als wäre es gestern gewesen. Mit grausamem Lächeln faßte er Liva ins Auge, der inzwischen das Bratenmesser aus dem Hals seines Opfers gerissen hatte. Wie lächerlich, dachte Marno, dieses Messer gegen diese famose Klinge! Sobald er an den Schurken herangekommen wäre, würde er ihn in Stücke hacken. Oder nein, er würde ihn nur verwunden und entwaffnen, dann würde er ihm die Gliedmaßen einzeln abschlagen und seinen wimmernden Rumpf zu Boromeos Onkel schicken; vielleicht würde ihn das versöhnen. Er faßte wieder Zuversicht.

Mit einem gewaltigen Satz sprang Marno über die schmale Seite des Tisches und war nun auf derselben wie Liva. Nun, Hundsfoth, das hast du nicht erwartet, wie? dachte er zufrieden. Nur noch drei Schritte trennten ihn von dem Sklaven. Wenn er schnell genug war, würde es seinem Gegner nicht mehr gelingen, um den Tisch herumzulaufen und den Abstand zwischen ihnen zu vergrößern.

Doch Liva lief nicht davon. Statt dessen griff er nach

einer der halbleeren Porzellanterrinen, schüttete den Inhalt über den Tisch und hob das Gefäß in die Höhe. Marno ging in die Knie, faßte den Sklaventod beidhändig, bereit, das Wurfgeschloß abzuwehren.

Aber Liva warf nicht. Wie zum Spott hob er die rechte Hand mit dem Messer, den Zeigefinger abgestreckt. Er deutete auf das Gefäß in der anderen Hand und zerschmetterte es auf der Tischkante.

Marno starrte auf die auseinandergespritzten Splitter. Er hatte nicht das geringste Geräusch gehört, als die Terrine zerbarst. Er hatte überhaupt schon lange nichts mehr gehört. Es war totenstill in diesem Raum! Das konnte nur bedeuten, daß ... Sein Gegenüber hatte den kurzen Augenblick der Ablenkung ausgenutzt und war bei ihm. Mit solcher Wucht rammte er ihm das Messer unter dem Kinn in den Rachen, daß die Klinge brach, als sie sich in den Schädelknochen bohrte. Die schwere Waffe entglitt Marnos Händen und fiel lautlos zu Boden. Er sackte auf die Knie, ihm war plötzlich schwach und übel, eine salzige Flüssigkeit füllte seinen Mund, gleich würde er sich übergeben müssen.

Wo war der Sklave? Er sah ihn nicht, er sah nur die hölzerne Gestalt des Mohakriegers, der stumm und nasenlos über das Geschehen hinwegblickte. Marnos Mund öffnete sich und gab den Weg für einen dunklen Sturzbach frei. Zwei Hände packten seinen Kopf und drehten ihn mit einem heftigen Ruck. Wegen der unnatürlichen Stille hörte Marno nicht einmal mehr ein Knacken.

Der Mann, der Liva genannt wurde, ließ den toten Körper fallen, ging zur nächsten Kerze und erstickte die Ramme mit der flachen Hand. So tat er es mit einer nach der anderen. Vor der Wand, wo der Sklaventod gehangen hatte und wo jetzt nur noch die Rosette mit den Dolchen war, blieb er stehen und suchte sich eine der Waffen aus. Er entschied sich für einen Dolch mit

dreikantiger Klinge, etwas schartig, sonst gut erhalten. Er wußte nicht, was die Nacht noch bringen würde.

Als er die letzte Kerze bei Boromeos Leichnam löschen wollte, rollte etwas unter seiner Sohle davon. Zwar war immer noch nichts zu hören, denn der Stillezauber dauerte an, aber Liva spürte die Bewegung. Er bückte sich und fand ein schmales Kupferröhrchen, etwa so lang wie sein Daumen. Es paßte bequem in eine geballte Faust, an einem Ende hatte es ein Schiebe-
deckelchen, das man unauffällig durch eine kurze Bewegung des Daumens öffnen konnte. Das Behältnis mußte Boromeo gehört haben. Liva sah das Röhrchen verwundert an, dann öffnete er es vorsichtig und wedelte sich den aufsteigenden Geruch zur Nase.

Währenddessen

... träumte Imelde. Sie war wieder ein Kind und badete im Meer. Sie tauchte, spielte Fangen mit bunten Fischlein und erfreute sich an der wunderbaren Leichtigkeit, die sie trug. Als sie atemlos auftauchte, sah sie zur Linken und Rechten ein schilfbestandenes Ufer und erkannte mit Schrecken, daß sie nicht im freien Meer schwamm, wie sie geglaubt hatte, sondern in den trüben Wassern des Hanfla. Entsetzt versuchte sie, das vor ihr zurückweichende Ufer des Flusses zu erreichen, bevor sie eines der zahlreichen Krokodile bemerkte. Ein Schatten fiel auf sie. Es war eine gewaltige Flutwelle, die den Fluß hinunterbrauste und sie zusammen mit Schilf, Baumstämmen und anderem Treibgut tosend und wirbelnd ins Meer spülte. Als das schäumende Toben aufgehört hatte, sah sie einen einzelnen Fisch auf sich zuschwimmen, mehr als einen Schritt lang, der Körper wie eine fette Schlange. Es war ein Grüner Brabacuda, der geradewegs auf sie zuhielt. Wie gelähmt beobachtete sie sein Näherkommen, sah die spitzen Zähne des offenen Rachens, aus dem schwarze Wolken ins Wasser quollen. Entsetzt erkannte sie, daß der halbe

Kopf skelettiert war, ein Auge gar aus seiner Höhle heraushing. Als er sie erreicht hatte, sprach der Fisch zu ihr. Imelde verstand ihn nicht.

...lag Curma wach auf ihrem Lager. Sie dachte an das Kind, das in ihr heranwuchs, und fürchtete sich. Sie dachte an die Tochter, die sie einst gehabt hatte und die in ihrem sechsten Lebensjahr weiterverkauft worden war. Sie hatte Angst, daß es mit diesem Kind genauso geschehen könnte. Ein Schluchzen wollte sich den Weg aus ihrer Kehle bahnen, aber sie verhinderte es, indem sie die Hand in den Mund schob und schmerzhaft darauf biß. Niemand sollte von ihrer Trauer erfahren.

...setzte sich Querinia auf ihrem Strohsack auf. Sie konnte nicht schlafen, denn die Wunden juckten unter dem Verband, doch traute sie sich nicht zu kratzen, da es dann weh tat. Sie fühlte sich matt, müde und schwach, wollte ruhen, aber wenn sie lag, war es schlimmer, denn ein dumpfer Schmerz kroch ihr in die Stirn. Ihr war heiß, sie war durstig. Verzweifelt schaukelte sie mit dem Oberkörper vor und zurück.

... stand Thesares aus ihrem Bettchen auf. Sie schlief nicht, aber sie war auch nicht wach. Ihre Strohpuppe unter dem Arm, traumwandelte sie zur Tür.

... öffnete Sica die Tür und ging zur Treppe. Er dachte an Curma, die ihm heute eröffnet hatte, daß ihre Tage ausgeblieben waren. Es war eine gute Nachricht für ihn, denn er liebte Kinder. Er freute sich auf dieses Kind, er freute sich auf Curma, unter deren Decke er kriechen würde, sobald er seine letzte Pflicht für diesen Tag erledigt hatte.

Liva hatte sehr genaue Vorstellungen davon, welcher Art die Flüssigkeit in dem kleinen Behältnis war. Um seinen Verdacht zu erhärten, träufelte er ein paar Tropfen auf ein Löffelchen und hielt es in die Flamme der letzten brennenden Kerze. Sogleich änderte sich deren Farbe von warmem Gelb zu einem grellen Grün. Liva

kannte dieses Gift. Es war nicht das Gift eines Wald- und-Wiesen-Meuchlers, es war teuer und von geringer Haltbarkeit. Ganz zufällig brachte man es sicherlich nicht mit zu einem Essen. Vermutlich wäre der liebe Freund Marno ohnehin bald vor Boron getreten. Nicht sofort, sondern etwa in einer Woche. Sein Tod wäre scheinbar vom Schlagfluß verursacht worden. Es mochte sich lohnen, nachzuprüfen, was der verblichene Herr Wulweshjoden noch in seinem Gepäck mit sich führte. Die Tür öffnete sich mit einem Quietschen. Der Zauber hatte seine Wirkung verloren.

Sica blieb wie angewurzelt in der offenen Tür stehen. Zu seinen Füßen erkannte er den leblosen Körper Al-riscas, ein Stück entfernt, in einer Blutlache von mehreren Schritt Durchmesser, seinen Herrn, am Tisch die vornübergekippte und zweifellos ebenfalls tote Gestalt des Gastes. Dunkle Spritzer befleckten die Wände, der Raum sah schlimmer aus als eine Schlachtkammer. Ganz zuletzt bemerkte er einen weiteren Anwesenden, einen undeutlichen Schemen, der sich über eine grünflackernde Kerze gebeugt hatte. Keuchend taumelte der Sklave zurück und ließ die Kerzen fallen, die er hatte austauschen wollen. Die Gestalt richtete sich auf, ihre ehemals weiße Kleidung war von einer dunklen Flüssigkeit getränkt. Sica nahm sich nicht die Zeit herauszufinden, wer das blutbefleckte Ungeheuer war, sondern fuhr herum und rannte den dunklen Gang entlang. Er dachte nicht daran zu schreien, seine Kehle war wie zugeschnürt.

Er schaffte es etwa bis zu dem Bild mit dem Titel ›Die wüsten Bräuche der Waldmenschen‹, als ein schwerer Aufprall auf seinen Rücken ihn zu Boden riß. Leise Worte drangen an sein Ohr: »Begegne der Schwester.« Dann schickte ihn ein grausamer Schmerz ins Jenseits. Liva schleifte den toten Sica an den Füßen ins Esszimmer, eine breite Blutspur auf dem Flur hinterlas-

send. Er schloß die Tür und ging unzufrieden auf und ab. Das ganze Unterfangen war aus dem Ruder gelaufen und in eine wüste Schlachtereierie ausgeartet. Liva dachte, daß ein guter Plan wie ein gutgebautes Haus mit vielen Zimmern sei. Es war nicht nötig, eine Wand einzureißen, wenn man von einem Raum zum anderen wollte, man konnte eine Tür nehmen. Aber Marno hatte nun einmal eine Wand eingerissen, als er auf diesen difarverfluchten Zordaphero zu sprechen kam und dadurch die lange Planung zunichte und sofortiges Handeln nötig machte. Diese Nacht hatte einen Toten sehen sollen, nicht drei, schon gar nicht vier. Selbst an die Tat eines plötzlich rasend gewordenen einfachen Sklaven namens Liva würde niemand mehr glauben. Es sei denn...

Liva starrte in das Gesicht des Mohakriegers. Bestimmt gab es etwas in Marnos Vergangenheit, das sein Ableben als Racheakt glaubwürdig erscheinen ließe. Angewidert verzog er die Lippen, als ihm ein Einfall kam. Die Tat wäre barbarisch, doch ganz Al'Anfa würde noch in Wochen darüber reden und rätseln, welchen schrecklichen Feind sich Marno geschaffen haben mochte, daß jener ein derart grausiges Ritual an ihm vollzogen hatte.

Liva schälte Boromeo aus seinem Wams und bedeckte damit Marnos Gesicht. Er war nicht erpicht darauf, den Frevel mitanzusehen, den er begehen würde. Er schob die Hand mit dem Dolch unter den Stoff, setzte die Schneide an der linken Stirnseite des Toten an und zog drei tiefe Schnitte über das gesamte Gesicht, dann drei weitere quer dazu. Als der Dolch sich kurz in Marnos edlem Nasenbein verhakte, fiel Liva eine passende Erklärung für dieses Zerstörungswerk ein. So weit hätte er gar nicht in die Vergangenheit zurückgehen müssen, ein Tag reichte.

Anschließend verließ er den Raum und schlich zu Boromeos Gemach. Die Sklaven hatten ihm gut genug

erklärt, wo es zu finden war. Als er sah, daß er auf Schritt und Tritt blutige Spuren hinterließ, zog er seine Sandalen aus.

Boromeos Tür war verschlossen. Liva wußte zwar, wie er sie öffnen konnte, aber es schien ihm nicht ratsam, es auf seine Art zu tun, da dies zu viele Spuren hinterlassen und die jetzige Variante des Mordmotivs – die des rachsüchtigen Sklaven – wieder vernichtet hätte. Also mußte es auf eine traditionellere Art geschehen. Er stieg die Stufen hinab, ging über die Höfe zum Werkzeugschuppen, wo er noch vor Tagen mit Querinia gelegen hatte, suchte sich ein passendes Werkzeug, dann eilte er wieder zurück ins Haus. Fast wieder an der Tür angekommen, hörte er ein Geräusch, leise tappende Füße. Er drückte sich in eine Nische und wartete, den Dolch fest umklammert. Es war die kleine Thesares.

»Phex, unerbittlicher Richter der Nacht«, flehte Liva stumm, »du weißt, daß ich es tun werde, erspar es mir!« Als hätte das Kind sein Gebet gehört, drehte es sich um und ging zurück.

Geschickt öffnete Liva das Schloß und betrat Boromeos Gemach. Er wischte sich die Hände an einem trockenen Stück seiner Kleidung ab und zog sich aus. Boromeo würde ihn mit einem neuen Gewand versorgen. Sorgfältig untersuchte Liva das Gepäck seines Opfers, ohne etwas Ähnliches wie die Kupferampulle im Eßzimmer zu finden. Doch er stieß auf etwas anderes: eine kleine runde Scheibe aus schwarzem Metall mit eingravierten Zeichen, scheinbar ohne Zusammenhang, nur eine Aneinanderreihung von Silben. Die Scheibe war aus Endurium. Das hatte Liva nicht in Boromeos Besitz erwartet. Das durfte nicht hier sein. Er steckte das Metall ein, verließ den Raum, ging geradewegs zu Imeldes Schlafgemach. Vor ihrer Tür ließ er eines seiner blutbefleckten Kleidungsstücke fallen. Es würde ein weiteres Rätsel in diesem Verwirrspiel abgeben.

Nun gab es noch ein letztes zu tun, zwar unnötig, aber doch befriedigend. Ein weiteres Mal huschte Liva über die Höfe, genau zu Nestorios Hütte. Von drinnen kamen Schlafgeräusche. Schlaf tiefer, Nestorio, schlaf ganz tief, dachte Liva und sprach die Formel für einen zweiten Zauber, der den Schläfer noch inniger in Borons Arme gleiten ließ. Gewandt schlüpfte er in die Hütte hinein.

Sie war zwar nicht höher, aber weiter als jene, welche Liva bewohnt hatte. Vor dem Bett des Bonzen blieb er stehen. Kalt schaute er hinunter auf das entspannte Gesicht, verfolgte die Bewegungen von Nestorios Brust, die sich im gleichmäßigen Rhythmus seines Atems hob und senkte. Liva hätte ihn gern geweckt, aber er hatte anderes mit ihm vor. Entschlossen krallte sich seine Hand in den verbliebenen Teil der Pagenuniform und preßte sie zusammen, bis Blut heraus und auf den Boden tropfte. Achtlos ließ er das Kleidungsstück fallen und schmierte mit blutiger Hand die Worte an die Wand: »Lerne rückwärts zu zählen, Nestorio!«

Liva nahm nicht an, daß der Bonze die Inschrift lesen konnte, doch man würde sie ihm erklären. Und wenn nicht, so würde er diese Botschaft zumindest weit genug verstehen, um zu erkennen, wie dicht er in dieser Nacht vor der Pforte zu Borons Hallen gestanden hatte. Es war Zeit zu gehen.

»Was tust du da, Liva?« fragte eine Stimme unter den Arkaden. Er versteckte den Dolch hinter dem Rücken und trat zu der Steinbank, auf der Querinia saß. Aus dem verbliebenen Auge schaute sie zu ihm hoch. Ihr Blick war matt, der Verband auf ihrem Gesicht war scheckig von durchgesickertem Blut. So, wie sie aussah, würde sie Shalimas Schicksal bald teilen.

»Was tust du da, Liva?« wiederholte Querinia. »Steh auf und komm mit!« entgegnete der Mann vor ihr heiser.

Sie erhob sich schwankend. »Wohin, Liva?«

Er flüsterte: »Der Herr hat mir aufgetragen, dich zu einem Heiler zu bringen. Komm mit,«

Sie erhob sich, er stützte sie, zusammen gingen sie zum Tor.

»Wohin, ihr beiden?« erklang die Stimme Zeradias, der Beschützerin, schroff.

»Der Herr hat befohlen, daß ich sie zu einem Medicus bringe. Sie wird das Morgengrauen sonst nicht erleben«, gab Liva knapp zurück.

Zeradia öffnete das Tor und ließ die beiden passieren. Das Wort der Herrschaften galt. Es fiel ihr nicht einmal auf, daß einer der Sklaven eine völlig falsche Gewandung trug.

Voller Vertrauen hing Querinia am Arm ihres Begleiters, während er sie durch die nächtlichen Straßen der Rabenstadt führte. Bisweilen hörte sie Schritte, Stimmen, Gesang oder verwehende Musik. Die Laute klangen undeutlich, als wären ihre Ohren verstopft. Manchmal wurde sie hastig gegen Wände gedrückt. Sie verstand immer weniger von dem, was um sie herum und mit ihr geschah. Schließlich durfte sie sich hinlegen. Sie vernahm Gesprächsfetzen, zwei Stimmen, die von Liva und die einer Frau.

»Wer ist das?«

»Nur eine Sklavin, ich habe sie mitgenommen.«

»Bei der Schönheit der Welt! Sie sieht grauenhaft aus!«

»Ja, diese bruderlosen Geschöpfe haben den billigsten Pfuscher geholt, den sie kriegen konnten.«

»Kannst du nicht...?«

Ein häßliches Lachen: »Die Heilerei ist nicht gerade mein Fachgebiet«

Querirda spürte vorsichtig tastende Finger auf ihrem Gesicht. Wo sie es berührten, schienen sie den Schmerz förmlich herauszusagen. Wieder hörte sie die Frauenstimme: »Sie sieht immer noch schrecklich aus, das arme Ding. Warum ist es dir mißlungen?«

»Zu lange her, das Muster war nicht mehr deutlich genug. Ich glaube, es ist ohnehin schwächer bei Sklaven«, hörte sie Livas gepreßte Stimme, »aber sie wird leben.«

»Damit darf sie glücklich sein«, bemerkte die zweite Stimme sarkastisch.

Als Querinia erwachte, fühlte sie sich schmerzfrei und ausgeruht. Sie lag in einem schmalen Bett in einem seltsamen, schwankenden Zimmer. Neben ihr saß Liva, ungeschminkt, wie sie ihn lange nicht gesehen hatte, die Haare wieder schwarz, nur die ausgedünnten Geheimratsecken erinnerten an sein bisheriges Aussehen. Er trug die Gewandung eines wohlhabenden tulamidschen Händlers.

»Du bist auf einem Schiff«, beantwortete er ihre Frage.

»Hat man uns verkauft?«

»Nein, ich habe dich mitgenommen, damit man dich nicht schlägt und foltert, um herauszubekommen, wer ich bin«, behauptete er, obwohl er nicht glaubte, daß man das getan hätte.

»Warum sollte man derlei tun?« fragte das Mädchen furchtsam.

»Weil ich deinen Herrn erstochen habe.«

Erschrocken legte Querinia die Hand auf ihren Mund und fühlte dabei unter ihren Fingern das vernarbte Gewebe ihres Gesichts.

»Aber warum hast du das getan?«

»Er war zufällig da, als ich seinen Gast tötete,«

Querinia setzte sich auf, zog die Beine dicht an den Körper, die Decke darüber, als könne sie ihr Schutz bieten. »Aber warum?« hauchte sie.

Er zuckte die Schultern: »Ich weiß es nicht. Ich habe nicht danach gefragt. Es ist mein Gewerbe. Man bezahlt mich dafür.«

Sie sah in dieses fremde Gesicht, das soviel jünger

war als das, welches sie gekannt hatte: »Du bist kein Sklave und warst es auch nie.«

»Nein. Ich heiße Scheijian, Scheijian von Tarschogyn, achtbares Mitglied der Bruderschaft vom Zweiten Finger Tsas. Behalte das für dich.«

»Vermutlich warst du auch nie in Neetha, und deinen Fürsten hat es auch nie gegeben«, sagte sie traurig.

»Auch damit hast du recht. Ich kenne Neetha nicht. Was den Fürsten anbelangt, so stimmt fast alles, was ich dir über ihn erzählt habe – bis auf die Tatsache, daß er kein Fürst in Neetha, sondern ein König meiner Heimat war und sein Name nicht Daripher lautete, sondern Dajin. Er ist immer noch beliebt, obwohl er seit zweihundert Jahren tot ist. Es gibt zwar keine Bauern, die behaupten, daß er noch lebt, aber dafür einige, die sagen, er sei wiedergeboren worden. Das ist wahr.«

Querinia schüttelte den Kopf: »Liva oder Scheijian oder wie immer du heißen magst, du hast immer nur gelogen, du hast mich immer nur angelogen.«

»Aber dafür führe ich dich jetzt in die Freiheit, Querijida«, entgegnete er unwirsch.

»Querijida«, murmelte das Mädchen schwach, »ich heiße nicht Querijida, Quennia ist mein Name, Querinia. Er ist das einzige, was mir noch geblieben ist«

Der Schwarzhaarige schaute lange in das entstellte einugige Gesicht, schließlich sagte er sanft: »Dann soll es so sein.« Scheijian ahnte in diesem Augenblick nicht, wieviel er Querinia noch nehmen würde.





Innerer Kreis I

Ich kenne niemanden, der nicht seine kleinen Sorgen mit den Eltern hätte. Es scheint, als gehe es an Müttern und Vätern spurlos vorüber, wie aus ihren Küken Männer und Frauen werden, die, flügge geworden, das Nest verlassen. Ihnen allen scheint die rührende Hoffnung zu eigen zu sein, daß diese Küken sich immer nur auf kurzen Ausflügen befänden. Meine Eltern unterscheiden sich in diesem Punkt nicht im geringsten von allen anderen, und sollte mir selbst einmal die Vaterschaft zuteil werden, dann werde ich mich wahrscheinlich um keinen Deut besser verhalten. Es ist schon seltsam, wie Rur die Welt eingerichtet hat, und bisweilen mache ich mich mit meinen Geschwistern darüber lustig. Allerdings ist das Vergnügen meist einseitig, denn meine Brüder und Schwestern wohnen zu Hause und haben, anders als ich, unser Dorf Tarschoggyn nie verlassen.

Es ist schon einige Jahre her, daß ich in der Gegend von Fasar einen Krieger namens Raschid traf. Ein Zufall hatte uns zusammengeführt; wir hatten uns angefreundet, und ich hatte ihm versprochen, bei der Queste zu helfen, auf der er sich befand. Es war ein riskantes Unternehmen, und Raschid war ziemlich verstimmt, als er herausfand, daß ich Magie einsetzte, und zwar keine harmlose, sondern eine ziemlich endgültige Form der Zauberei. Ich hatte Mühe, mich anschließend herauszureden, denn den unbedarften kleinen Perlfischer aus Sinoda, als den ich mich ausgab, wollte Raschid mir nun nicht länger glauben. Also gab ich zu, ein

Jahr auf der Akademie in Tuzak verbracht zu haben, was sogar stimmt. Ich denke, Raschid muß seither eine sehr hohe Meinung von dieser Schule haben, wenn ihre Zöglinge, selbst die gescheiterten, schon nach dem ersten Jahr eine so furchtbare Macht besitzen. Allerdings ist Raschid von Hesinde nicht überreich mit Geistesgaben gesegnet worden. Wie für Leute seines Standes üblich, hatte er nachher wegen meines angeblich unehrenhaften und unrondrianischen Verhaltens noch viel zu nörgeln. Aber ich hatte nie behauptet, ein braver Diener der Kriegsgöttin zu sein. Ich weiß schließlich, was ich sage. Das mußte er dann doch zugeben.

Da wir gerade in der Gegend waren, lud er mich ins Haus seiner Mutter ein, die in Fasar lebt. Ich habe noch genau vor Augen, wie Raschid und ich nebeneinander auf der kleinen Holzbank saßen, gegenüber seine Mutter, diese aufgeregte kleine Frau, die fast einen Schritt kleiner war als ihr Sohn, dazwischen das Tischchen mit den Teeschalen und dem wirklich leckeren Gebäck. Was wir erlebt hätten, wollte die alte Dame wissen. Ja, sagten wir, einigen Bauern seien wir beigestanden, tapfer, wie es der Frau Rondra gefällt. Dazu hätten wir einige Leute kräftig vermöbeln müssen. Das mit den Bauern stimmte, doch irgendwie trauten wir uns recht, dieser stolz auf ihren Sohn blickenden Frau die ganze Wahrheit zu sagen, daß wir nämlich bei diesem Unternehmen, und zwar erst vor ein paar Tagen, gleich sieben Menschenwesen kaltblütig vor das Angesicht Bruder Borons und Schwester Tsas geschickt hatten. Und diese schreckliche Wunde rühre wohl auch daher, meinte Raschids Mutter und deutete besorgt auf seine verschorfte Augenbraue. »Ja, ja«, bestätigten wir im Chor, weil wir ihr nicht eröffnen wollten, daß sie von einer Schlägerei in einer Taverne stammte, die ich zwei Tage zuvor sturzbetrunken dort angezettelt hatte.

Danach wollte sie alles genauer wissen, also saßen wir stundenlang brav bei Raschids ehrwürdiger Frau

Mama und logen, daß sich die Balken bogen. Noch heute wundere ich mich darüber, daß nicht sämtliche Türme Fasars mit hoffnungslos verzogenem Holzwerk in sich zusammenknickten. »Ihr Buben«, sagte Frau Mama schließlich, »ihr Buben!« So ist das mit den Eltem. Manchmal frage ich mich, ob es selbst bei den Herrschenden wesentlich anders zugeht. Ich wüßte gern, ob auch Prinzessin Emer, des mächtigen Reichsverwesers Gattin, unruhig wird, wenn ihre Schwiegermutter Alara, die Kaisermutter, zu Besuch kommt, ob sie ängstlich darauf achtet, daß die Dame ja nichts zu beanstanden hat, ob Alara ihrem Sohn liebevoll durch das Haar fährt, wenn er ihr von seinem letzten Zug gegen die Orkhorden berichtet, und ob er ihr auch davon erzählt, wenn er wieder einmal seine Reisigen und Söldlinge losgeschickt hat, jene Männer und Frauen zu erschlagen, die für die Befreiung meiner besetzten Heimat kämpfen. Allerdings ist Alara Alanfanerin; man mag es anders halten, wenn man aus dieser Stadt stammt, die die Seelen ihrer Sklaven bis auf die Knochen abnagt und nicht einmal ein Fetzen jenes Stolzes und jener Würde übrigläßt, die Rur uns auf die lange Reise des Weltendiskus mitgegeben hat. Ich erinnere mich ungern an diesen Ort. Er macht mich anfällig für das Denken Zaborons.

Ich will nicht so tun, als berühre mich die Politik unserer Rebellen wirklich, als mache es mir etwas aus, daß ein fremder Garethja die Insel beherrscht und kein Fürst in Jergan, der Tränenreichen, oder in Tuzak, der Lilienhaften. Maraskan hat immer zu viele Herrscher gehabt, das ist sein Leid. Uns aber, die Bruderschaft vom Zweiten Finger Tsas, gab es vor ihnen, unter ihnen und wird es – so hoffe ich – auch dann noch geben, wenn der Beathanier die Welt in den Abgrund gestürzt hat.

Mein Gewerbe bringt es mit sich, daß mitunter sehr viel Zeit zwischen zwei Besuchen bei meiner Familie – mei-

nen Eltern und meinen Geschwistern – vergeht. Im Laufe der Zeit hat sich für die ersten Tage nach meiner Ankunft ein Ritual herausgebildet. Es ist zwar nicht verwunderlich, daß meine Familie glücklich darüber ist, wenn ein zusätzliches Paar Hände für die Feldarbeit da ist, aber ich habe nie verstanden, warum die anstrengendsten Arbeiten, die das Leben eines maraskanischen Bauern zu bieten hat, immer gerade in den ersten beiden Tagen verrichtet werden müssen, nachdem ich in Tarschoggyn angekommen bin. Ich meine damit nicht etwa das Ziehen der Shatakknolle, sondern das Roden von Baumwurzeln. Es scheint dem alten Herrn eine geradezu diebische Freude zu bereiten, solche Knochenarbeiten für seinen ältesten Sohn aufzusparen. Wahrscheinlich befürchtet er, daß ich sonst hinter meinem Schreibpult verkümmere. Er hält mich nämlich für einen kleinen Sekretarius im Kontor eines Handelsheern mit mehreren Filialen auf dem Festland. Aber vielleicht ist das auch seine Art, mir zu sagen, daß er an mich denkt und daß es immer noch einen Platz gibt, der auf mich wartet, auch wenn ich schon etliche Jahre nicht mehr hier lebe.

Bisweilen habe ich den Verdacht, daß er mir meine Geschichte nicht ganz glaubt. Ich vermute, er argwöhnt, daß ich meinen Lebensunterhalt nicht ganz redlich verdiene und meine Hände in Schmuggelgeschäften habe, wie viele Maraskaner. Möglicherweise hält er mich auch für einen Kurier unserer zahlreichen Rebellengruppen. Ich schließe das daraus, daß er immer sehr besorgt wirkt, wenn ich wieder gehe. »Paß gut auf dich auf, Sedu«, pflegt er zu sagen. Aber vielleicht stellt er sich auch nur blind. Andererseits glaube ich nicht, daß meine Mutter ihm jemals die Augen geöffnet hat. Sie mag die Bruderschaft nicht und schon gar nicht meinen Großvater. Pardon, es ist eigentlich der ihre, aber ich habe ihn immer so genannt, seit dem einzigen Mal, da ich ihm während meiner Kindheit begegnete.

Meine Mutter benimmt sich in diesen ersten Tagen so wie wahrscheinlich alle Mütter, wenn sie nicht gerade Imelde oder vielleicht auch Alara heißen. Will sagen, sie versucht nach Leibeskräften wettzumachen, was mir die Fremde offenbar zugefügt haben muß: Hunger, Durst und schlechte Schneider. Dabei muß sie wissen, daß ich nicht arm bin, jedenfalls verglichen mit einem Bauern, auch wenn ich zu Hause schlichtere Kleidung trage als gewöhnlich. Und selbst wenn auch sie in mir nur einen schlecht besoldeten Schreiberling sähe, so müßte ihr doch einleuchten, daß die Folianten, die ich gelegentlich mitbringe, allein des Einbandes wegen nicht ganz umsonst gewesen sein können, obwohl es ein paar davon doch waren – zumindest für mich, wenn auch nicht immer für ihren Vorbesitzer.

Dann sind da noch meine beiden kleinen Brüder, meine drei großen Schwestern, meine zahlreichen Nichten und Neffen. Ich kann mich nicht erinnern (seitdem ich die Akademie in Tuzak verlassen habe, um mich fortan bei Meister Tarrad und anderen Privatlehrern weiter in den magischen Künsten unterweisen zu lassen), heimgekommen zu sein, ohne daß nicht zumindest eine meiner Schwestern dickbäuchig und gesegnet war. Tsa meint es gut mit uns, wir sind eine glückliche Familie, wir sind zahlreich. Obwohl es leider auch vorkommt, daß ich von meinen Geschäften heimkehre, zwar ein Menschlein sehe, das ich noch nicht kenne, dafür aber ein anderes vermisste. Doch so schuf Rur die Welt: Wir leben, wir sterben, wir werden wiedergeboren und leben erneut, bis der Weltendiskus einst sein Ziel erreicht und uns Gror, der gleichzeitig Rurs Bruder und Schwester ist, die Antworten auf die Vierundsechzig Fragen des Seins gibt.

Alle diese Menschen wollen, daß ich mich ihnen widme, daß ich ihnen Fragen beantworte, die ich nicht immer beantworten kann.

»Wo bist du gewesen, Onkel Sedu?« Onkel Sedu darf

etwa in Al'Anfa gewesen sein, denn es gibt dort Flüchtlinge aus Maraskan, aber Onkel Sedu darf nicht in Boran gewesen sein, obwohl es auf der Insel liegt und zudem unsere Heilige Stadt ist. Aber Boran wird seit Jahrzehnten von den Kaiserlichen belagert, so daß ein kleiner Schreiberling dort nicht einfach ein- und ausgehen kann. Und Onkel Sedu kann seinem jungen Neffen wohl kaum auf die zwangsläufig folgende Frage – »Wie bist du dann doch hineingekommen?« – die Antwort geben: »Ich bin auf einen der Wachtürme am Wall geklettert, habe dort dummerweise zwei Wächter vorgefunden, denen ich daher einen jener kleinen Zaubertricks vorführen mußte, wie ihr sie immer von mir erbettelt. Nur daß sie danach nicht gelacht und gekreisch haben wie deine große Schwester oder sich in die Hose gemacht haben wie du, sondern auf den Weg zu ihrer Wiedergeburt machten, genauso wie der einzelne Garethjasöldner, den ich kurz danach traf, und dem ich zeigte, welch guten Stahl man in Tuzak schmiedet.« Derlei kann ich nicht erzählen, das Kind verstünde es nicht. Also war ich nie in Boran, der Heiligen, und erzähle etwas anderes. Ich bin mittlerweile sehr gut darin – kein Wunder, wir Maraskaner sind halbe Tulamiden, und Tulamiden sind geborene Erzähler.

Was die Magie anbelangt, so hatte ich bei meiner Familie Glück, vielleicht deshalb, weil niemand ahnt, wie sehr ich tatsächlich in dieser Kunst bewandert bin. Ich habe andere getroffen, in denen die magische Kraft pulsierte, die aber mit Erwachen derselbigen aus Furcht vor ihrer Andersartigkeit förmlich aus ihrer Sippschaft ausgestoßen wurden und froh waren, wenn ein Kundiger ihre Talente erkannte und sie zu einer Akademie brachte. Viele von ihnen erinnern mich an einen entwurzelten Jiranstrauch in den Frühjahrshochwassern. Sie treiben dahin, sind blind für die Schönheit dieser Welt, die uns Rur geschenkt hat, und ihre einzige Heimat ist ihre Akademie oder die Gilde. Ich bin fest

davon überzeugt, daß es sich bei vielen der verbittertsten Popanze der Weißen Schulen des Nordens so verhält. Es mag auch ihre Wut auf das Hexische erklären, sozusagen eine sympathetische Übertragung, um im Jargon meiner Zunft zu reden, oder etwas einfacher: ein verzweifelter Versuch, im nachhinein auf der *richtigen* Seite zu stehen. Ich habe nichts für Hexen übrig, doch auch nichts gegen sie. Ich hatte eine zur Liebsten und habe einer anderen zu einer Begegnung mit Bruder Boron und Schwester Tsä verholten. Es scheint mir ein ausgeglichener Standpunkt.

Daß meine Familie meine Besonderheit hinnimmt, hat seinen Preis, den ich für gewöhnlich nach einigen Tagen des Bettelns an die Kinder zu entrichten habe. Sie wollen sehen, wie Magie wirkt, und können sehr beharrlich in der Durchsetzung ihrer Wünsche sein. Meist belasse ich es bei einer Taschenspiellerei, die ich auf meinen Reisen erlernt habe und die überhaupt nichts mit Magie zu tun hat. Bisweilen gelingt mir das, manchmal kommen sie mir auf die Schliche, dann wird es Zeit für den Schrecklichen Lichtzauber. Er ist wirklich schrecklich und gehört zu meinen größten Leistungen.

Im Grunde ist es nicht sonderlich schwer, die astralen Kräfte so zu lenken, daß sich auf der Hand eine leuchtende Kugel manifestiert, wenn man die Technik einmal beherrscht. Allerdings habe ich ja angeblich wegen zu geringer Fähigkeiten die Akademie verlassen. Also demonstriere ich meinem kleinen Publikum, wie außerordentlich schwierig das Wirken von Magie ist. Das heißt, ich stöhne und winde mich, ich halte die Luft an und presse, bis mein Kopf so rot angelaufen ist wie ein blühender Jiranstrauch, plappere wie ein Verwirrter und mache die absonderlichsten Verrenkungen. Gleichzeitig versuche ich noch, die tatsächlich notwendigen Bewegungen für diesen Zauber auszuführen und die richtigen Worte dafür in diese wirre Litanei einzuflech-

ten, ohne mich allzuoft dabei zu verhaspeln. Bei alldem bin ich umgeben von über einem Dutzend Kinder, die neugierig nach vom drängeln, sich gegenseitig schubsen, miteinander streiten, sich ängstlich mit großen Augen hintereinander verstecken und alles andere als leise sind. Es ist nicht einfach, sich unter diesen Umständen auf das Geflecht der astralen Linien zu konzentrieren, und ich habe nie verstanden, warum Rur die Welt so eingerichtet hat, daß meine Nichten und Neffen entweder laut kreischen oder stumm sind. Ein Zwischending scheint es für sie nicht zu geben.

Zum Glück liegt unser Dorf etwas abseits im Dschungel des maraskanischen Binnenlands. Diese Abgeschiedenheit verhindert, daß mein Ruf als Schöpfer des Allerschrecklichsten Lichtzaubers in die Feme dringt und sich zahllose Adepten und Meister der Kunst auf die lange Wallfahrt nach Tarschoggyn begeben, nur um herauszufinden, warum jemand mit dem gleichen Aufwand, mit dem ein anderer ein Tor in den Äthrajin öffnen könnte, nicht mehr bewirkt als das Erscheinen einer kleinen Sphäre aus Licht.

Eine höchst beliebte Frage, nicht nur beim Kleinvolk, sondern auch bei meinen Geschwistern und Eltern, lautet seit drei oder vier Jahren: Sedu, wann gehst du den Kreis? Sie meinen damit, wann ich ihnen eine Gefährtin präsentiere, mit der ich den Traviabund zu schließen gedenke. Meine häufigste Antwort ist, daß ich noch keine Schreiberin gefunden habe, denn das müsse sie wohl sein, weil ich auch ein Schreiber sei. Außerdem müsse sie mit der Zinsspindelmaschine umgehen können. Anschließend erkläre ich, was das ist. Ich habe die undeutliche Vorstellung, daß es etwas damit zu tun hat, wie die Festumer Kaufleute ihre Dukaten zählen. Raschid hat es mir einmal ausführlich erklärt, und ich hatte schon damals den Eindruck, daß derjenige, von dem Raschid es hatte, auch nicht wußte, wozu diese Maschine gut sein mag. Dementsprechend fällt meine

Erklärung aus. Für das Kleinvolk reicht es. Meine große Schwester hat mir erzählt, daß die Kinder inzwischen fest davon überzeugt sind, daß ich eine Kutscherin zur Frau nehmen will.

Die Erwachsenen sind etwas hartnäckiger. Ich dachte, das Thema sei vom Tisch, als ich vor einiger Zeit Pryxla mitbrachte. Sie hat wunderschönes Haar, leuchtend wie ein Sonnenaufgang vor Boran, und ist eine Hexe (die besagte), noch dazu eine Tochter Satuaras, das heißt, sie wird nie altem und auch dann, wenn ich selbst schon bedenkliche Ähnlichkeit mit meinem Großvater haben werde, was das Schicksal verhindern möge, noch immer so jung aussehen wie damals, als ich sie traf. Sie behauptete, etwa zehn Jahre älter zu sein als ich. Vielleicht hat sie mich aber aus Eitelkeit belogen, und es sind wesentlich mehr Jahre. Ich kann es nicht beurteilen. Allerdings ist das ein Punkt, über den ich sie nie genauer befragt habe. Selbst als weitgereister Magier wird man nicht gern daran erinnert, daß die Geliebte nicht von einer Frau geboren wurde wie andere Menschen, sondern aus einem Ei geschlüpft ist.

Jedenfalls dachte ich, das Thema sei ausgestanden, bis ich die Bemerkung machte, daß ich sie schon längere Zeit nicht mehr gesehen hatte. Seither sind wir wieder bei der anfänglichen Frage angelangt: Sedu, wann gehst du den Kreis?

Nach einigen Tagen hat man sich an meine Anwesenheit gewöhnt, so daß es mir bisweilen möglich ist, mich dorthin zurückzuziehen, wo ich meine Schriften aufbewahre. Dieses Verhalten wird geduldet, da meine Familie glaubt, ich hinge dann meinen zerbrochenen Träumen nach, ein Meister der magischen Kunst zu werden. Ich widerspreche ihnen nicht, nicht nur deshalb, weil ich nicht soviel Zeit habe.

Ich hatte frühzeitig Kontakt mit borbaradianischer Magie. Man versteht darunter den Kanon der Sprüche, die auf den Bethanier selbst oder seine Epigonen

zurückgehen. Einige dieser Sprüche sind sehr nützlich für meine Tätigkeit, auch wenn sie einen keinen Augenblick darüber im Zweifel lassen, wer ihre geistigen Väter und Mütter waren. Borbaradianische Magie bedeutet in erster Linie Macht und Grausamkeit. Nicht nur in der Art, wie sie wirkt, sondern auch so, wie man sie empfindet.

Ein Beispiel: Da ich nie jenen Zauber erlernt habe, mit dem man das Schloß einer Tür überreden kann, sich zu öffnen, verwende ich dafür einen dieser borbaradianischen Zauber. Er wirkt so, daß ich das Material um das Schloß in seiner ganzen Stofflichkeit verändere, so daß es weich wird wie feuchter Lehm, gleichgültig, ob es aus Holz, Stein oder Metall besteht. Das spielt keine Rolle. Dann drücke ich die Finger in die Tür und reiße das Schloß heraus. So einfach sich das anhört – diese Substanz fühlt sich nicht an wie weicher Lehm, sondern immer noch wie festes Holz, Stein oder Metall, nur daß sie ihre Festigkeit nicht mehr beweisen kann. Sie muß dem Willen weichen, sie unterliegt bei diesem Kampf, sie hat keinen Bestand. Es gibt einem ein Gefühl unwiderstehlicher Macht, wenn selbst das härteste Holz sich beliebig zwischen Daumen und Zeigefinger zerquetschen läßt, so als gäbe es keine Beschränkungen mehr, als könne man die ganze Welt seinem Willen und seinen Wünschen unterwerfen.

Man vergißt dabei völlig, was dieses Holz einmal war, vielleicht ein uralter Baum, zu dessen Krone man hochblickte, während man das sanfte grüne Schattenspiel des lichtdurchschienenen Laubes bewunderte. Es hat auch nichts damit zu tun, wie meine zweite Schwester, die eine begabte Schreinerin ist, mit Holz arbeitet. Gleich, ob sie zimmert, schnitzt oder drechselt, sie läßt sich bei ihrem Werkstück von der Maserung des Holzes leiten. Sie respektiert, wie es in den vielen Jahren seines Daseins als Baum gewachsen ist, und läßt ihm seinen Willen. Borbaradianische Magie kennt keinen Respekt,

sondern nur den eigenen Willen. Sie unterjocht. Doch sie hat noch einen weiteren Aspekt, denn im Hintergrund lauert das Bedürfnis, diese Macht immer wieder zu beweisen. Ich kann mir vorstellen, daß ein ungefestigter Charakter so sehr von dieser Macht überwältigt werden kann, daß er zwanghaft Zauber um Zauber wirkt, bis er erschöpft oder (da borbaradianische Magie auch mit der eigenen Lebenskraft gewirkt werden kann) tot zusammenbricht.

Dabei ist der erwähnte Zauber eher harmlos, ich kenne mächtigere, aber dieses Beispiel läßt recht gut erahnen, welch ein Geschöpf der Bethanier war.

Von dort, wo ich meinen Studien nachgehe, ist es nicht mehr weit bis zum nächsten Dorf. Es sind etwa vier Stunden Wegs durch zwei längliche Täler in Richtung des Gebirges. Das zweite Tal ist mit einem hohen Farnwald bewachsen, wie man ihn im Süden Maraskans gelegentlich antrifft. Die einzelnen Wedel sind bis zu vier Schritt hoch, und etwas Vorsicht ist angebracht, da sich dort gelegentlich Maraskantaranteln aufhalten, die großen Spinnentiere meiner Heimat. Einmal habe ich eine gesehen, deren Leib sicherlich zwei Schritt maß. Sie sind außerordentlich giftig und völlig verrückt.

Man muß wissen, daß ihre einzige Nahrung ein Pilz ist, den wegen seiner Giftigkeit jedes andere Lebewesen scheut. Marasken sind die einzigen Geschöpfe, die ihn als Speise suchen, und dennoch leben sie in der Einbildung, daß jede Kreatur, die zufällig des Weges kommt, nichts anderes im Sinn hat, als sich sogleich hungrig über dieses abscheuliche Gewächs herzumachen. Ich verstehe nicht, warum ihnen nicht Rur, oder wenigstens einer seiner Diener eröffnet hat, daß niemand, wirklich niemand, ihnen ihre Nahrung streitig machen wird. Diese Offenbarung würde viel Leben erhalten.

In jenem Dorf lebt Sefirajida, meine unglückliche Jugendliebe, von der ich einst hoffte, sie werde mit mir

den Kreis abschreiten. Sie hat mittlerweile zwei Kinder, fröhliche Zwillinge, und im Grunde besuche ich sie nur noch aus Gewohnheit. Ich achte darauf, rechtzeitig zu gehen und nicht über Nacht zu bleiben, damit ich nicht unter demselben Dach schlafen muß wie der Vater ihrer Kinder, obwohl ich ihm inzwischen nicht mehr nach dem Leben trachte. Das war einst anders, damals, als sich ihr Herz von mir ab- und ihm zugewandt hatte. Selbstverständlich ahnt er nicht, daß er sein Leben nur dem Umstand verdankt, daß ich damals schon Mitglied der Bruderschaft war. Ich weiß, daß das merkwürdig klingt.

Im Gegensatz zur landläufigen Meinung – was man darunter auch immer verstehen mag; unsere *Gäste* aus Gareth glauben ja nicht einmal, daß es uns gibt – ist die Bruderschaft vom Zweiten Finger Tsas keine Gemeinschaft heimlicher Meuchler und wahllos tötender Mordbuben. Wir sind keine Zaboroniten. Die meisten Opfer meiner Aufträge bekamen durchaus mit, wer es war, der ihnen die Begegnung mit Schwester Tsa vermittelte. Zudem sind wir nicht nur *Buben*, sondern auch *Maiden*, und schließlich töten wir nicht wahllos.

Wir bemühen uns, die Zahl der Opfer klein zu halten und niemandem unnötigerweise zu seiner Wiedergeburt zu verhelfen, abgesehen von dem Ziel eines Auftrags selbst. Zwar gelingt es nicht immer so, wie man es gern hätte, doch so ist die Welt. Tatsächlich sind wir sehr zurückhaltend, was das Töten anbelangt.

Ein gern zitiertes Beispiel innerhalb der Bruderschaft ist das Ableben unserer Könige Perjin I. und Perjin II. Sie verstarben beide kurz hintereinander noch im selben Mond. Dazu war es nicht nötig, ihren Palast zu stürmen oder einen Bürgerkrieg anzuzetteln. Beides hätte viele das Leben gekostet. Die Beauftragung der Bruderschaft mit dieser Aufgabe hat somit sehr viel Tod und Leid verhindert, denn man möge doch nicht glauben, daß man ohne uns Vater und Sohn hätte wei-

terleben lassen. Man hätte sie genauso getötet, doch um welchen Preis? So traf es nur diese beiden. Nein, das stimmt nicht ganz. Ich habe einst Quellenstudien betrieben und herausgefunden, daß es noch elf weitere waren. Wir haben unsere eigenen Mythen. Dennoch ist es immer noch ein schier zu vernachlässigender Blut-zoll, verglichen mit dem, der bezahlt werden mußte, als die Garethjas ihren falschen Kaiser stürzten. Und dieser Umsturz galt als außerordentlich unblutig.

Um wieder auf Sefirajidas Gespons zurückzukommen: Es ist einfach unvereinbar mit der sonstigen Bedachtsamkeit unseres Vorgehens, jemandem aus einer Laune oder schierer Rachsucht heraus unsere Fertigkeiten angedeihen zu lassen. Das hat nichts damit zu tun, daß wir gewohnt sind, unsere Tätigkeit gegen Bezahlung zu verrichten. Wir sind gleichermaßen Boron und Tsa verpflichtet. Abgesehen davon hätte ich damit Sefirajidas Zuneigung kaum zurückgewonnen.

Wie ich bereits erwähnte, ist meine geschundene Heimat nicht die friedlichste aller Inseln. Wir haben unsere Korsaren, unsere Freischärler und unsere garethischen Gäste mit ihren regulären Soldaten und ihrer Scheininquisition. Als Tuzaker Adept lernt man letztere zwangsläufig kennen. Sie hält ein wachsames Auge auf die Akademie, wo man sich unauffällig verhält, weil die Erinnerung an die Verfolgungen nach der Flucht unseres Königs Frumold noch zu frisch sind.

Unsere Freischärler kämpfen entweder untereinander oder gegen die Garethjas, die Garethjas aber gegen alle. Da bleibt es nicht aus, daß man recht früh Bekanntschaft mit dem Sterben macht. Ich meine damit nicht das friedliche Dahinscheiden zu Hause, einen Unfall, Krankheit oder den Biß eines der zahllosen giftigen Tiere Maraskans, sondern das gewaltsame Töten.

Ich hatte daheim und in der gar nicht so friedlichen Fremde in den letzten Jahren genügend Gelegenheiten, Söldlinge, Kriegerinnen und andere vor ihrem ersten

wirklichen Kampf zu beobachten. Ich sah solche, die sich vor Angst benähten, andere, die fieberten, als gelte es, ihre erste Liebesnacht auszutragen. Ein wenig grotesk. Ich beobachtete sie danach, sah sie in abgrundtiefem Entsetzen über sich selbst oder schier besoffen vor Triumph. Mir war derlei stets fremd. Ich handle einfach.

Ich sprach hierüber einmal mit einem Mann aus Thalusa. Er war ein außerordentlich schöner Mensch, der sehr geschliffen zu reden verstand. Auch führte er eine gefürchtete Klinge, wie er oft genug bewiesen hat. Das Töten war für ihn ein fast heiliges Ritual geworden, er sah es als feierliche Angelegenheit, wenn er jemanden überaus elegant vom Leben zum Tod befördern konnte. Er nannte es den Augenblick der Wahrheit und höchsten Macht. Ich meine, man muß sich nicht so gebärden, als hätte man das Leben oder den Tod erfunden. Kein Maraske denkt so. Rur hat die Welt so eingerichtet, wie sie ist, und die Zwölfgeschwister damit betraut, in allen Bereichen über sie zu wachen. Man muß sich da nichts anmaßen.

Ich gebe zu, daß es mir eine gewisse Befriedigung verschaffte, wegen dieses Mannes nach Thalusa gekommen zu sein. Allerdings ist das beinahe schon zaboronitisches Gedankentum. Das ist die wahre Versuchung.

Da der Name bereits mehrfach fiel: Zaboron von Andalkan war der unfreiwillige Gründer und Vater der Bruderschaft. Ursprünglich Philosoph, prägte er die These von der Wandelbaren Schönheit der Welt. Stark vereinfacht bedeutet sie, daß es Personen und Einflüsse gibt, deren Existenz die Schönheit der Welt vermindert. Beseitigt man diese, so vermehrt sich die Schönheit wieder, was gut ist. Man ist geneigt, dem zuzustimmen, jedoch schuf Rur die Welt gleichzeitig einfach und komplex, was nie vergessen werden sollte. Zaboron verfiel sich im Lauf der Jahre darin, immer großzügiger

ger auszulegen, wer alles diese Schönheit verminderte. Seine Maßlosigkeit führte zu den Spaltungen innerhalb seiner Anhängerschaft, die Vaternord und gegenseitiges Abschachten zur Folge hatte. Dieser Zustand dauerte über zwei Jahrzehnte, danach gab es keine Zaboroniten mehr, sondern nur noch die Bruderschaft. Doch das ist eine alte Geschichte, die mehr als zweihundert Jahre zurückliegt. Genug davon, so geht es bei mir zu Hause zu.

Ich hielt mich mittlerweile fast einen Mond lang bei meiner Verwandtschaft auf und hatte, wenn es meine Pflichten als braver Sohn zuließen, viel Zeit mit Nachdenken verbracht über das, was ich bei Boromeo Wulweshjoden gefunden hatte: ein handtellergroßes Scheibchen aus schwarzem Metall, an der dicksten Stelle etwa einen Halbfinger messend, das Gewicht kaum mehr als zwanzig Unzen, mit in Garethi eingravierten Wortsilben, die für sich allein keinen Sinn ergaben. Ich schätzte den Wert meines Fundes auf mindestens sechstausend Dukaten auf dem freien Markt.

Endurium ist ein eher seltenes, leicht magisches Metall, hervorragend geeignet zur Herstellung ritueller Gerätschaften und magischer Waffen. Meine Aussage über den ›freien Markt‹ ist dabei mit Vorsicht zu genießen, da es ihn eigentlich nicht gibt, schon gar nicht derzeit, nachdem die Rebellen des Haranydads die gesamte Ausbeute von mehr als einem Jahr aus der einzig bekannten Mine – natürlich im Besitz des Kaiserreiches – in den Ausläufern der Maraskankette geraubt und in den Rur-Gror-Tempel zu Tuzak gebracht haben. Will sagen, man sollte sich beim Handel mit Endurium davor hüten, von einem garethischen Agenten ertappt zu werden. Allerdings war dieses Stückchen Metall nicht für den Handel vorgesehen gewesen. Ich hatte keinen Zweifel daran, daß es sich bei ihm um den Kern eines der Disken handelte, welche Endijians Leute und die Priesterschaft für ihre Suche nach einer Freistatt vor

Borbarad dem Bethanier gefertigt hatten. Ich wußte dies deshalb so genau, weil ich eine bescheidene Rolle bei der erfolgreichen Revolte unseres ehemaligen Kämmerers gegen den Willen des Zweiten Fingers – und damit der Bruderschaft – gespielt hatte.

Wie der Alanfaner an diesen Kern gekommen sein mochte, war mir ebenso ein Rätsel wie die Bedeutung der Schriftzeichen. Es konnte eine mir unbekannte Sprache oder eine Geheimschrift sein. Sicherlich hätte ich nach meiner Rückkehr aus Al'Anfa gleich zu Endijan gehen können, falls er sich in Tuzak aufgehalten hätte, oder in den Tempel. Möglicherweise hätte man mir die Bedeutung der Zeichen verraten, es ist mir jedoch zur Gewohnheit geworden, möglichst erst die Gaben zu gebrauchen, die mir Schwester Hesinde so freigiebig in die Wiege gelegt hat, bevor ich frage. Übrigens auch etwas, das wir in der Bruderschaft gleich zu Beginn lernen: zu gehorchen, ohne blind zu werden. Es ist eine Lehre aus unseren zaboronitischen Wurzeln. In diesem Fall mußte ich jedoch einsehen, daß ich wieder einmal an meine Grenzen gestoßen war.

Als ich von meinem Besuch bei Sefirajida ins Dorf zurückkam, ging es dort zu wie in einem Nest aufgescheuchter Aldec-Käfer. Der Mittelpunkt der Aufregung war das Haus meiner ältesten Schwester. Ich eilte im Laufschrift darauf zu, inständig hoffend, daß nicht ihr oder einem der Kinder etwas zugestoßen sei. Ich bin ein schlechter Heiler, meine Fähigkeiten liegen eher auf gegensätzlichem Gebiet. Ich wollte schon die Stufen zu ihrem Haus hinaufsteigen, als mir meine zweite Schwester, die Schreinerin, den Weg vertrat. »Laß, Sedu, sie will allein sein!« sagte sie. Ich fragte, was geschehen sei, und erfuhr, daß einige Bewaffnete im Dorf gewesen waren und Rahjajidas ältesten Sohn fortgeschleppt hatten. Keine Kaiserlichen, sondern Maraskaner, Banditen oder Rebellen. Ich fragte, was man unternommen habe, es zu verhindern, obwohl ich die Antwort kannte. »Wir

sind Bauern, Sedu«, sagte meine Schwester. Ich mußte einige Zeit auf sie einreden, bis ich an ihr vorbei und durch die bauschbespannte Schiebetür nach drinnen gelangte.

Rahjajida ist wie alle meine Schwestern eine robuste Frau mit kräftigem Körperbau; wir Jungen ähneln eher meinem Vater. Mich schmerzte, sie klein und zusammengerollt auf ihrem Lager liegen zu sehen, die Kleidung zerrissen, was sie wohl selbst getan haben mußte, das Gesicht unter den langen Haaren versteckt, der Körper von Weinkrämpfen geschüttelt. Neben ihr saß Daziber und strich ihr hilflos über den Rücken. Er ist etwas jünger als ich und damit nur ein paar Jahre älter als Rahjajidas ältester Sprößling. Meine Schwester hat mit ihm vor drei Jahren den Kreis abgeschritten, nachdem ihr voriger Mann im Dschungel umgekommen war. Wir haben nie erfahren, was ihm zugestoßen ist, denn Rur hat es gefallen, dieses wunderbare Eiland nicht nur uns zu schenken, sondern auch fast so vielen giftigen und räuberischen Tieren und Pflanzen, wie es Dämonen im Äthrajin geben mag. Daziber ist nicht der entschlossenste Mensch von der Welt, aber ein lieber Kerl.

Als sie mich bemerkte, wischte sich Rahjajida die Haare aus dem Gesicht und setzte sich auf. Ihre Augen waren ganz rot, ihre Wangen blutig gekratzt; das mußte sie ebenfalls selbst angerichtet haben. »Mein Muldijian ist weg«, schluchzte sie.

»Ich weiß, Schwesterchen«, antwortete ich, »erzähl es mir.«

Es waren tatsächlich Freischärler gewesen, die den Bengel mitgenommen hatten. Wie mir Daziber schilderte, hatte sich Muldijian seit einiger Zeit mit einem jungen Rondrageweiheten angefreundet, der zwei Tagereisen entfernt in seiner Eremitage lebte und bei dem er öfter ein paar Tage blieb. Dieser Geweihte war zusätzlich ein Ritter des Tempels von Jergan. Die Ritter ge-

nießen im allgemeinen keinen guten Ruf auf Maraskan, zum einen, weil sie sich besonders tatkräftig gegen unsere Rebellen hervortun, zum anderen, weil sie es nicht lassen können, unsere Leute zu ihrem Glauben zu bekehren, manchmal auf eine Art, die meiner Meinung nach Schwester Rondra gar nicht genehm sein kann. Anderswo mögen sie Ritter in funkelnder Wehr sein, stolz, tapfer und hilfreich, aber viele scheinen diese Tugenden zu vergessen, sobald sie unsere Wälder betreten. Ich behaupte nicht, daß alle so sind, denn Raschids Onkel gehört ebenfalls dem Orden der Templer an. Ich habe ihn zwar nicht kennengelernt, doch nach allem, was Raschid erzählt, scheint er einer der großherzigsten Menschen Deres zu sein, und ich bin bereit, ihm zu glauben.

Aus dieser Freundschaft zwischen dem Ritter und dem Jungen und weil ihnen von den Garethjas kürzlich eine Niederlage beigebracht worden war, hatten die Rebellen geschlossen, daß Muldijian sie verraten haben müsse, da die Bauern immer wissen, wo die Aufständischen ihr Lager haben.

Ich fragte, ob der Junge der Bube des Geweihten sei. Dieser Grund schien mir näherliegender für seine Besuche als das Ausplaudern von Rebellengeheimnissen, denn obwohl ich hinsichtlich meiner rahjagefälligen Neigungen eine sehr eindeutige Vorliebe habe, ist Rur bekanntlich männlich und weiblich zugleich, und wir sind Maraskaner. Meine Schwester sagte, sie wisse es nicht. Letztlich war mir auch gleichgültig, ob der Junge bewußt etwas gesagt hatte, was er nicht hätte sagen sollen, sich einfach nur verplappert oder mit all dem nichts zu tun hatte. Er war mein Neffe. Also fragte ich, wo ich die Aufständischen finden könne, und versprach, ich würde mit ihnen reden, damit sie den Jungen wieder hergäben. Beide, sowohl meine Schwester als auch ihr Mann, meinten, daß ich damit nichts erreichen würde, denn es seien Kämpfer der Fren'Chira

Marustazzim, die wegen ihrer Unnachgiebigkeit berüchtigt sind. Gewiß würden sie nicht auf einen Bauern hören, sie würden mir allenfalls selbst ein Leid zufügen.

Erst als ich einwandte, daß ich kein Bauernjunge mehr sei, daß ich sogar schon die Insel verlassen hätte, um im Auftrage meines Herrn, des Kaufmanns, der meine Beredsamkeit und Überzeugungskraft zu schätzen wisse, in schwierigen Geschäften zu verhandeln, trat ein Schimmer der Hoffnung in ihre Augen. »Wo finde ich die Rebellen?« fragte ich erneut. »Ich werde dich hinbringen!« sagte Rahjajida dumpf entschlossen. »Auch wenn sie mich dafür in Stücke hacken!« Daziber wurde sehr still, dann sagte er leise: »Ich komme mit« Er war bleich wie der Felsen von Tuzak und zitterte am ganzen Leib. Ich nahm ihn in die Arme und drückte ihn fest: »Ich weiß, daß dir Rondra nicht das Herz eines Parders gegeben hat, Daziber, also schreite nicht auf seiner Fährte. Ich kann sehr gut allein auf meine Schwester aufpassen. Ich werde sie dir wohlbehalten zurückbringen. Außerdem wollen wir seine Entführer nicht dadurch zu einem Händel reizen, daß wir zu viele sind. Sei also tapfer genug, ohnmächtig zu warten.« Über den Jungen sagte ich nichts, da ich nicht wußte, ob er noch lebte.

Während meine Schwester zwei Schnitter besorgte, da wir uns den Weg durch den Busch schlagen mußten, ging ich ins Haus meiner Eltern. Es war leer, vermutlich war die gesamte Familie auf den Feldern. Meinen Stab, für den flüchtigen Blick selbst eines Kundigen nur ein einfacher Wanderstab, wollte ich nicht mitführen. Ich bin ohnehin nie dazu gekommen, ihn mit den mächtigeren Zaubern zu belegen, dafür aber meine Nadel aus gutem Tuzaker Stahl. Sie ist ungefähr so lang wie mein Unterarm und kaum dicker als ein Finger. Ihre vier Kanten sind zwar scharf geschliffen, aber es ist keine Freude, damit zu schneiden, weshalb ich es möglichst

vermeide. Ob ihrer Form ist sie jedoch hervorragend geeignet, durch allerlei Panzerung zu dringen und, wie ich bestätigen kann, auch durch dicken Knochen.

»Sedu...«, kam die Stimme meiner Mutter von hinten. Ich steckte die Nadel in den Ärmel meines Gewandes und erhob mich von meinem Gepäck. Sie sagte nichts weiter, stand bloß da und betrachtete mich stumm. Sie hatte mich noch nie mit meinem Handwerkszeug gesehen. Vielleicht dachte sie dabei an ihren Vater, vielleicht auch an ihren verhaßten Großvater. Es ist zwar keine Familientradition, aber der Vater meiner Mutter gehörte ebenfalls zur Bruderschaft. Ich bin nicht ihrer Meinung, daß der Zweite Finger ihn in den Tod geschickt hat. Derlei ist nicht üblich. Meine eigenen Nachforschungen haben zwar ergeben, daß seine Aussichten sehr klein gewesen waren, jenen Auftrag lebend zu beenden, doch das hatte man vorher nicht wissen können. Ich etwa hätte seine Schwierigkeiten nicht gehabt, da mir andere Mittel zur Verfügung stehen.

Ich beendete das Schweigen, indem ich sagte: »Sorge dich nicht, ich handle nicht blind, Mutter. Radda sagt, es seien drei Stunden Wegs bis zu dem Lager. Ich denke nicht, daß es lange dauern wird. Wenn es keine Schwierigkeiten gibt, werden wir noch vor der Nachtmitte mit dem Jungen zurück sein. Laßt mir deshalb etwas im Topf übrig, denn ich werde bestimmt hungrig sein.« Ich beeilte mich, aus der verlegenen Stille zu entkommen, die sich im Haus ausgebreitet hatte.

Nicht drei Stunden vergingen, sondern nur zwei, bis wir auf die Aufständischen trafen, da es Rahjajida verständlicherweise sehr eilig gehabt hatte. Schon vor dem Lager der Fren'Chira Marustazzim stießen wir auf eine ihrer Patrouillen, fünf Männer und Frauen, von denen mir eine halbwegs bekannt vorkam, obwohl ich sie nicht einordnen konnte. Zwei waren mit unseren maraskanischen Holzrüstungen gewappnet, eine dritte trug den noch neuen Lederharnisch eines kaiserlichen

Soldaten, selbst das Greifenwappen prangte noch darauf. Allesamt waren sie gezeichnet vom Leben und Schmutz in der Wildnis.

»Geht zurück, Bruderschwestern«, forderte uns die Anführerin auf, »ihr könnt hier nicht weiter.«

»Gebt mir meinen Sohn, den ihr mir geraubt habt!« verlangte meine Schwester.

»Das verräterische Bengelchen? Er soll seine Strafe bald erhalten! Aber du kannst bekommen, was das Gewürm von ihm übrigläßt!«

Also lebte er noch. Was das Gewürm anbelangte, so nahm ich an, daß die Rebellen vorhatten, den Jungen einzugraben, um dann einige Federn anzulocken. Das sind Tausendfüßler, etwa einen Spann lang und ziemlich giftig. Sie berühren zielstrebig die Körperöffnungen. Kein schöner Tod, falls es derlei gibt. Radda mußte das auch verstanden haben, denn sie schrie auf und hätte sich um ein Haar auf die Sprecherin gestürzt. Ich hielt sie mit Mühe zurück. »Überlaß das Verhandeln mir!« rief ich ihr in Erinnerung.

Ich überlegte, was zu tun sei. Ich hätte einen Zauber wirken können, und falls die fünf vor mir und die zwei, die ich hinter uns vermutete, keine Erfahrung im Erleben von Magie haben sollten, hätte wahrscheinlich ein beliebiger Spruch ausgereicht, um ihnen einen derartigen Schrecken zu versetzen, daß sie vor uns geflohen wären. Ich hätte mir dann einen von ihnen schnappen können, der mir ganz gewiß erzählt hätte, wo der Junge steckte. Wenn aber Magie nichts Ungewohntes für sie war, wären sie allesamt über uns hergefallen. Ich weiß zwar meinen Dolch zu führen, aber ich bin kein Krieger.

Oder wir hätten uns zurückziehen können, um den Fren'Chirajas später heimlich zu folgen und den Jungen des Nachts zu befreien, möglicherweise um den Preis, eine oder zwei ihrer Wachen der Schwester begnügen zu lassen. Allerdings hatte ich keinen Streit mit

ihnen, auch konnte ich nicht für immer zu Hause bleiben. Sie würden ein andermal zurückkommen, wenn ich nicht daheim war. Schließlich das Freikaufen. Es mochte gelingen oder nicht. Abgesehen davon, daß ich nur wenige Dukaten im Dorf deponiert hatte, mochte das Angebot ihre Gier wecken. Die Grenze zwischen Freischärlertum und Räuberei ist bei uns fließend. Am Ende würden sie das Gold nehmen und den Jungen dennoch töten.

Auf dem Boden, gleich vor meinen Füßen, sah ich einen Braunen Gefährten. Er lag auf dem Rücken und zappelte hilflos mit den Beinchen. Wahrscheinlich hatte ich das Käferchen versehentlich umgetreten. Man erblickt diese Tierchen nur alle paar Jahre, wenn sie ihre Brautzeit haben, ansonsten sind sie wie vom Erdboden verschwunden. Wenn aber eines dieser Käferjahre gekommen ist, dann sieht man sie grundsätzlich in Paaren. Das Weibchen geht voraus, das Männchen folgt ihm in gleichmäßigem Abstand. Sie sind nie weiter als einen Schritt auseinander, aber auch nie näher als einen Spann beieinander. Niemals. Ich weiß nicht, wie sie es trotzdem schaffen, sich zu vermehren. Sie sind ziemlich gedrungen und sehen aus, als könne ihnen nichts anhaben. Als ich klein war, hatte eine meiner Spielgefährtinnen behauptet, daß man sich sogar mit dem ganzen Gewicht auf sie stellen könne, ohne daß den Kerlchen daraus ein Schaden entstünde. Ich habe es jahrelang geglaubt. Es stimmt nicht. Ich war danach sehr enttäuscht. Bis vor zweihundert Jahren gab es sie nicht auf Maraskan, niemand weiß, wie sie auf unsere Insel gekommen sind.

Ich schaute mich um in der Richtung, woher der Käfer gekommen war und wohin er hatte krabbeln wollen, bis ich den anderen entdeckte. Vor mir zappelte offenbar das Männchen. Ich gab dem kleinen Burschen einen Schubs, damit er seinen Tribut an Schwester Rahja und Schwester Tsa noch zollen könne, und faßte

dann die Anführerin ins Auge. Ich hatte beschlossen, die Tatsache auszunutzen, daß ich auf Maraskan zu Hause war, zumal mir eingefallen war, woher ich ihre Gefährtin kannte.

»Ihr werdet mir den Jungen bringen. Ich fordere es«, sagte ich.

»Und wer glaubst du zu sein, junger Mann, daß du so ein großes Maul führst?« fragte die Anführerin spöttisch.

Ich sagte es ihr: »Ich bin Scheijian, achtbares Mitglied der Bruderschaft vom Zweiten Finger Tsas. Ich will den Jungen. Jetzt«

Ich merkte, wie ihnen die Worte in die Knochen fuhr. Es gibt verständlicherweise nicht viele Gelegenheiten, wo wir uns zu erkennen geben.

»Das kann jeder behaupten«, beharrte die Anführerin halbherzig. Sie war bestimmt eine mutige Frau, doch es gibt einige Mythen über uns, die wir hegen und pflegen. »Deine Gefährtin in der Garethja-Rüstung wird es bezeugen«, entgegnete ich. Die Betreffende starrte mich verständnislos an, also half ich nach: »Ich sah dich in Boran, der Heiligen, als Femderan von den Roabem starb.« Etwas unsicher schaute sie zwischen ihrer Anführerin und mir hin und her, dann entgegnete sie gedehnt: »Und? Er stürzte berauscht aus dem Fenster und brach sich das Genick. Das ist kein Geheimnis.«

»Er fiel kaum drei Schritt, Schwester, er hatte wirklich großes Pech«, entgegnete ich mit meiner sanftesten Stimme. »Aber du standest nahe genug bei seiner Leiche, um den Stich in seinem Hinterhaupt zu sehen, nicht wahr, Schwester? Du erinnerst dich doch?«

Das tat sie wirklich. Sie zog ihre Anführerin zu gestenreichem Getuschel beiseite. »Und wenn es stimmt, dann bist du nichts weiter als ein feiger Meuchler! Ja und?« knurrte einer der Verbliebenen in einer Mundart, die ihn als Fremden zu erkennen gab. Es kommt immer wieder vor, daß sich Festländer unseren Rebellen

anschließen, vielleicht aus Abenteuerlust, vielleicht weil sie empfänglich sind für unsere Sicht der Welt. Trotzdem konnte ich ihm nicht erlauben, so mit mir zu reden.

»Ich mag es nicht, wenn man mich so nennt«, antwortete ich und bohrte meinen Blick in seine Augen. »Schließlich nenne ich dich auch nicht Misthaufen, schließlich sage ich auch nicht, daß du unter dem Fladen eines Rindes hervorgekrochen bist gleich der Made einer fetten Fliege. Oder bist du das etwa doch, Bube?«

Vielleicht begriff er, daß ich ihn reizen wollte, es mag auch sein, daß er den Griff des Nebenmannes um seinen Arm richtig zu deuten wußte, wonach er es nämlich ganz allein mit mir auszutragen hätte. Er tat jedenfalls nichts und rang mit seiner Selbstbeherrschung, worüber ich nicht unglücklich war, denn nicht alles, was sich leicht behaupten läßt, läßt sich auch leicht beweisen. Damit er aber ganz genau wußte, worauf er sich einließe, zeigte ich ihm die Nadel und erklärte ihm, wo sie seine Rüstung durchdränge, wenn mir danach wäre. Ich sagte ihm, wohin ich stäche, wenn er nach seinem Schwert griffe, wohin, wenn er es gezogen hätte, erklärte ihm, welche Auswirkungen es auf seinen Körper hätte und was ich als nächstes täte. Ich ahmte dabei den gleichgültigen Singsang des Mannes nach, von dem ich meine Fertigkeiten einst erlernt hatte. Selbst als mein Gegenüber verstanden hatte, daß ich genau wußte, wovon ich sprach, redete ich weiter, denn er sollte diese Lektion niemals vergessen, sollte immer daran denken, daß unsere Begegnung auch hätte anders enden können. Ich glaube, er hat in diesen wenigen Augenblicken mehr über die ungeheure Verletzlichkeit dieser schönen Leiber gelernt, die Tsas Menschen nach Rurs gütigem Willen geschenkt hat und schenken wird, als in seinem ganzen bisherigen Leben.

Als die Rebellen uns meinen verschreckten Neffen gebracht hatten, den sie nicht über Gebühr mißhandelt

hatten, und wir gehen konnten, brauchte ich kein weiteres Wort über die Zukunft zu vergeuden. Ich befand mich schließlich in meiner Heimat, und ich hatte ihnen nachdrücklich genug verdeutlicht, daß ich oder die Bruderschaft sie überall finden würden, wenn sie jemals wieder die Finger an Muldijian legen sollten.

Der Heimweg durch die Nacht verlief schweigsam und in gedämpfter Stimmung. Schließlich sagte ich:

»Ich bin immer noch dein Bruder, Radda.« Sie antwortete erst einige hundert Schritt später: »Weiß er es?« Sie meinte damit unseren Vater. »Nein«, antwortete ich. Nach weiteren hundert Schritt: »und sie?« Ich blieb stehen und grinste. »Selbst wenn sie nicht seine Enkelin wäre – gab es jemals etwas, das unsere Mutter nicht herausfand?« Rahjajida schüttelte den Kopf und lächelte zurück. Es war ein erzwungenes Lächeln und wirkte unnatürlich im schwachen Licht des Mondes. Ich wußte, woran sie dachte, wie viele Leben ich beendet hatte, wie viele Menschen ich erstochen, erdrosselt, vergiftet oder mit Magie getötet hatte. Ich wollte es nicht darauf ankommen lassen, ihr zu sagen, daß es mehr waren, als sie wahrscheinlich vermutete, daher kam ich ihr zuvor. »Ich bin immer noch dein kleiner Bruder, Radda, ich war es, und ich werde es immer sein.« Meine Worte rissen die Hecke nieder, die zwischen uns ihre Ranken geschlagen hatte. Wir nahmen uns fest in die Arme. Ich fühlte die Zerbrechlichkeit ihres Körpers, fühlte den Körper ihres Sohnes, der uns beide umschlungen hielt. Ich mußte daran denken, was ich dem Garethja-Rebellen heute abend gesagt hatte, und begann zu weinen. Nicht um derentwillen, die ich getötet hatte, da sie mir wahrscheinlich genausowenig bedeuten wie einem Maran der Hase, den er schlägt, sondern wegen der Zukunft, die ich kannte, wegen der Prophezeiung von der Rückkehr Borbarads, der mit seinen dämonischen Heerscharen über Maraskan und die Welt herfallen würde. Seine Kreaturen würden

nicht nur Leben nehmen, sie würden die Seelen ihrer Opfer selbst versklaven und verschlingen, mit sich dorthin reißen, wo Tsa ihnen kein neues Leben würde schenken können, so daß sie niemals wiedergeboren würden, um die Vierundsechzig Fragen des Seins zu ergründen oder gar ihre Antwort zu erfahren. Er und sein unheiliges Gefolge würden die Welt vernichten, die ich kannte, auch wenn ich nicht hoffe, daß Rur es zulassen wird, daß Gyor dereinst nur eine öde Scheibe aus Fels und Staub empfängt. Das indes konnte meine geliebte große Schwester nicht wissen, als sie mich im nächtlichen Wald in den Armen hielt, ihr Kinn gegen mein Haupt drückte, mir mit der Hand über den Nacken strich und murmelte: »Sedu, Sedu.«

Am nächsten Tag sprach ich mit meiner Mutter und sagte ihr, ich wolle, daß unsere Familie Maraskan verlasse. Ich erzählte ihr fast alles, was ich über Borbarad wußte. Ich erzählte ihr von jenen, die fielen, als der Dämonenmeister vor vierhundert Jahren von Rohal ins Nichts gestoßen wurde, wo nichts leben kann und leben darf, von seiner dennoch bevorstehenden Rückkehr, von der ich vor knapp einem Jahr aus einer Offenbarung der Heiligen Rollen unseres Glaubens erfahren hatte. Ich schilderte, nicht ganz der grausamen Wahrheit entsprechend, was ich über Borbarads widernatürliches Gefolge wußte, über die Schrecknisse, die über uns kommen würden.

»Gibt es eine Zuflucht vor ihm?« fragte meine Mutter. Ich sagte, ich wisse es nicht, aber es habe deswegen einen Bruch in der Bruderschaft gegeben, damit der Zweite Finger die Abtrünnigen gewähren lasse, so zu handeln, wie sie es selbst für richtig hielten, und daß diese Aufbegehrenden einen Pakt mit der Priesterschaft unseres Glaubens eingegangen seien, um einen Zufluchtsort zu finden.

»Haben sie ihn gefunden?« fragte sie. Ich verneinte es, erläuterte, man habe sechzehn Männer und Frauen,

Priester und Mitglieder der Bruderschaft ausgeschickt, diesen Ort zu suchen, wo immer er in der Welt sich finden möge. Sobald man ihn gefunden habe, sollten zweitausend Frauen, Männer und Kinder Maraskan verlassen, um dort die dunklen Zeiten zu überleben. Ich versicherte ihr, auch wenn sie es nicht wissen wollte, daß Endijian, der Führer der Abtrünnigen, mich jederzeit bei den Seinen wohlwollend begrüßen und – wen immer ich auch mitbringe, an diesem Ort aufnehmen werde, da er meinen Wert kenne.

»So gehst du nicht mit ihnen?« fragte sie.

»Ich weiß es nicht«, antwortete ich.

»Und er?« Ich schaute sie fragend an.

»Du weißt, wen ich meine«, sagte sie. »Was plant er?«

Ich vermied den Ausdruck ›Großvater‹ und sagte lediglich: »Der Zweite Finger hat sich nie geäußert. Aber ich nehme es nicht an. Er ist ein alter Mann. Vielleicht ist es Starrsinn, vielleicht Stolz.«

»Sedu«, stellte meine Mutter schließlich die Frage, vor der ich mich fürchtete, »glaubst du selbst, daß es diesen Ort gibt?«

Ich wich aus: »Ich kann dir nur sagen, was in den Heiligen Rollen steht: ›Viele suchen Schutz vor dem Angesicht der Nacht, meiden den einzigartigen Gast.‹ Diese alte Schrift ist unklar und vieldeutig. Allein dieses ›vor‹ kann schon zweierlei bedeuten: ›Sie suchen Schutz vor etwas‹ oder ›Sie suchen Schutz, bevor das Angesicht der Nacht sich zeigt!‹ Wer will da eine Antwort geben?«

»Scheijian!« erklang die Stimme meines Vaters, dessen Kommen ich nicht bemerkt hatte. (Wieviel hatte er mitangehört?) »Deine Mutter hat dich etwas gefragt: Glaubst du selbst daran?«

Ich bin ein ausgebildeter Magier, auch ohne Gildenzeichen. Ich beherrsche meine Theorie, bin bewandert in der Historie. Ich bin kein Dämonologe und weiß

keine Pforten in den Limbus zu öffnen, doch ich kenne in etwa die Vorgehensweisen, nach denen Dämonen beschworen und vertrieben, nach denen die Pforten geöffnet und verschlossen werden. Ich habe von der Macht der Magiermogule gehört, von der viel größeren der Echsenherrscher, die sich angeblich selbst die Zeit unterwerfen konnten. Doch warum es einen Ort geben sollte, den Borbarad nicht erreichen würde, leuchtete mir nicht ein. Ich antwortete ehrlich: »Manchmal kommt es mir vor wie die Suche nach einem einzelnen Jiranstrauch im Hochwasser des Hira. Ich weiß nicht, ob sie ihn finden.«

»Und dafür sollen wir diese Insel verlassen, wo alle vor uns seit Jahrhunderten gelebt haben? Wo alle gestorben sind, die ich kannte und nicht kannte, bis auf meinen Vater? Nein, Sedu, nein!«

»Ich möchte nicht, daß ihr für die ganze Familie entscheidet«, sagte ich.

»Das haben wir nicht vor«, entgegnete mein Vater. »Sie sollen wählen.«

Am nächsten Tag verließ ich mein Dorf, einen der wenigen Orte, wo ich beinahe der sein kann, der ich bin.





Rindenpalaver

Zwei Tage später schlenderte Scheijian über den Markt von Tuzak, durch das Gewirr der Stände und kleinen Zelte, wo lautstark die Früchte aus Feld, Wald, Fluß und Meer feilgeboten wurden. Er trug die Tracht eines maraskanischen Bauern: eine weitärmelige Jacke in verschiedenen Tönen von Ocker, vom geschnürt und bis zur Mitte der Schenkel reichend; darunter die orangefarbene Pluderhose, die kurz unter den Knien gamaschenartig mit Bändern in komplementärem Grün umwickelt war; nicht wie üblicherweise Sandalen, sondern die seitlich aufgeschlitzten Stiefel eines wohlhabenderen Bewohners der Insel. Bisweilen blieb er stehen, befühlte die angebotene Ware, wechselte ein paar Worte mit dem oder der Anpreisenden oder kaufte eine Frucht für geringes Geld.

Etwas länger hielt er bei einem von staunenden Kindern belagerten Stand inne, wo die Überreste eines am Morgen gefangenen Malmers feilgeboten wurden, jenes großen Krebstiers, das in seiner Wut selbst ein Boot zu versenken weiß. Vier Schritt habe er gemessen, erklärte die Fischerin stolz und ließ sich ausführlich darüber aus, wie sie das schwergepanzerte Tier gefangen hatte. Scheijian hörte aufmerksam zu, auch als das Gespräch den Fang des Malmers lange verlassen und sich der Familie der Fischerin zugewandt hatte, ihrer Tochter, die eine fleißige Seilergesellin sei, und ihrem Sohn, dem kürzlich ein weiteres Kind geboren worden war. Erst als ein ernstlich kauffreudiger Kunde kam, ging er weiter.

Sein eigentliches Ziel war jenes Viertel der Stadt, wo

die Holzhäuser niedriger wurden, die Luft nach Rauch und Gerberlohe roch und das silberne Klingen der Schmiedehämmer ertönte. Er ging an den Schmieden vorbei zur Werkstatt des Kerzenziehers Firolld. Es war düster in dem Gelaß, und Scheijian mußte sich einen Weg durch die Vorhänge aus Schnüren und wächsernen Kolben bahnen, die an Rädern von der Decke hingen. Als der Handwerker den dunklen Umriß des Eingetretenen gegen das Licht des Tages sah, hieß er ihn willkommen: »Preise die Schönheit, Bruderschwester! Tritt ein, schau dich um, einen wohlfeileren Ort hättest du nicht finden können!«

»Ich bin des Mädchens wegen da«, sagte Scheijian und trat aus dem Licht, so daß ihn der grauhaarige Mann erkennen konnte. Firolld sah ihn kurz aus zusammengekniffenen Augen an und wandte sich dann wieder dem Bottich mit blasenwerfendem Wachs zu, als wäre er noch immer allein.

»Sie ist nicht mehr da«, brummte er.

»Was soll das heißen?«

»Was ich eben sagte, sie ist weg. Leid ists mir nicht darum, denn sie vertrieb mir die Kundschaft, häßlich, wie sie war,«

»Ich habe dich bezahlt«, wandte Scheijian ein, jedes Wort abwägend. »Ich habe dir gesagt, daß sie in vielem hilflos und unselbständig ist wie ein Kind. Ich habe dich geheißsen, für sie zu sorgen und sie dein Handwerk zu lehren. Du nahmst mein Gold gern dafür. Fällt dir nichts Besseres ein?«

Der Handwerker drehte sich um: »Ich habe dir gesagt, was ich zu sagen hatte, nun troll dich!« Darauf langte er nach einem der langen Paddel, mit denen er sonst das heiße Wachs rührte. Plötzlich schnellte Scheijians Fuß vor und traf ihn mit der Stiefelspitze in den Unterleib. Als der Kerzenzieher stöhnend vom-überkippte, fuhr Scheijians Hand in seinen Schopf, riß hart daran, so daß der Grauhaarige mit Schwung durch

die Werkstatt geschleudert wurde und mit einem dumpfen Laut gegen eine Wande prallte, wo er zusammensackte. »Du Dreckskerl, du difarverfluchter Hund«, wimmerte er und verstummte schlagartig, als er die scharfe Spitze des nadelartigen Dolches auf der Haut spürte. Nicht fest genug, um sie zu ritzen, aber fest genug, daß Firolde den scharfen Stahl fühlte, fuhr Scheijian mit der Spitze der Klinge langsam an Firolde Augenbraue entlang, die Nase hinunter bis zu den Lippen und zurück. Er brachte sein Gesicht dicht an das des Kerzenziehers und drohte in heiserem Flüstern:

»Bruderloses Geschöpf, antworte und antworte gut, denn so wahr ich Scheijian heiße, wenn du mich belügst, wird deine Visage noch schrecklicher aussehen als die des Mädchens. Bei Phex, dem nächtlichen Richter: Wo ist sie?«

»Sie ist... Sie ist in der Straße der Zwei Brunnen... Ich habe sie weggeschickt, acht Tage her!«

»Dort, wo die Bettler, Dirnen und Buhlknaben sind?« fragte Scheijian in einem freundlichen Ton, als spräche er mit einem alten Freund.

»Ja«, bestätigte der Mann und stöhnte gleich darauf auf, als ein feiner Schnitt seine Oberlippe zum Bluten brachte. Scheijian erhob sich, steckte den Dolch weg und ging zum Ausgang. Er blieb stehen, den Rücken seinem Opfer zugewandt. »Da wäre noch etwas. Wir hatten eine Abmachung, und ich pflege derlei einzuhalten...« Er unterbrach sich, als er ein Geräusch von hinten hörte, breitete die Arme aus, so daß die leeren Handflächen nach oben zeigten, und winkte sacht mit den Fingern: »Versuch es! Du bereitest mir eine Freude.« Er wartete, doch kein weiteres Geräusch war zu vernehmen. Er fuhr herum und fauchte den Handwerker an, der sich wieder erhoben hatte: »Das Gold!«

»Ich habe es nicht mehr!« beteuerte Firolde. »Schließlich habe ich sie gepflegt« Wie aus dem Nichts sprang das Messer wieder in Scheijians Hand: »Dann bezahlst

du mit deinem Wanst! Ein halber Stein von dir für jeden Dukaten. Ist's so recht? Mein Messer ist leider nicht sehr scharf, doch das macht wohl nichts.« Er setzte einen Fuß vor. Der Kerzenzieher fiel auf die Knie, kroch in eine Ecke seiner Werkstatt und begann rastlos zu wühlen. Gleich darauf reichte er seinem ungebetenen Gast ein schweres klimperndes Säckchen.

»Ich zähle später nach«, verabschiedete sich der Besucher mit einer unterschwelligen Drohung und ging.

Woher die Straße der Zwei Brunnen mit den schlanken Palmen in der Mitte ihren Namen hat, weiß niemand zu sagen, denn es gibt dort keine Brunnen, lediglich an dem der Stadt abgewandten Ende eine Zisterne. Hier standen und posierten die jungen Männer und Frauen, deren einzige Ware sie selbst waren, hier saßen die Bettler und Krüppel, kleine Holzschälchen vor sich, Krücken neben sich oder einen besonders versehrten und mitleidheischenden Körperteil entblößt. Scheijian entdeckte Querinia ein wenig abseits. Sie stand unauffällig da, als gehöre sie nicht hierher, als wäre sie nur durch einen absonderlichen Irrtum an diesen Ort geraten. Die blonden Haare bedeckten das Gesicht wie ein Vorhang.

»Es tut mir leid«, sagte der junge Mann, »ich dachte, du seist bei dem Kerzenzieher in guten Händen,«

»Ich will nicht zurück«, kam ihm Querirda zuvor und strich sich die Haare so weit aus dem Gesicht, daß Scheijian das eine Auge sowie einen Teil der breiten, ausgefaserten roten Furchen sah, die sich quer über ihr Gesicht zog.

»Das mußt du auch nicht«, erklärte er bestimmt, »ich werde jemand anderen für dich finden.«

»Ich will niemand anderen!« fuhr ihn Querinia an. »Ich will überhaupt niemanden! Ich will zurück, zurück nach Al'Anfa!« Sie wurde leiser: »Es ging mir gut dort, ich war glücklich.«

Scheijian schüttelte den Kopf. »Es ging dir weder gut, noch warst du glücklich! Und was täten sie wohl mit dir, wenn du jetzt zurückkehrtest? Querinia, glaub mir, du kannst es dir nicht ausmalen!«

Sie flüsterte: »Es macht mir nichts aus zu sterben«, und schüttelte wild die Haare, so daß ihr Gesicht bloßlag und die eingefallene Augenhöhle und das häßlich verwachsene Gewebe zeigte. Die Narbe sah nicht besser aus als die frische Wunde, sie hatte nur eingelöst, was jene versprochen hatte. »Schau mich doch an«, jammerte Querinia, »der Kerzenzieher hat es oft genug gesagt, und er hat recht! Die Leute erschrecken, wenn sie mich sehen! Ich will zurück, es schreckt mich nicht zu sterben. Es wäre mir sogar recht. Das ist kein Leben, Liva. Ich wünschte, ich wäre tot! Ich wünschte, ich wäre tot!«

»Aber der Schmerz würde dich schrecken!« zischte Scheijian scharf. Querinia schwieg, dann kam es fast unhörbar über ihre Lippen: »Ich habe dir immer vertraut, Liva. Du wirst mir nicht weh tun. Du hast gesagt, es sei dein Gewerbe.«

Er antwortete ebenso leise: »Ich habe dir auch gesagt, daß ich dafür bezahlt werde. Hast du inzwischen mehr als acht Heller?«

Sie griff in ihren Ausschnitt und fingerte einige Silbermünzen hervor. »Mehr habe ich nicht, mehr kann ich dir nicht geben. Sei mein Freund,« Damit streckte sie ihm die Hand entgegen und sah ihm in die Augen. Deren Ausdruck war so kalt und böse, daß sie sich zusammenreißen mußte, um nicht davonzulaufen. »Komm mit«, befahl Scheijian mit flacher Stimme.

Zwei Stunden später überquerte er den weitläufigen ummauerten Park, in dessen Mitte das Gebäude stand, hinter dessen verschwiegenen Mauern das Wesen wohnte, auf dessen Geheiß seit Jahren die Männer und Frauen der Bruderschaft vom Zweiten Finger Tsas aus-

zogen, um anderen Männern und Frauen, die nicht mehr für sie waren als ein paar Namen, den Tod zu bringen. Scheijian eilte die wenigen Stufen zum Eingang des Hauses hinauf, nickte im Vorbeigehen dreien seiner Bewohner zu, die schwatzend und Tee trinkend auf dicken Kissen beieinandersaßen und ein durchaus harmloses und friedliches Bild abgaben. Er öffnete eine dunkel lackierte Tür.

Das Wesen dahinter war ein uralter Mann, dessen Körper sich unter zahllosen Lagen von Gewändern und Decken verbarg, aus denen nur der Kopf herausragte, wenig mehr als ein hautbedeckter Schädel mit Augen, die auf den ersten Blick davon überzeugten, daß ihr dunkles Glühen aus tiefen Höhlen alles bündelte, was dieser Körper noch an Leben besaß. Scheijian hatte sich oft gefragt, ob er mit seiner Angewohnheit aus Kindertagen, seinen Urgroßvater fälschlicherweise als ›Großvater‹ zu bezeichnen, so einzigartig dastand und ob der Zweite Finger wirklich der leibliche Großvater seiner Mutter war. Oder ob sie ihn möglicherweise genauso unrichtig ›Großvater‹ nannte wie ihr Sohn und vielleicht schon ihr Vater und dessen Mutter zuvor. Tatsächlich hätte es Scheijian wenig erstaunt, wenn es in den Heiligen Rollen der Beni Rurech eine Passage folgenden Wortlauts gegeben hätte:

»In seinem siebzehnten fahr trat ein uralter Greis vor Rurech. Er sprach: ›Großvater nennt man mich, Großvater wird man mich nennen, auch noch in vielen Jahrhunderten, wenn dein Volk das ferne Eiland von Marustan besiedelt haben wird.« So antwortete Rurech: ›Nimm Platz, Opa!«

Allerdings verschwand dieses verwandtschaftliche Gefühl regelmäßig, sobald Scheijian in das Dämmerlicht des rotlackierten Raumes mit den zahllosen flackernden Kerzen und ihrem flüchtigen Widerschein auf Wänden und Möbeln getreten war. Dann gab es keinen Großvater mehr, sondern nur noch das grimme Oberhaupt der mörderischen Bruderschaft.

»Du bist hier, obwohl ich nicht nach dir verlangt habe, also bringst du eine Botschaft oder eine Frage«, sagte der Greis mit einer Stimme, raschelnd wie altes Streu.

»Warum hast du mich nach Al'Anfa geschickt?« fragte Scheijian.

»Weil für ihn bezahlt wurde«, knisterte und schabte die Antwort, »doch das war nicht deine Frage. Denen, die für den Alanfaner bezahlten, gefiel nicht, wie er um unsere Exilanten in Khunchom, Thalusa und anderswo hemmscharwenzelte. Sie mochten die Versprechungen seiner Herrin nicht, ihre Worte, die von der Schwäche des Kaiserreichs, der Freundschaft Al'Anfas und einem neuen König von Maraskan sprachen. Es klang ihnen zusehr nach dem Miauen einer Katze, die die Mäuse überreden will, für sie zu tanzen. Miaumiau, tanzt meine Mäuschen, tanzt!« Ein röchelndes Lachen kam von den eingetrockneten Lippen, eine fleckige Klauenhand schob sich unter den Stofflagen hervor und imitierte einen Tatzenschlag. »Abgesehen davon«, fuhr er fort, »möchten sie selbst einen König krönen, aber nicht von der Gnade der Rabenstadt« Er öffnete den zahnlosen Mund zu einem schaurigen Grinsen. »Er kann nicht sonderlich schlau sein, dieser Möchtegernkönig, andernfalls hätte er bedacht, daß die alanfanische Katze wegen eines einzelnen das Mäusen nicht einstellen wird.« Er wechselte das Thema: »Die Hohe Schwester des Tempels hat nach dir geschickt«

Scheijian meinte sich verhöhrt zu haben: »Nicht Milhibethjida, die Kindliche? Niemals nähme sie die Dienste der Bruderschaft in Anspruch.«

»Doch, genau sie, Milhibethjida von Tuzak. Allerdings war nicht die Rede von Gold, und sie wollte auch keinen anderen als dich. Ein halber Mond ist seither vergangen.« Die brennenden Augen lauerten in ihren Höhlen auf eine Antwort, doch Scheijian wußte nichts dazu zu sagen. Der Alte überging es. »Du warst zu

Hause?« Sein Gegenüber bestätigte das. »Sprach sie von mir?«

Scheijian wußte, wen er meinte, und antwortete: »Ich erzählte ihr, was kommen wird, darum fragte sie nach deinen Plänen.«

»Sie ist stur, sie bleibt, nicht wahr?«

»Ja.«

Der Alte lächelte in sich hinein und versank in Schweigen. Als Scheijian sich sicher war, daß der Zweite Finger ihm nichts mehr zu sagen hatte, ging er. Er durchquerte gerade nochmals den Park, als eine helle Frauenstimme seinen Namen rief. Er blickte sich um und sah eine Frau von elegantem Äußeren in einem bauschigen dunkelroten Kleid auf sich zueilen. »Ihr wollt doch nicht schon wieder gehen, werter Freund?« nälerte sie und bedachte Scheijian mit einem herablassenden Blick.

Er starrte sie entgeistert an: »Was hast du mit deinen herrlichen Locken angestellt, Alrysha?«

»O je!« hauchte die Angesprochene, zupfte in ihrem halblangen glatten Haar, als hätte sie die Veränderung erst jetzt bemerkt, wobei ihr Mienenspiel von Überraschung zu naiver Weibchenhaftigkeit wechselte. Betrübt, fast dem Weinen nahe, sah sie ihn an: »Was muß ich mich auch dort herumtreiben, wo die Mode Locken verbietet?« Aus ihrem spitzenbesetzten Ärmel zog sie ein parfümiertes Tüchlein hervor und hielt es sich vor die Nase. Über den Stoffrand hinweg knurrte sie: »Sieht aus, als hätte mir Boron aufs Haupt gekackt – und nicht nur der, sondern Efferd gleich mit, was?« Scheijian brummte etwas, was man nach Belieben als ja oder nein auffassen konnte. Sie warf ihm einen raschen Blick zu und setzte das naive Gesicht wieder auf, unschuldig, auch ein wenig hilflos; es hatte schon manchen getäuscht. Vor Jahren hatte Scheijian Alrysha heftig umworben, da ihn ihr heiteres Wesen ansprach. Allerdings auch die Form ihrer Beine, deren aufreizende

Konturen von den Schenkeln bis zu den Knöcheln ihm als der fleischgewordene Beweis von Tsas Wirken erschienen war. Die Zeit seines Begehrens hatte auf dem Boden einer Scheune in Alruran geendet, wo beide die Ankunft eines Händlers und seiner Begleiter erwartet hatten und wo sie ihm ausführlich ihre Vorlieben beim Liebesspiel erklärt hatte. Er hatte daraufhin festgestellt, daß diese Vorlieben gewiß nicht die seinen waren und entschieden, es bei reiner Freundschaft zu belassen. Alrayscha musterte ihn jetzt ernst: »Du scheinst in der Zwischenzeit mehr als ein paar Haare verloren zu haben. Sei vorsichtig, Bruder. Willst du reden?«

»Nur eine Frage von Recht und Unrecht«, entgegnete er.

Alrayscha schnaubte wenig damenhaft: »Was ist Recht? Meinst du das Recht eines Bettlers, der ein Huhn stiehlt, das Recht dessen, dem es gehörte und der ihn ins Loch werfen läßt, das Recht des Tyrannen Herdins, in dessen Namen das Urteil gefällt wird, oder das Recht seines Garethischen Kaisers, dessen Großvater ein ganzes Königreich stahl?«

So sehr er die Meuchlerin sonst schätzte, so wenig war Scheijian danach, ihr in ihrer üblichen Leidenschaft zum Theoretisieren zu folgen, also sagte er nur: »Später vielleicht« Er verabschiedete sich mit einem Kuß und ging. »Dessen Großvater ein Reich stahl«, hallte es in seinen Gedanken. Er seufzte. Die Welt schien derzeit wie besessen von Großvätern.

Es geht selten ruhig zu in den Tempeln der Zwillinge. Scheijian hatte es dem entsetzten Raschid einmal so erklärt: »Im Gegensatz zu euch Zwölfgöttergläubigen fürchten wir die Zwölfgeschwister nicht, denn Rur hat ihnen befohlen, den Weltendiskus auf seinem Flug zu begleiten und ihn zu behüten, dazu gehören auch wir. Also betreten wir unsere Tempel nicht bangend und zitternd aus Angst vor göttlichem Zorn, sondern um die

vollkommene Schönheit der Welt zu preisen, auch wenn es uns bisweilen unverständlich ist, warum die Geschwister so handeln, wie sie es tun. Nun, Rur hat ihnen seine Pläne erklärt und uns nicht. Allerdings ziehen unsere Priester auch nicht aus wie... Bannstrahlritter... um ihre kriecherische Furcht dadurch zu lindern, daß sie andere damit erfüllen.«

Scheijian war damals sehr erleichtert gewesen, daß ihm statt der rondrianischen Tempel gerade noch rechtzeitig die praiotischen Bannstrahler eingefallen waren, die sein Freund bekanntermaßen nicht ausstehen konnte.

Heute war es besonders unruhig, da es sich ein nach vielen Jahren aus dem fernen Festum Heimgekehrter in den Kopf gesetzt hatte, hinauszuschmettern, wie glücklich er war, Tuzak noch einmal wiederzusehen. Aufrecht stand er in der Tempelhalle, und seine verzückte Stimme hallte hin und her zwischen den zwittrigen Alabasterstatuen der Zwillinge, polterte und dröhnte derart, daß Gläubige neugierig aus den Nebenhallen geströmt waren, um nach der Ursache des Geschreis zu forschen. Einige taten es dem Schreihals inzwischen gleich, versuchten gar, ihn im lautstarken Preisen zu übertrumpfen, und spornten ihn damit nur noch mehr an. So wurde an diesem Tag in einer so ohrenbetäubenden Lautstärke für die Gnade Rurs gedankt, wie sie der Tempel nie zuvor vernommen hatte.

Scheijian ging zu einer Priesterin, die mit bebendem Körper eine Wand anstarrte. Sie drehte sich um und wischte sich eine Lachträne aus den tiefblauen Augen. »Die Hohe Schwester wünscht mich zu sprechen, und ich wünsche es auch«, erklärte er. »Folgt!« sagte sie und wandte den Kopf so rasch, daß die vielen kleinen Zöpfe ihres Haars einen Herzschlag lang wie Speichen von der Nabe eines Rades von ihrem Haupt abstanden.

Die weibliche Hälfte der Hochgeschwister des Tuzaker Tempels empfing Scheijian in einem der oberen

Gemächer des Turmbaus. Der Raum war mit gemusterten dunkelroten Teppichen ausgelegt, bedruckte Tücher hingen wie Wolken von der Decke. Steif wie eine Statue saß die Priesterin auf einem niedrigen Schemel, vor sich ein Tischchen mit einer Kanne und zwei Schalen Tee. Sie trug das gelbe und purpurne Gewand ihres Amtes sowie die Gapuzza, jene mit kleinen Holzplättchen besetzte Lederhaube, die einem durchschnittenen Helm maraskanischer Krieger so ähnlich ist. Ihre straff nach hinten gekämmten und an der Stirn wie zwei Halbmonde ausasierten schwarzen Haare schauten darunter hervor. »Leider ist der Tee schon etwas kalt«, begrüßte sie Scheijian, »ich hatte dich früher erwartet«

Scheijian verbeugte sich und nahm ihr gegenüber Platz, ohne sich seine Erheiterung anmerken zu lassen. Es war eine gelungene Eröffnung, denn die Priesterin hatte ihn unmöglich heute erwarten können. »Ich wurde aufgehalten.« Er ging auf das Spiel ein.

Unwillkürlich verglich er sie mit Querinia. Milhibethjida war fünf oder sechs Jahre jünger als Querinia, noch ein Kind, aber wie gut sie es verstand, mit einer achtlos hingeworfenen Bemerkung zu finten und zu beeindrucken! Selbst wenn Milhibethjidas Amt sie nicht zu einem der mächtigsten Menschen Maraskans gemacht hätte, so hätten immer noch Welten zwischen ihr und Querinia gelegen, denn Milbethjida besaß das ganze Ausmaß an Persönlichkeit, um das die Sklaverei Querinia beraubt hatte. Wo jene nur wie ein Stück Treibgut den Strömungen des Seinsflusses ausgeliefert war, schwamm dieses soviel jüngere Mädchen mühelos darin. Ihre eigene Priesterschaft lobte sie in den höchsten Tönen, und wenn es stimmte, was man sagte, raunten die Geweihten sich sogar zu, daß Milhibethjida einst als bedeutender gelten werde als selbst der weise Zendajian. Aber auch das war nicht alles.

Scheijian hatte erlebt, wie dieses Kind vor kaum einem Jahr hinter verschlossenen Türen allein mit dem

Zweiten Finger und Endijian, dem Renegaten, die Zukunft Asborans ausgehandelt hatte, jener Stadt, von der niemand wußte, ob und wo sie erbaut werden würde. Keiner der drei hatte jemals mehr als unbedingt nötig von dieser Verhandlung berichtet. Doch seither waren sechzehn Mitglieder von Priesterschaft und Bruderschaft in alle Welt hinausgezogen, den Bauort Asborans zu finden; seither warb Endijian innerhalb der Bruderschaft für seine ›Krieger Tsas‹, die den Exodus begleiten sollten; seither war zu beobachten, daß der ehemalige Wezyrad der Bruderschaft nur noch mit Ehrfurcht von der kleinen Priesterin sprach.

»Ich habe dich herbestellt, weil ich deine Dienste verlange«, eröffnete Milhibethjida das Gespräch und verbesserte sich, als Scheijian mit einem leisen Auflachen reagierte. »Nicht deine üblichen Dienste, mörderischer Magus, sondern weil du etwas für mich herausfinden sollst.«

»Entschuldige, Hohe Schwester«, erklärte Scheijian, »dies ist nicht der Grund für mein Lachen, sondern deine Weise zu reden: Ich habe herbestellt, ich verlange, du sollst... Das ist nicht die Art, wie man Geschäfte mit der Bruderschaft aushandelt. Auch sollst du wissen, daß ich mein eigenes Anliegen hatte, dich aufzusuchen.«

Ohne zu antworten, erhob sich Milhibethjida, trat zu einem stoffverhangenen Gestell und zog das Tuch fort, so daß ein Gemälde sichtbar wurde, vier Spann breit und drei hoch. Es zeigte einen leicht gerüsteten Reiter in prunkvollem Reliefpanzer, auf dem nackten Unterarm einen Falken, am Sattel einen frischgejagten Hasen, gefolgt von fünf Rittern in voller Gestechrüstung und posaunenblasenden und zimbelschlagenden Musikanten. Augenscheinliches Ziel dieser Gruppe war eine Festgesellschaft im Freien. Lange weißgedeckte Tische unter knorrigen Bäumen waren da gemalt, im Hintergrund sah man einen Fluß und eine Stadt.

Fasziniert beugte sich Scheijian vor. Er hatte noch nie einen derart hoheitsvoll blickenden Vogel gesehen – und was den Unterarm des Reiters anbelangte, so hatte ihn sein Besitzer bestimmt von einem Oger geborgt, denn kein Mensch konnte so viele und so kraftstrotzende Muskeln am Unterarm haben wie der Reiter auf dem Bild, schon gar nicht ein so junger Mensch, denn der Abgebildete war kaum älter als ein Knabe.

»Ich verlange nicht die Dienste der Bruderschaft«, riß ihn die Priesterin aus seiner Betrachtung, »sondern die deinen. Du schuldest mir etwas.«

Scheijian verzog den Mund: Darauf wollte sie also hinaus! »Hohe Schwester«, sagte er, »es ist fast ein Jahr her, daß ich mir während Endijians Aufbegehren dein Aussehen verlieh, um ihm die Kunde zu überbringen, der Zweite Finger werde auf sein Recht verzichten, ihn zu töten. Ich tat es nicht, um dich zu verhöhnen, sondern um ihn lebend zu finden. Du hast mich später verstehen lassen, daß dich dieses Vorgehen erboste. So ist es, so war es, doch scheint es mir etwas kühn, daraus nun abzuleiten, du könntest mir befehlen, und ich müßte dir folgen. Ich lieh mir nur dein Aussehen, nicht deinen Körper, Bruderschwester.«

Milhibethjida hatte während seiner Rede die Oberlippe in den Mund gezogen und darauf herumgesaugt, jetzt antwortete sie: »Davon sprach ich nicht, Scheijian von Tarschoggyn, sondern von einer Schuld, die älter ist, wesentlicher älter, und an die du dich nicht erinnern kannst. Doch wenn dich danach verlangt, werde ich sie dir nennen. Willst du?«

Ein klammes Gefühl beschlich Scheijian, und schmerzhaft fiel ihm eine Bemerkung Alryschas aus dem letzten Ingerimm ein, geäußert an dem Tag, nachdem der Pakt geschlossen worden war: »Ein Kind nennst du sie, Scheijian, ein Kind? Ich sage dir, sie erinnert sich!« Sie hatte dabei denselben Gesichtsausdruck gehabt wie seinerzeit in Alrurda, als sich zeigte, daß

der Händler keineswegs nur ein gewöhnlicher Kaufmann war.

Es mochte eine List sein, es mochte die gleiche Vorgehensweise sein, mit der sie Endijians Respekt errungen hatte. Aber es konnte auch die Wahrheit sein. Wie alle Gläubigen Rurs und Grors hegte Scheijian keinen Zweifel daran, daß er schon mehr als einmal gelebt hatte, seitdem Rur den Weltendiskus geschleudert hatte. Man lebte und starb, und bevor Tsa neues Leben gab, schenkte der milde Boron seine Gabe: die Ruhe, den Frieden, das Vergessen. Es gab Geschichten, Bauerngeschichten, die besagten, daß er es nicht immer tat. Dafür mochte es Gründe geben, deren Geheimnis der Herr des Todes nur mit seinen Geschwistern und Rur selbst teilte. Es mochte Phantasterei sein, doch diese Geschichten gab es. Und weil es diese Geschichten gab und weil diese Elf- oder Zwölfjährige vor ihm sich nicht benahm wie ein Kind, obwohl ihre ganze Erscheinung davon kündete – weder Gesicht noch Hände hatten ihren endgültigen Ausdruck gefunden, und soweit man es unter dem Priesterinnengewand überhaupt erkennen konnte waren ihrem kindlichen Körper noch nicht einmal Brüste geknospt –, zog Scheijian es vor, sich zu hüten. Es mochte sein, daß sie sich an ihn erinnerte, aber aus einem Leben, von dem er nichts mehr wußte.

Und nur ein Narr würde danach fragen. Nur ein Narr würde freiwillig Borons reinigende Gabe zurückweisen, würde freiwillig nach den Dummheiten, Schmerzen und verpaßten Gelegenheiten eines vergangenen Lebens fragen, würde freiwillig wissen wollen, welches Unrecht er getan, welches Leid er zugefügt, welchen kleinlichen Träumen er nachgegangen, was und wen er in jenem Leben verloren und wie er darunter gelitten hatte. Und nur ein Narr würde erfahren wollen, daß er vielleicht einst glücklicher gewesen war, daß das Leben, das er jetzt führte, nur der billige Schat-

ten eines früheren Daseins war. Nur ein Narr. Scheijian war kein Narr. Und selbst wenn sie ihn nur täuschte, er wollte keinen Grufthauch in seinem Leben, wollte keine fernen Schatten, es gab schon gegenwärtige Schatten genug. Er schüttelte den Kopf. »Was willst du?«

»Verzeih, Bruder«, entgegnete Milhibethjida, »es ziemt sich nicht für eine Priesterin der Zwillinge, den Gläubigen zu befehlen. Verzeih dieser Schwester, sie ist noch jung an Jahren. Laß mich deshalb mein Anliegen zurückstellen, denn du sagtest, du habest ein eigenes. So ziemt es sich,« Scheijian schaute sie überrascht an. Es schien kein neues Manöver zu sein, denn Betrübnis, ja, sogar Scham, lagen auf ihrem Gesicht. Dieses Kind! dachte er.

Scheijian griff unter seine Jacke und zog aus einem Brustbeutel die schwarze Metallscheibe hervor: »Viel- leicht kannst du mir dazu etwas sagen.« Die Priesterin nahm das Endurium entgegen und drehte es mur- melnd in den Händen. Mit einem eigentümlichen Blick fragte sie: »Wie kommst du dazu?«

»Ich fand es bei einem Mann, in dessen Hände es vermutlich nicht gehörte«, antwortete Scheijian.

»und wo?«

»Spielt das eine Rolle? Ich traf ihn in Al'Anfa, der Stadt seines Todes. Aber ich glaube nicht, daß er die Scheibe von dort hatte; er war sehr reisefreudig.«

»Es ist der Kern des Diskus unserer Schwester Xanjida«, erklärte Milhibethjida. »Sie ist eine der sech- zehn Ausgesandten, und es scheint mir kein gutes Zei- chen. Sie hätte es nicht freiwillig hergegeben. Kannst du mir nicht mehr darüber erzählen, wie jener Mann in seinen Besitz kam?«

Scheijian zuckte mit den Schultern. »Wie ich sagte, er war reisefreudig. Doch ich kam nicht, um dir die Scheibe zu bringen, sondern weil die Zeichen darauf meine Neugier weckten und weil es mir im längeren

Teil eines Mondes nicht gelang, ihre Bedeutung zu entschlüsseln.«

Wieder warf ihm Milhibethjida diesen eigentümlichen Blick zu. »Das wundert mich nicht. Es ist ein Rätsel aus dem 64. Draijisch der Heiligen Rollen, an dem sich schon viele unseres Glaubens versucht haben. Wäre es dir innerhalb eines Mondes gelungen, es zu entschlüsseln, dann hättest du alle vor dir übertroffen,«

»Auch für ein Rätsel ist es nicht sehr verständlich«, bemerkte Scheijian.

»Das haben Rätsel an sich, Magus«, entgegnete die Priesterin. Sie entnahm einem Kästchen Papier und Schreibzeug und begann, die Zeichen auf der Enduriumscheibe auf ein Blatt zu übertragen. Dabei erklärte sie: »um es zu lösen, muß man die Silben nach einem bestimmten Schema anordnen und anschließend gewisse Silben durch ihre Spiegelsilben ersetzen. Was man erhält, ergibt in der wiederum richtigen Anordnung die Lösung. Ich nehme an, du verstehst Tulamidy.« Scheijian nickte, und Milhibethjida reichte ihm den Bogen.

Er las: *»In seinem einundvierzigsten Jahr erfüllte Rurech Gram, denn es herrschte Hunger, und die Surgh wüteten. Eine Frau kam zu Rurech, haarig waren ihre Arme und Beine, haarig auch ihre Brüste und ihr Gesicht. Ein roter Umhang bedeckte ihre Schultern, einen spitzen Spieß trug sie. Sie sprach: ›Wenn die Welt ein Diskus ist, was ist sie, wenn Gror sie einst zurückwirft?‹ So antwortete Rurech:*

›Das, was sie jetzt schon ist.‹ Die Frau sprach: ›Wenn die Welt ein Geschenk Rurs an Gror ist, was wird sie sein, wenn Gror sie einst zurückwirft?‹ So sprach Rurech: ›Das, was sie jetzt schon ist, Grors Geschenk an Rur.‹ So sprach die Frau:

›Erkenne, mein Bruder: Gror ersehnt sein Geschenk.‹ So gab sie Rurech neuen Mut, und viel Zeit verging, bis die Kinder Rurechs sie wiedertrafen.«

Als Scheijian mit Lesen fertig war, sagte er: »Wesentlich klarer ist es dadurch nicht geworden.«

»Darum geht es nicht. Ich habe es dir aufgeschrieben, wie man es im Tulamidya Khunchoms ausspräche. Warst du jemals in Fasar? Ja? Erinnerst du dich, wie man dort spricht? Gut, dann füge die Silben jetzt so zusammen, wie es ein Fasarer täte.«

»Wahrscheinlich komme ich mit den Silben nicht aus, jedoch...« Er fing an zu schreiben und war erstaunt, daß noch einige Zeichen übrigblieben. »Und nun?« Milhibethjida nahm ihm die Feder aus der Hand. »Auch sie ergeben Sinn, wenn man sie passend anordnet. Man erhält: ›mit gelben Flecken‹. Verstehst du? Im Fasarer Dialekt trägt die Frau einen roten Mantel mit gelben Flecken: Sie ist haarig; rot mit gelben Flecken und einem Spieß oder Stachel. Das weist auf eine Maraske! Deshalb nehmen wir an, daß es eine Prophezeiung für die Beni Rurech war, daß sie einst Maraskan besiedeln würden, auch wenn die Prophezeiung erst Jahrhunderte nach der Besiedlung entschlüsselt wurde. Aber das ist noch nicht alles. Im Dialekt Mherweds hätte sie schwarze Flecken gehabt. Bemerkenswert, nicht wahr?«

»Verblüffend!« gab Scheijian zu.

»Wir sind damit noch nicht zu Ende, denn es gibt weitere Lösungen in Garethi, Bosparano, Ruuz und möglicherweise sogar im Alaani der Norbarden, aber das ist nur eine Vermutung, die einer der Schüler Zendajians des Stillen in einer Schrift über seinen Lehrer zitierte.«

Scheijian räusperte sich: »Und in allen Sprachen bedeutet es etwa das gleiche?«

»Nein. Am ähnlichsten ist noch die garethische Lösung. Allerdings trägt die Frau dort keinen Spieß, sondern zwei Dolche. In den anderen Sprachen ergibt es etwas völlig anderes. Im Bosparano zum Beispiel spricht Rurech mit einem Vogel. Staunst du schon genug, Scheijian von Tarschoggyn? Ich habe noch mehr für dich.«

Sie deutete auf eine bestimmte Stelle des Gemäldes

und winkte ihn heran: »Deshalb habe ich dich kommen lassen, weil es mich beunruhigt. Doch was bringst du mit dir? Den Kern eines der sechzehn Disken und von all denen ausgerechnet den Xanjidas!« Scheijian blickte dorthin, wohin der zierliche Finger zeigte, auf die Festgesellschaft, auf die winzige Figur einer der Personen am Tisch. Sie stellte einen bärtigen Mann dar, gekleidet in ein rotes Gewand mit gelben Tupfen; hinter ihm lehnte an einem Baum ein Speiß. Ein bärtiger Mann, auf den ersten Blick. Auf den zweiten aber war es gar kein Mann.

Scheijian fröstelte. Der Stil des Bildes war völlig unmaraskanisch, die abgebildete Landschaft ebenso. Die Szenerie mußte weit im Norden, in den kalten Ländern, angesiedelt sein. »Woher hast du das Bild? Wer hat es gemalt? Wen stellt es dar?« fragte er.

»Das Gemälde ist das Geschenk eines Prinzen. Es wurde nicht auf unserer Insel gemalt, nicht einmal in den nahen Städten des Festlandes, sondern weit weg, auf der anderen Seite des Kontinents, wo Maraskan kaum mehr als ein Name ist, wo man weder unser Volk noch unseren Glauben kennt, schon gar nicht unsere Schriften. Ein Geschenk des Prinzen Kasparbald von Nostria, der auch der porträtierte Reiter darauf ist. Vor drei Jahren weilte er in Tuzak, kurz nachdem ich eine der Hochgeschwister geworden war. Der Prinz war von zu Hause ausgerissen und kam bisweilen in den Tempel«

»Also hat er diese Figur darauf malen lassen?«

»Woher hätte er davon wissen können? Prinz Kasparbald war einfach nur ein Junge, kaum älter als ich.« Scheijian behielt für sich, was er hatte einwenden wollen, und ließ Milhibethjida fortfahren. Ein helles Kleinmädchenlachen kam aus ihrer Kehle: »Außerdem interessierte sich der Prinz nicht halb soviel für unseren Glauben wie für unsere Küche. Er kam auch nur deswegen in den Tempel, um mir den Hof zu machen oder mich zu überreden, mit ihm ein Spiel seiner Heimat na-

mens Zapfenklickem zu spielen.« Sie verzog gedankenverloren den Mund und scharrte mit dem Fuß spielerisch über den Teppich. »Die Hohe Schwester mußte das allerdings ablehnen, auch wenn sie ihrem Alter entsprechend nicht abgeneigt war. Ihr Amt gibt ihr viel, aber es verweigert ihr auch ebensoviel.«

»War er denn allein in Tuzak?«

»Nein, zusammen mit einer Bardin und einem Mann oder einer Frau, ich weiß es nicht mehr. Das spielt auch keine Rolle, ich möchte, daß du zu dem Prinzen reist und herausfindest, wie die Figur auf das Bild kommt.«

»Es könnte alles ein Zufall sein«, gab Scheijian zu bedenken. »Warum brauchst du dazu ausgerechnet mich? Warum schickst du nicht einen deiner Priester oder Priesterinnen?«

»Weil du Maraskan schon zuvor verlassen hast, Scheijian, weil du ein gebildeter Mann bist, Magus, und wegen der Zeiten, in denen wir leben und die kommen werden. Die Reise ist weit, und wenn sie schon jemand wagen muß, dann jemand, der es gelernt hat, zurückzukehren. Ich will, daß dies unter uns bleibt, denn dieser Tempel ist schwatzhaft genug.«

Scheijian trat zu einem der kleinen Fenster und schaute von der Höhe des Tempelturms über die Dächer der Stadt, hinunter auf das Gewimmel in den Straßen. Nach einiger Zeit fragte er: »Wann bekamst du das Bild?«

»Vor fast zwei Monden.«

»Und du wußtest nicht, daß ich im Besitz der Scheibe war?«

»Das sagte ich.«

»Ich werde es für dich tun, aber es hat seinen Preis.«

»Nenne ihn, und er wird auf Heller und Kreuzer bezahlt werden, wenn er nicht maßlos ist«

Er drehte sich zu Milhibethjida um. »Gold interessiert mich nicht, aber ich will vom heilkräftigen Wasser des Talued.«

Die Priesterin stieß einen Pfiff aus. »Das ist ein hoher Preis, denn wie du weißt, gibt es nur noch wenige Reste des Wassers, das die Quelle einst spendete, und wir hüten sie sorgsam. Du mußt mir schon sagen, wozu du es brauchst?«

Nachdenklich und wie zu sich selbst begann er: »Es soll mich von einer Wunde heilen. Ich habe sie verursacht, zwar nicht mit meinem Willen, aber doch mit meiner Hand. Siehe, Priesterin, es bedeutet mir nichts, ein Leben zu nehmen, da es nur geschieht, wenn Bruder Boron es gestattet, aber es bedeutet mir etwas, eines zu nehmen, das doch nicht genommen wird, sondern nur zerstört« Ausführlich erzählte er ihr die Geschichte Querinias.

»Wo ist sie jetzt?« fragte Milhibethjida.

»Sie liegt in einem verlassenen Haus. Ich führte sie dorthin und sagte ihr, sie solle die Augen schließen. Sie tat es in Erwartung ihres Todes, und da ich mir keinen anderen Rat wußte, wirkte ich einen Zauber, der sie einschlafen ließ.«

»Falls wir ihr von dem Wasser geben...«, begann die Priesterin.

»Du wirst«, unterbrach sie Scheijian. »Das ist mein Preis.«

»Gut«, gab Milhibethjida nach, »du weißt, was das Wasser bewirkt? Du weißt, daß es nimmt und gibt? Es wird ihr Auge wiederherstellen und die Wunde verschwinden lassen, aber ihr auch ihre Erinnerung nehmen. Bei der Schwere der Verstümmelung vermute ich, daß sie ein halbes oder ganzes Jahr ihres Lebens vergessen wird, und es ist nicht üblich, der Geheilten von dieser Zeit zu erzählen. Sie wird sich an nichts erinnern, auch nicht an dich, du wirst nichts von deinem Preis haben. Ist dir das bewußt?«

Er antwortete ernst: »Dann soll es so sein, denn dadurch, daß du ihr nimmst, gibst du ihr.«

»Fast ein Zitat«, bemerkte Milhibethjida. »Anschei-

nend könnt ihr eurer Vergangenheit nicht entkommen. So ihr jenem nehmt, gebt ihr – ein häufiger Ausspruch Zaborons von Andalkan. Einer eurer Gründer, nicht wahr?«

Scheijian schüttelte den Kopf. Er hatte keine Lust, Milhibethjida die Zusammenhänge zu erklären. Die Zaboroniten existierten nicht mehr, die Bruderschaft hatte sie ausgemerzt. Zuviel Vergangenes, dachte er, zu viele Schatten, zu viele Großväter. Borbarads Nahen schien derlei Gedanken mit sich zu spülen.





Die lieblichen Felder von Neetha

Im Praios des Jahres 24 Hal lernte Scheijian doch noch Neetha kennen. Schiff um Schiff hatte ihn die Küste entlang um den halben Kontinent getragen, von Tuzak nach Thalusa, über Brabak, Mengbilla und Drôl nach Neetha. Es war eine eintönige Reise, der er kein Vergnügen abgewinnen konnte und die noch nicht zu Ende war. Tage auf dem Wasser, abgelöst von Zeiten untätigen Wartens an Land, bis das nächste Schiff in See stach, um ihn wieder eine Etappe weiter auf seiner Reise zu bringen. Zwar hatte er viel Neues gesehen in diesen Wochen, doch neigten diese neuen Erfahrungen dazu, zu einem gestaltlosen Brei aus Eindrücken und Erinnerungen zu verschwimmen. Wo hatte er doch gleich dieses rotgefärbte Honiggebäck erstanden, dessen Form an Lärchenzapfen erinnerte? War es in Brabak, Khefu, Chorphop oder doch an einem vierten Ort gewesen? Alles floß ineinander, und manchmal glaubte er, daß die Welt überall gleich aussah und daß nur der jeweilige Standpunkt und Blickwinkel Unterschiedlichkeit in sie hineinbrachten. Allerdings eine bedeutsame Unterschiedlichkeit, wie er zu anderen Zeiten wieder einräumte.

Doch es gab noch andere Gründe, warum ihm diese Reise ganz und gar mißfiel. Er mochte es nicht, sich tagelang einem Schiff anzuvertrauen, ohne es jederzeit nach Belieben wieder verlassen zu können, sondern darauf wie ein Gefangener festzusitzen. Und er mochte es schon aus Gewohnheit nicht, sich immer weiter von allem zu entfernen, was maraskanisch war. Zwar war

er oft genug fern seiner Insel unterwegs gewesen, meist jedoch an Orten, wo es maraskanische Exilgemeinschaften gab. Sie waren wie Stützpunkte in der Fremde. Abseits von diesen fühlte er sich regelmäßig wie ein Hase auf offenem Feld, wachsam, doch stets in Gefahr, überrascht und mitleidlos geschlagen zu werden.

Zwei Tage sollte er sich in Neetha aufhalten, bis das nächste Schiff nach Norden ablegte. Er hatte sich in einem kleinen Gästehaus am Hafen eingemietet und bummelte neugierig durch die Stadt. Sie sah völlig anders aus, als wie er sie Querinia beschrieben hatte. Hier gab es keine Bunte Mauer, hier waren, mit wenigen Ausnahmen, die Häuser nicht rosafarben, sondern aus graugelbem Bruchstein und Lehm errichtet, allenfalls einmal ein besseres aus weißem oder schwarzem Marmor dazwischen. Auch überspannten keine zierlichen Brückchen die Arme des Chabab, denn die Stadt lag schnöde am Nordufer des Flusses, und ob der ferne blaue Dunststreifen am östlichen Horizont überhaupt ein Gebirge war, konnte er nicht einschätzen. Die Goldfelsen waren es jedenfalls nicht, die lagen woanders, so hatte er sich belehren lassen. Nein, dieser schmale Streifen würde in der Abendsonne nicht gilden erstrahlen, diese Stadt würde in ihrem Licht nicht rot aufglühen.

Trotzdem nahm er sich vor, sich alles gut zu merken, um nach seiner Rückkehr Querinia davon zu berichten. Er beschloß, hier etwas für sie zu kaufen, um es ihr mitzubringen. Wie sehr würde sie staunen, wenn er ihr eröffnete, daß er wirklich in Neetha gewesen war, wie würden ihre beiden wieder geheilten Augen leuchten, wenn er ihr sein Geschenk überreichte!

Dann fiel ihm ein, daß sie nicht mehr wissen würde, wer er war, daß sie sich nicht einmal mehr an die Stadt erinnern würde, die er ihr vorgegaukelt und für sie erträumt hatte. Diese Stadt war untergegangen, als er seinen Pakt mit Milhibethjida geschlossen hatte.

Du bist ein bruderloser Narr, Herr Magus, tadelte er

sich. Du hängst Tagträumen nach, während der Weltendiskus ins Schlingern gerät und du auf einer Reise bist, deren Ziel selbst einem Hochgeschwister nicht geheuer ist. Träume weiter, und du wirst selbst bald ein Stell-dich-ein mit Schwester Tsa haben. Außerdem bist du viel zu jung für greisenhafte Gefühlsduseleien!

Ein heranwehender schwacher Geruch ließ ihn jäh innehalten und die umliegenden Häuser betrachten. Klein, unbedeutend, heruntergekommen und belanglos, bis auf eines, das sich nur in dem Schild mit dem Storch über der Tür von den anderen unterschied: ein Apothecarius. Er betrat den kleinen Laden, wo Bündel mit getrockneten Blättern und Zweigen an langen Schnüren von der Decke hingen, wo sich in Körbchen Kräuter und Blüten häuften und in ölgefüllten Gefäßen weitere Pflanzenteile schwammen. Er nickte dem Inhaber zu, einem dünnen Mann mit buschigen Augenbrauen, von denen jede einzelne genausogut als stolzer Schnauzbart hätte dienen können. Solange der Apotheker einen gichtfingrigen Greis bediente, schlenderte Scheijian scheinbar unschlüssig im Laden umher, schnupperte hier und dort. Wie zuvor der feine Geruch, so verflogen seine Zweifel.

»Womit kann man behilflich sein?« fragte der Apotheker, als der Gichtfingrige den Laden verlassen hatte. »Braucht man etwas gegen das nächtliche Gebeiß und Gestech, etwas gegen den magensäuerlichen Gefährten des Trunks, oder will man der Damenschaft mit Wohlgeruch und glänzendem Haar gefallen?«

»Hat man vielleicht auch von der Grünen Kirsche?« fragte Scheijian.

»Da weiß man gar nicht, was der Herr meint«, entgegnete der Apotheker zurückhaltend.

»Man wird wohl nicht unreifes Obst meinen, sondern die Frucht des Shurinstrauchs.« Mit diesen Worten wurde Scheijian deutlicher.

Der Apotheker verschränkte die Arme vor der Brust.

»Hat man vielleicht einen zweiten Kopf, daß man sich einen abschneiden lassen kann, oder noch ein Leben in der Truhe, daß es einen nicht stört, eines im Kerker zu verbringen?«

Scheijian verdrehte die Augen. »Wird man wohl eigens aus Chorphop anreisen, nur um einen kleinen Giftmischer, der nicht darauf achtet, was aus seiner Tür herausriecht, den Bütteln zu übergeben?«

»Spricht man vielleicht in Chorphop einen anderen Dialekt?« entgegnete der Apotheker ungerührt.

»Bezahlt man zum Ausgleich auch nicht mit gestrecktem Gold, sondern mit schweren Garethher Dukaten?«

»Tut man das?«

»Man tut es.«

Wenig später verließ Scheijian grußlos den Laden. Er hatte zwar keine akute Verwendung für die giftigen Knollen, aber er hatte gelernt, nicht zu zaudern, wenn das Schicksal rief.

Er schlenderte gerade eine schmale Stiege hinab, die zwei parallel verlaufende Sträßchen miteinander verband, als es ihm erschien, als wäre er schlagartig an einen anderen Ort versetzt worden und Satinav hätte ihm bestimmt, etwas, das er schon zuvor erlebt hatte, erneut zu durchleben.

Der Anlaß dafür waren drei Gardisten, die einen Gefangenen mit sich führten, einen glatzköpfigen Mann mit geflochtenem Bart in schlichter Kleidung, die Hände auf den Rücken gebunden. Scheijian hatte noch nicht herausgefunden, woran ihn diese Szenerie erinnerte, als er den Gefangenen erkannte. Wie viele Jahre war es her, daß er ihn zuletzt gesehen hatte? Tatsächlich wie in einem anderen Leben! Die Jahre hatten seinen einstigen Lehrmeister sehr verändert. Scheijian fragte sich, warum er überhaupt noch lebte.

Er folgte der Vierergmppe zu einem abweisenden

Gebäude, das der Wechsel vieler Jahreszeiten mit einer düsteren Patina überzogen hatte. Die Gardisten stießen ihren Gefangenen auf ein mit rostigen Eisenbeschlägen versehenes Tor zu, zu dessen beiden Seiten Hellebardiere in gelb-violetten Uniformen standen. Die beiden Gruppen wechselten einige Worte miteinander und nahmen dann allesamt rasch Habachtstellung ein, als sich die Tür öffnete und ein etwa fünfzigjähriger Mann mit leicht vorquellenden Augen und ausgeprägter Nase heraustrat. In der Linken trug er weiße Stulpenhandschuhe, die er sich vor dem Tor gemächlich anzog, ohne sich um die strammstehenden Gardisten zu kümmern. Gleich nach ihm kam ein weiterer von Natur aus großgewachsener, aber durch Jahre des Buckelns krummrückig gewordener Mann. Der zunächst Herausgetretene beäugte ihn mißbilligend. »Nicht jetzt, Sumudan, nicht jetzt. Ich komme am Markttag zurück, dann kannst du mich weiterquälen. Doch jetzt« – er fuhr sich mit dem behandschuhten Zeigefinger über die bartlose Oberlippe – »erwartet mich Angenehmeres,« Die Bewegung der Hand ging über in ein geziertes Winken, dann entschwand er, und die Gardisten konnten endlich mit ihrem Gefangenen das Gebäude betreten.

Kopfschüttelnd ging Scheijian an der Front des Bauwerks entlang, das der örtliche Kerker zu sein schien. Er hatte ebenerdig schmale Öffnungen, die mit geneigt stehenden Gittern verschlossen waren. Durch diese Öffnungen konnte man in das Gebäude hineinsehen, hinunter in Kellerräume, wo schmutzverschmierte bleiche Gesichter mehr zu erahnen als zu erkennen waren. Bettelnde Rufe drangen aus der Tiefe herauf, vor manchem Gitterloch sah man Angehörige eines Insassen stehen und Nahrung hinabreichen oder einen mildtätigen Passanten kurz innehalten und ein Stück Brot oder etwas Obst hinunterwerfen. Diese Gaben wurden offen unter den Augen der Hellebardiere hinabgereicht, und Scheijian fragte sich, was wohl mit jenen geschah, die

keine Verwandten draußen hatten, welche sie mit Nahrung versorgten. Ob man sie schlicht verhungern ließ? Der Glatzköpfige fiel ihm wieder ein. Laß es dir zur Warnung gereichen, dachte er in Erinnerung an die Zerstreuung, die ihm kurzfristig an diesem Tag hatte einreden wollen, er könne Querinia noch irgendwann einmal von Neetha erzählen.

Die Nacht war schwül. Schlaflos lag Scheijian auf der schmalen Pritsche der winzigen Dachkammer, die er mit zwei Dutzend Stechmücken teilte. Der Schweiß rann ihm vom Körper, und immer wenn er gerade hoffte, endlich Schlaf zu finden, näherte sich ein hohes Sirren, nach dem er blind schlug, worauf es kurzzeitig verstummte, das aber bald darauf wieder zu hören war. Die Neehtaer Blutsauger schienen geradezu verrückt nach diesem fremden Saft. Durch die Fensterluke kam zwar das vielfältige Flüstern der Nacht, hallten Schritte, drangen ferne Stimmen, klang das oftmals unterbrochene Spiel einer Laute, aber es wehte kein frischer Lufthauch herein.

Scheijian dachte zurück an die Begegnung des Nachmittags. Sie erinnerte ihn ein wenig an jenen Tag in Al'Anfa, als er Querinia heimlich gefolgt war, bis zu der Tür, deren Durchschreiten das Schicksal des Mädchens besiegelt hatte. Er dachte weiter an Boromeo Wulweshj'oden, der vielleicht hier in den Besitz des Enduriums gekommen war, auf Wegen, zu denen Scheijian keinen Zugang fand. Vielleicht hätte er sich umhören sollen, doch nach allem, was ihm der Zweite Finger über den Alanfaner erzählt hatte, bezweifelte er, daß er fündig werden würde. Wiederholt fragte er sich, was Tarrad nach Neetha geführt haben mochte und warum er hier eingekerkert worden war. Er kratzte sich ausgiebig und stellte fest, daß er inmitten dieser geflügelten Plagegeister keine Ruhe finden würde. Mürrisch kleidete er sich an, um sich in den nächtlichen Straßen müde zu spazieren.

Doch sein Plan ging nicht auf. Das Bummeln in den verlassenem Gassen dieser fremden Stadt, das Überqueren ihrer leeren Plätze ermüdeten ihn nicht, sondern langweilten ihn nur, füllten ihn statt dessen mit ruheloser Reizbarkeit, deren Ursache er nicht kannte. Er begab sich wieder auf den Rückweg. Kurz vor Erreichen seiner Herberge unterbrach eine Stimme die Stille der Nacht: »Boron zum Gruße, Liva oder Scheijian, wie du auch zu heißen scheinst«

Ruhig, doch im Zustand einer gespannten Feder, drehte er sich dorthin, woher die Stimme gekommen war. Er machte drei schlanke Silhouetten aus, die sich aus der Düsternis lösten und gemächlich näher kamen. Das Licht des Madamals enthüllte, wer sie waren: die drei Beschützer Boromeo Wulweshjodens. Als Scheijian sie bei der Ankunft des Alanfaners im Heim der Gordovanaz' gesehen hatte, waren sie ihm als dumpfe Totschläger erschienen, doch so, wie sie jetzt daherkamen, wie ein Rudel Khoramsbestien auf der Jagd, erkannte er, daß er sich getäuscht hatte. Das waren keine einfachen Schläger, das waren Leute, die ihr Gewerbe kannten, die wahrscheinlich demselben Beruf nachgingen wie er. Und noch dazu drei an der Zahl.

»Was wollt ihr?« fragte er barsch, stellte sich ihnen breitbeinig entgegen und überlegte fieberhaft, wie er entkommen konnte.

»Wissen, warum du unseren Herrn umgebracht hast«, antwortete einer der drei gelangweilt. »Das wirst du uns doch gern sagen, nicht wahr?«

Zeig mir einen Ausweg, Kleiner Bruder, dachte Scheijian und ließ mutlos die Schultern sacken, als wolle er sich in sein Schicksal fügen. Um Zeit zu gewinnen, fragte er: »Nur aus Neugierde: Wie habt ihr mich gefunden?«

»Deine Begleiterin«, entgegnete eine spöttische Stimme. »Sie hat uns bereitwillig von dir erzählt. Der Rest war einfach.«

»Wie ein Schweinchen hat sie dabei gequiekt«, ergänzte der Zweite, und der Dritte fügte hinzu: »Sie war ohnehin nichts mehr wert, also taten wir mit ihr, was man mit Schweinchen tut« Schabend verließen drei lange Klingen ihre Scheiden.

Die Nachricht von Querinias Tod wirkte auf Scheijian wie eine Enthauptung. Ihm war, als hätte er keinen Körper mehr, als bestünde er nur noch aus Kopf und Geist. Er sah die Gestalten Schritt um Schritt näher kommen, sie erschienen ihm wie Ausgeburten der Niederhöllen. Als sie nahe genug waren, brüllte er auf und stieß ihnen seine Faust entgegen. Alles, was an Zorn, Ohnmacht und Enttäuschung in ihm brodelte, legte er in seinen Schrei, der eigentlich eine komplizierte Silbenfolge war, die der Zunge der Dämonen zu entstammen schien. Kurzfristig sah er seine Bedränger in ihrem astralen Abbild, als Geflecht leuchtender Linien und Netze. In dieses Geflecht krachte das astrale Äquivalent seiner Faust, fetzte seine Stimme und echote darin: Ich bin furchtbar, ich bringe Schrecken, ich bin eure Vernichtung!

Und die Faust glitt ab.

Statt daß der Zauber auf alle drei wirkte, wie es Scheijian beabsichtigt hatte, erlag nur einer der Angreifer seiner Macht. Schrill kreischend und halb wahnsinnig vor Angst rannte dieser eine davon, um sein Leben, die Straße hinunter. Im selben Augenblick hatte Scheijian die ›Nadel‹ aus seinem Gewand gerissen und war wie ein hungriger Parder vorgesprungen, um mit dem Stahl zu erledigen, was die Magie nicht vollbracht hatte. Was tust du Narr? dachte er im Sprung, kam auf, kreiselte schlingernd um die eigene Achse, so daß er fast den Stand verloren hätte, und rannte los, denn gegen dieses eingespielte Paar war er hoffnungslos verloren – wie ein Pfauenfischchen im Rachen eines Brabacudas.

»Hoppla, Lucan, ein Magier!« hörte er eine Stimme hinter sich, und: »Er darf keine Zeit bekommen, abermals zu zaubern!« Dann nahmen sie die Verfolgung

auf. Eine stumme Jagd durch das Straßengewirr Nee-thas hob an, nur das Aufklatschen der eilenden Füße und stoßweises Atmen zeugten davon. Bald zeigte sich, daß seine Verfolger Scheijian körperlich überlegen waren und den kleinen Vorsprung, den ihm die Magie verschafft hatte, rasch verkürzten.

Die Hunde hatten ihren Hasen fast eingeholt, als ein häßliches Klatschen der Jagd eine Wendung gab. Im Laufen blickte Scheijian über die Schulter zurück, sah einen der beiden Verfolger ebenfalls zurückblicken und den zweiten in einigem Abstand zu Boden gestreckt. Scheijian stolperte und stürzte.

Es war, als hätte Satinav die Zeit in dünne Scheiben geschnitten, und während Scheijians Körper von Scheibe zu Scheibe kippte, flackerte in seinem Geist das Bild eines rotgesichtigen, schwitzenden und stöhnenden jungen Bauern auf, der umgeben war von einer Schar kreischender oder aufgereggt umherhüpfender Kinder und der versuchte, ihnen den Außergewaltigsten Lichtzauber vorzuführen. Doch vielleicht war es auch nur die in den Jahren seines Gewerbes erlangte Kaltblütigkeit, die Scheijian im Fallen veranlaßte, den Arm auszustrecken und mit abgewinkeltem Zeige- und Mittelfinger den Blendzauber auf den übriggebliebenen Verfolger zu schleudern.

Der unsichtbare Blitz fand sein Ziel im Geist seines Opfers, ließ dieses den Unterarm schützend vor das Gesicht reißen und brachte es ebenfalls zu Fall. Krabbelnd wie ein schneller Käfer hastete Scheijian zu ihm hinüber und rammte ihm beidhändig den langen Dom in die Brust. »Begegne der Schwester!« keuchte er.

Schweratmend stand er auf, Knie und Ellbogen schmerzten von dem Sturz, kleine Nadeln stachen in seiner Brust. Er humpelte zu dem anderen Verfolger, zu dem sich mittlerweile der unverhoffte Retter gesellt hatte, der soeben eine hölzerne Wurfscheibe vom Boden aufhob.

Der Retter trug ein kleidartiges Gewand mit ausla-

denden Schultern, das sich von der Taille abwärts kegelförmig verbreiterte. Scheijian wußte, daß es im Licht des Tages fälscherlicherweise grau erscheinen würde, eine Wirkung, die durch schmalste Längsstreifen aus komplementären Farben erzeugt wurde. Es war das Gewand eines Wanderpriesters der Zwillinge.

Als Scheijian nahe genug heran war, fiel ihm auf, daß sein Retter eine *Retterin* war. Er hatte sie sogar schon einmal gesehen, diese vierzigjährige Frau mit den vielen Zöpfchen und den im Hellen tiefblauen Augen. Sie war die Priesterin, die er vor Wochen im Tempel zu Tuzak nach Milhibethjida gefragt hatte. Er beugte sich zu dem gefallenem zweiten Verfolger hinab. »Er ist bereits tot«, sagte die Priesterin.

»Nur um sicherzugehen«, entgegnete Scheijian. »Schau lieber weg, es ist keine schöne Arbeit« Und er zerschnitt dem Mann mit seiner Klinge die Kehle. Er hatte recht, es war keine schöne Pflicht, denn die Waffe war schlecht dafür geeignet.

»Wo ist der Dritte?« fragte Scheijian danach.

»Er lief zwei Nachtwächtern in die Arme. Sie haben den Schreienden niedergeknüppelt und mitgeschleppt« Sie versetzte ihm einen Stoß. »Wir sollten uns ebenfalls davonmachen.«

Auf einem Brunnenplatz wuschen sie sich die Spuren des Kampfes ab. »Das habe ich nicht mit der Hohen Schwester ausgemacht!« herrschte Scheijian die Priesterin an. »Ich beschrieb ihr, wo ihr das Mädchen fändet, damit es in die Sicherheit des Tempels gebracht werde. Doch jetzt ist es tot!«

»Woher weißt du das?« fragte die Frau.

»Sie erzählten es mir, diese bruderlosen Hunde.«

Beide schwiegen für einige Zeit.

»Was hast du jetzt vor?« erkundigte sich die Priesterin.

»Ich werde meinen Teil der Vereinbarung einhalten. Warum bist du hier?«

»Die Hohe Schwester hat mich dir hinterhergeschickt. Sie dachte, du brauchtest Hilfe, da das Mädchen kurz nach deiner Abreise getötet wurde. Wer waren sie?«

»Meuchlerpack aus Al'Anfa. Ich brauche deine Hilfe nicht.«

»Das war ja eben zu sehen. Kanntest du das Mädchen länger?«

»Nein«, antwortete Scheijian, »eigentlich nicht. Sie hatte wunderschöne Augen...«

»Ich weiß«, fiel ihm die Priesterin ins Wort, »ich habe sie ihr selbst geschlossen. Du handelst unklug, wenn du allein weiterreist,«

»Ich habe nichts anderes mit Milhibethjida ausgemacht. Nur daran halte ich mich. Ich brauche dich nicht.«

Nach einer Pause sprach er rhythmisch: »Wie Lab-sal ist mir ihr Anblick, wie eine Oase inmitten des Sands...«

Es war ein Zitat aus einem alten Volkslied, das möglicherweise noch auf die Wanderschaft der Beni Rurech zurückging. Die Priesterin setzte es fort: »...darinnen zwei Seen wie Emerald, grün wie Emerald.«

»Das Lied schien wie für sie geschrieben...«, seufzte er und preßte die Lippen zusammen. Die Priesterin nickte, er fuhr fort: »Wo lernt man eigentlich so treffsicher einen Diskus bei Nacht zu werfen?«

Die Priesterin lächelte: »In der Gegend von Boran. Ishajid war nicht immer eine Dienerin der Zwillinge.«

»Das glaube ich dir aufs Wort, es war ein famoser Wurf. Trotzdem will ich dich nicht bei mir haben.« Er erhob sich zum Gehen: »Preise die Schönheit, Schwester!«

»Wir treffen uns wieder, Bruder«, antwortete sie.

»Auch daran zweifle ich nicht, ich kann es dir nicht verwehren«, stimmte Scheijian trocken zu und verließ den Platz.

In seine Kammer zurückgekehrt, murmelte er vor sich hin: »Es ist eine schöne Welt, die Rur uns geschenkt hat, und es sind schöne Tage, auch wenn es mir jetzt nicht so scheint, weil ich es nicht verstehe. Sei gnädiger zu ihr, Schwester Tsa!« Dies waren seine Worte der Trauer, dann wandte er sich Dringlicherem zu. Zwei aus dem Trio waren tot, der dritte lebte noch, dürfte mittlerweile den Zauberbann abgeschüttelt haben und wußte also inzwischen, daß ein Magier und kein beliebiger Sklave Boromeo Wulweshjoden getötet hatte, wußte damit spätestens jetzt, daß jener nicht ein zufälliges Opfer bei der Ermordung Marnos gewesen war, sondern daß es von Anfang an um Boromeo gegangen war. So dicht, wie sie ihm auf den Fersen gefolgt waren, hatten sie offenbar das nächste Schiff von Tuzak genommen, irgendwo einen rascheren Anschluß bekommen und höchstwahrscheinlich zwischendurch keine Zeit gehabt, in Al'Anfa anzulegen, was bedeutete, daß der Kreis der Wissenden noch sehr klein war. Das würde sich ändern, wenn der Überlebende zurückkehrte, und eine unerwünschte Neugier wecken.

Er wußte ärgerlicherweise zuwenig über den getöteten Boromeo. Wenn er wirklich so wichtig war, wie der Zweite Finger angedeutet hatte, und wenn das stimmte, was Scheijian von seinen Begleitern vermutete, dann mochte er weitreichende Verbindungen haben, sogar bis hin zur Hand Borons, vielleicht Teil derselben sein. Keine angenehmen Gegner. Gerüchteweise beschränkte sich dieses alananische Pendant zur Bruderschaft nicht auf das eigene Volk, sondern besaß ein Netz von Niederlassungen weit außerhalb des Machtbereiches der Rabenstadt, wie man sich erzählte, bis hin ins Albemische. Scheijian wußte nicht, wie rachsüchtig sie waren, ob sie seine Fährte wieder aufnehmen würden. Der Bruderschaft wäre es zwar gleichgültig, ob sie nach Tuzak kämen, es gäbe nur ein paar weitere, die auf Nimmerwiedersehen in den Wäldern

Maraskans verschwänden; anders wäre es, wenn sie bis nach Tarschoggyn fänden. Und selbst wenn es nicht so wäre, hätte es Scheijian mißfallen, wenn jemand, dem er es nicht gestattete, zuviel über ihn wußte. Derlei konnte Türen öffnen, die stracks zu Schwester Tsä führten. Dieser Dritte durfte Neetha nie verlassen.

Doch wie konnte man ihn daran hindern? Kurzfristig erwog Scheijian, ihn der Ermordung seiner beiden Spießgesellen zu bezichtigen, damit der Neethaer Scharfrichter diese bedenklich offene Tür für ihn schlosse. Es galt nur noch zu erklären, wie jener es geschafft haben mochte, dem einen der Getöteten den Schädel einzuschlagen und dem anderen den Dolch in die Brust zu rammen, und warum er anschließend mit gezücktem Schwert davongerannt war. Fadenscheinig, das Ganze. Außerdem – wenn es wirklich jemand von der Hand Borons war, durfte man dieses Geschäft nicht der Obrigkeit überlassen. Leicht mochte sich jemand finden, der eine schützende Hand ausbreitete. Es gab Gerüchte. Also mußte Scheijian selbst an ihn herankommen. Er durfte nicht warten, bis der Mann wieder aus dem Kerker entlassen wurde, was hoffentlich noch nicht geschehen war, denn dort drinnen war er grundsätzlich erreichbar, vorausgesetzt, Scheijian kam zu ihm in den Kerker, und zwar auf einem Weg, der ihn auch wieder herausbrachte.

Nach einer Stunde hatte er seinen Plan entworfen. Er gefiel ihm, denn möglicherweise könnte er damit zwei Hasen in einer Falle fangen, auch wenn das Unternehmen zur Folge hätte, daß er sein Schiff verpassen würde. Alles hing jedoch davon ab, wie reichhaltig der Giftschrank des Apothecarius ausgestattet war. Doch vorerst galt es, Zeit zu gewinnen.

Er zog sein teuerstes Gewand an und riß schweren Herzens eine Naht auf. Mutter wäre begeistert, dachte er, schloß die Augen und schlug sich kräftig mit dem Stab auf die Nase. Mit einem Schmerzscrei ließ er den

Stock fallen und hüpfte fluchend einbeinig durch die Kammer, während er sich mit der Hand das verletzte Organ hielt. »Welche hirnrissige Idee!« schimpfte er unentwegt, bis von nebenan Gepolter und unhöfliche Aufforderungen erklangen, die Nachtruhe zu wahren.

So hergerichtet, verließ Scheijian zum zweiten Mal die Herberge auf der Suche nach einem Handlanger der Obrigkeit. Es erwies sich als schwieriges Unterfangen. Neetha war zwar von vergleichbarer Größe wie Tuzak, doch während man dort allenthalben und zu jeder Zeit ganze Streifen schwerbewaffneter kaiserlicher oder fürstlicher Gardisten antraf, so schien hier schon das Auffinden eines einzigen Büttels oder Nachtwächters eine beträchtliche Leistung zu sein. Insofern hatte Wulweshjoden recht gehabt: Diese Stadt war kleinstädtisch.

Die Hälfte einer Stunde war verstrichen, als Scheijian endlich einen vollpippigen großen Wächter mit blondem mittelgescheitelten Haar traf, dem er weismachte, überfallen und ausgeraubt worden zu sein. So gut, wie es seine Erinnerung zuließ, beschrieb er ihm den inhaftierten Dritten als mutmaßlichen Übeltäter. Das ursprünglich offene Lachen des Wächters verwandelte sich während des Berichts in grimmige, zähnefletschende Entschlossenheit – so etwas konnte in Neetha nicht geduldet werden! Gebannt haftete Scheijians Blick während seiner Schilderung auf einer der Hände des Büttels. Der hatte die Hand bis auf einen Finger zur Faust geballt und schüttelte sie, wodurch der abgespreizte Finger wie ein kleiner Schlagstock auf und ab wippte. Vor seinem geistigen Auge sah Scheijian den Blonden, wie er eines Strauchdiebs habhaft wurde und ihn mit der rücksichtslosen Gewalt des einzelnen Fingers verprügelte. Wie grotesk! Der gute Mann schien eine bemerkenswerte Seelenverwandtschaft mit einem bornischen Amtskollegen zu haben, den Scheijian einst im Festumer Stadtteil Neu-Jergan getroffen hatte, brav, korrekt und nützlich, dem man nur mit den richtigen Worten

erklären mußte, wie das Gefüge der Welt zusammenge kittet war, damit er genau das tat, was man wirklich von ihm wollte, wie ein Schweißhund, dem man eine Spur zeigte.

»Vielleicht hat einer eurer braven Kollegen den Schurken auch schon geschnappt«, deutete Scheijian an, »und er sitzt bereits im Kerker.« Der Büttel versprach, dort nachzusehen, fragte, wo Sche'ijian zur Klageerhebung erreichbar sei. Er antwortete, daß er morgen in einem umliegenden Dorf weile, dann aber zurückkehren werde, um alles zu klären. Der Büttel nickte erfreut, und Scheijian war zufrieden, da der Al-anfaner dadurch für mindestens einen weiteren Tag in sicherer Erreichbarkeit blieb.

Sein nächstes Ziel war das Heim des Apothecarius. Das Haus stand dunkel in der Reihe der anderen Häuser, die in der Nacht wie eine Reihe abgebrochener Zähne wirkten, mit Fenstern, die eingefallenen Augen glichen. Er warf einen Stein gegen einen der Fensterläden, dann noch einen und ein paar weitere, bis ein zipfelbemütztes Haupt aus einer Fensteröffnung herauslugte.

Der Apothecarius war zwar wenig erbaut von dem nächtlichen Besuch, doch seine Habsucht und die Hoffnung auf ein weiteres lohnendes Geschäft bewogen ihn, zu öffnen und Scheijian einzulassen.

»Was ist mit Eurer Nase geschehen?« fragte er.

»Fragt nicht!« entgegnete Scheijian und erklärte ihm, was er wollte.

»Man kann sich offenbar nicht entscheiden, ob man halb Neetha vergiften oder gesundpflegen will«, bemerkte der Apotheker mißtrauisch. »Auch möchte man später noch in dieser Stadt wohnen?«

»Man ist nur auf der Durchreise. Hat man denn da, was ich möchte?«

»Man hätte gern. Manches ja, doch nicht alles. Kann man es denn bezahlen?«

Scheijian nickte. Diese Reise würde ihn noch ruinie-

ren. Er ließ sich aufzählen, was der Apotheker von den Substanzen, die er benötigte, vorrätig hatte. Was die Heilkräuter betraf, so war er gut ausgestattet, nur die Skorpion- und Schlangengifte waren nicht genau jene, welche Scheijian brauchte, dafür sah es mit den mineralischen Substanzen wieder besser aus. Er würde viel improvisieren und ersetzen müssen. Schließlich fragte er noch nach einem Mörser und einer einfachen Waage.

»Man weiß offenbar, was man will«, meinte der Apotheker neugierig.

»Weiß man. Aber man vergißt das gleich wieder«, mahnte Scheijian.

»Hat man schon getan«, antwortete sein Gegenüber und strich zufrieden die klingenden Münzen ein. Diese Nacht war sehr gewinnbringend für ihn gewesen.

Dösend erwartete Scheijian das Morgengrauen. Als die Sonnenscheibe genau zur Hälfte über den Horizont geklettert war, begann er sein Werk. Er besaß jetzt eine bunte Palette von Giften, mit der er die halbe Stadtwaache Neethas zu Boron hätte befördern können, doch das war nicht seine Absicht. Er plante, die schwierigere Variante eines ohnehin schweren Zaubers zu wirken, für die schon mancher Spitzbube viel Gold gegeben hatte, um in der Sicherheit der Anonymität zu verschwinden, eines Zaubers, von dem bereits die Kenntnis von Teilen der Thesis ausreichte, das Instrumentarium der Obrigkeit kennenzulernen. Scheijian beabsichtigte, sein eigenes Aussehen drastisch zu verändern und sich in eine andere Person zu verwandeln. Mangels der richtigen Paraphemalien, die alles erleichtert hätten, blieb ihm nur der Weg über ein gefährliches Gemisch von Drogen. Es galt, genauestens zu arbeiten, denn Unausgewogenheit würde ihm keinen anderen Körper schenken, sondern seine Seele für immer vom Stofflichen trennen.

Sorgfältig zerschnippelte er Shurinknolle und Wirsel-

krautblätter, zerquetschte Einbeeren, vermischte sie mit Tulmadron, wägte, rührte und stampfte. Angestrengt bemühte er sich dabei, sich wieder den unbekannten Offizier zu vergegenwärtigen, den er beim Verlassen des Kerkers gesehen hatte. Dessen Gestalt wollte er annehmen. Er tröpfelte etwas vom Gift des Gelbschwanzskorpions in die Mixtur, rührte sie schaumig und überlegte, ob es wohl einen Spruch gebe, der eine beliebige Erinnerung vollständig zurückbrächte. Das wäre jetzt sehr nützlich gewesen. Vermutlich würde er dem Gebiet der Hell-sichtmagie entstammen und hätte eine starke visuelle Komponente, die jedoch wegen der Peldik ausgeglichen werden müßte durch... Augenblick! War Erinnerung nur Sehen? Sicherlich nicht. Er schnüffelte an der Mixtur, rümpfte die Nase, zerpulverte einen Stengel des Wirselskrauts und dachte an seine weit zurückliegende Ausbildung. Zu einem echten Erinnerungszauber würden alle Sinne gehören, Sehen, Riechen, Schmecken, Tasten, Hören. Die Berücksichtigung aller Wahrnehmungsarten schien sehr schwierig zu sein und konnte leicht zu einer dieser eigentümlichen Paradoxa und Singularitäten führen, die keine magische Theorie zu erklären vermochte. Außerdem – wie brachte man Subjektivität in diesen Zauber? Erinnerung war schließlich nicht neutral, war dem Wechselspiel vergangener und gegenwärtiger Ansichten und Gefühle unterworfen, also fließend, damit trügerisch wie die Zeit, die die unangenehme Eigenschaft hat, Dinge in die Gegenwart zu spülen, die man sicher in den Truhen der Vergangenheit wähnt, wobei man vergißt, daß Truhen nicht zwangsläufig mit Schlössern ausgestattet sind. Man sähe es, wenn der Betharder zurückkehrte, um fortzuführen, was er vor vier Jahrhunderten begonnen hatte. Jedenfalls wäre es interessant gewesen, sich bei Gelegenheit mit den grundlegenden Monomagielen eines derartigen Zaubers auseinanderzusetzen, um zu erfahren, ob mittels suffizienter Reduktion die Thesis eines erinnerungsspendenden Spruchs überhaupt möglich war.

Das Gebräu schien jetzt die richtige Zusammensetzung zu haben. Als letzte Verfeinerung fügte Scheijian etwas Rauschgurke hinzu. Ein wahres Geschenk Rurs seiner Meinung nach, für sich allein zwar nur eine harmlose Droge, doch mit der hübschen Eigenschaft, in zahllosen Kombinationen jedem anderen Elixier ihre Stärke zu leihen. Mit Verachtung dachte Scheijian an die mittelreichischen Soldaten auf Maraskan. Sie aßen die violette Frucht und versanken in wohlige Träume, nicht ahnend, was man sonst noch mit ihr anstellen konnte. Diese Narren!

Beherzt schluckte er das Gebräu hinunter. Trotz der trüben Farbe und der gefährlichen Zutaten schmeckte es erstaunlich angenehm. Es dauerte nicht lange, bis der Trank wirkte. Zuerst traten eine verstärkte Klarsicht und der Eindruck ein, als trennten sich seine Augen vom Körper, als könnte er in Winkel sehen, die er von seinem Standpunkt aus eigentlich nicht überblickte. Scheijian begann mit dem Rezitieren der Formel. Augenblicklich stellte sich eine Doppelsichtigkeit ein, und neben der Stofflichkeit und Form der Dinge um sich hemm sah er die schimmernden Waben ihrer Auren. Die Droge, die er zu sich genommen hatte, steuerte nun ihren wichtigsten Teil bei. Sie ließ ihn die Gesamtheit des Raums überblicken, als befänden sich seine Augen im Boden, in Decken und Wänden und auch immer noch dort, wo sie waren. So schaute er gleichzeitig von außen auf das Zentrum des Geschehens, das er selbst war, und von innen zum Rand, ohne Mühe und ohne daß sein Geist über die Verwirrnis dieser vielfältigen Splitter und Facetten der Wirklichkeit in die Gefilde des Wahnsinns abgetrieben wäre. Doch da war noch etwas anderes, ein Gefühl heiterer Unrast und Leichtigkeit sowie ein starker Bewegungsdrang. Solche Auswirkungen sollte der Trank nicht haben, sie konnten nur bedeuten, daß die Mixtur nicht genau die Zusammensetzung gehabt hatte, die sie hätte haben sollen. Na und?

dachte Scheijian grundlos kichernd. Ich winde mich nicht in Krämpfen, so schlimm wird's nicht sein!

Er konzentrierte sich auf seine eigene Aura und verformte sie allmählich. Vom Treppenhaus hörte er Schritte. Sie mußten der Wirtin gehören. Es klang bezaubernd, dieses *Tapptapptapp*; er hätte es der fülligen Frau gar nicht zugetraut. Sicher wäre es eine glänzende Idee, ihr den Hof zu machen! Dem Wirt würde es zwar nicht gefallen, aber er würde ihm eben drohen, ihn in ein Schwein zu verwandeln und dann... Scheijian stutzte über diesen Einfall, denn noch bei seiner Ankunft hatte er sich gedacht, daß der Hintern der Wirtin dem eines Wollnashorns gliche. Ach, Wollnashorn, dachte er, diese Nebensächlichkeiten... Also Glubschäugen hatte der Bursche gehabt und eine ausgeprägte Nase. Er rezitierte angestrengt weiter.

Von der Straße drangen liebliche Stimmen an Scheijians Ohr. Noch immer die greulichen Worte des Zhayad murmelnd und knurrend, torkelte Scheijian zur Fensteröffnung und streckte den Kopf hinaus. Drei Wäscherinnen standen schwatzend auf der Straße. Scheijian hätte schwören können, daß er noch nie so begehrenswerte Geschöpfe gesehen hatte. Was tue ich hier eigentlich? fragte er sich. Ich versuche, mich in einen blöden alten Knacker zu verwandeln, derweil dort drunten die dreifache Rahja steht! Ich werde hinabgehen und... Fröhlich singend kam ein Bäckergeselle mit einem Brett auf der Schulter, auf dem Kuchen und Brote lagen, die Straße entlang, winkte bisweilen jemandem grüßend zu oder machte eine scherzhafte Bemerkung. Gleich würde sein Weg an den drei Wäscherinnen vorbeiführen. Der Anblick versetzte Scheijian in Rage. Was grinst der dreiste Kerl so frech? schäumte er. Wenn er es wagt, wenn er es auch nur andeutungsweise wagt, eine der Maiden anzusprechen, werde ich ihm die Zähne einschlagen... Hm, eigentlich hat er es nicht verdient, dieser hübsche Bengel! Ärgerlich zog

Scheijian den Kopf aus der Fensteröffnung. Es mußte an der Mixtur liegen, daß ihm solche Gedanken kamen; offenbar hatte er eine Art Liebestrank zusammengebraut. Verzweifelt versuchte er, das zerfasernde Astralnetz wieder zusammenzuflicken. Glubschaugen, Liebestrank, graue Haare, pendelte es ihm im Kopf.

Ihm fiel ein, daß Kuslik auf seinem weiteren Weg lag. Dort gab es zwei Magierakademien, und es wäre wichtig, vorbeizuschauen, um nachzuschlagen, ob man über die rahjaischen Auswirkungen dieser speziellen Mixtur etwas wüßte. Er würde geradewegs zur Akademieleitung gehen und fragen. Mit etwas Glück wäre die Leiterin eine Magistra. Eine knackige Magistra. Er würde zu ihr gehen und sagen: Euer Spektabilität, Eure Haut ist wie der Alabaster von Sinoda, Euer Mund wie der Sonnenaufgang von Boran, Eure Augen sind wie Emeralde, wie zwei Perlen auf dem Gewand der Nacht!

Schlagartig verflogen die Nebenwirkungen des Trankes, und ein zerstörtes Gesicht mit einem einzelnen tiefblauen Auge drängte sich zwischen sein Bewußtsein und die Auswirkungen des Giftes. Das Bild wirkte so weit ernüchternd, daß es Scheijian gelang, in den nächsten Stunden den Zauber zu vollenden. Nichtsdestotrotz war er anschließend fest entschlossen, bei erster Gelegenheit sowohl seiner Kumpanin Alrysha als auch der Hexe Pryxla und den beiden ihm unbekannten Leiterinnen der Kusliker Akademien einen ernsthaften Antrag zu machen.

Er packte seine Habe zusammen, denn in die Herberge würde er nicht mehr zurückkehren können, und warf sich trotz der heißen Witterung einen Umhang mit weiter Kapuze über, da er auf dem Weg zum Kerker durch ein böses Geschick auf einen Bekannten des Offiziers stoßen konnte, dessen Aussehen er jetzt hatte. Beschwingt, bisweilen alberne kleine Melodien summend und noch immer umnebelt von der Verwirnis des Tranks, begab er sich zum städtischen Kerker. »Im

Namen der Krone, was ist Euer Begehr?« verlangte einer der Wächter zu wissen und versperrte ihm mit der Hellebarde den Weg. Der Anblick der herzigen brünetten Gardistin verursachte Scheijian heftiges Herzklopfen, und mit Mühe verkniff er es sich, ihr sein augenblicklich entstandenes, von dem Gebräu verursachtes Begehr zu enthüllen. Statt dessen lüpfte er den Kapuzenrand weit genug, daß sie sein Gesicht sehen konnte.

»Man wird einen doch nicht vergessen haben, nur weil man unerwartet erscheint?« äffte er die Sprechweise des Apothekers nach und kicherte.

Augenblicklich stand die Hellebardistin stocksteif, wagte kaum noch zu atmen, kleine Schweißperlen erschienen auf ihrer Stirn. Der Kerl muß ja ein echter Tyrann sein! dachte Scheijian verblüfft und fuhr laut fort:

»Nun, will man nicht öffnen, will man einen den ganzen Tag hier stehen lassen, süßes Kullerauge?«

Die Soldatin riß die Tür auf und stolzierte voran; sie schien genau zu wissen, wohin er wollte. Scheijian war's zufrieden, das würde ihm wenigstens die peinliche Frage nach seinem eigenen Amtszimmer ersparen. *Klack-klack*, hallten die Stiefel der Soldatin durch die Korridore; sie ging steifbeinig wie bei einer Parade, den Spieß über der Schulter, so daß Scheijian befürchtete, daß es nur eine Frage der Zeit wäre, bis sich die Spitze irgendwo verfang, im schlimmsten Fall in ihm. »Nun mach nicht soviel Aufhebens und laß das Gestänge irgendwo stehen, Holdeste!« befahl er und kniff wollüstig in ihren ach so verlockenden Hintern. *Wums!* machte die Hellebarde und fiel, begleitet von einem spitzen Aufschrei der Gardistin, auf den Flur. Dennoch ging die Soldatin ohne Zögern weiter, doch wenn ihr Gang zuvor steif wie ein Stock gewesen war, so schien sie jetzt überhaupt keinen festen Knochen mehr im Leibe zu haben und war krampfhaft bemüht, sich in ein amöbenhaftes Etwas zu verwandeln. Sie müssen's immer gleich übertreiben, diese Lakaien! dachte Scheijian.

Vor einer Tür blieb die Soldatin stehen und riß sie auf, ohne zu klopfen. Scheijian winkte ihr weiter und trat ein. Sein vermeintliches Amtszimmer war jedoch nicht leer, wie er erwartet hatte, denn hinter einem wuchtigen Schreibtisch mit geschwungenen Beinen, voller Blütenschnitzereien und unter dem Adlerwappen an der Wand saß der krummrückige Sumudan Genannte und schlürfte genüßlich Wein aus einem Pokal. »Ich weiß, ich komme unerwartet, mein Bester!« begrüßte ihn Scheijian, nahm den Umhang ab und warf ihn über einen Haken. Der Mann hinter dem Schreibtisch versprühte den Wein aus seinem Mund über die polierte Platte, schnellte hoch, starrte Scheijian an, öffnete und schloß den Mund, ohne daß viel mehr als ein krähenhaftes Krächzen herauskam. Irgend etwas stimmt hier nicht' argwöhnte Scheijian. Ich werde doch am Ende nicht vergessen haben, den Hosenlatz... Er schaute an sich hinunter und gefror innerlich schier zu einem Eiszapfen. Das war eindeutig nicht der Körper des Mannes, den der Zauber ihm hatte verschaffen sollen; genau betrachtet, war es nicht einmal der Körper irgendeines Mannes. Er hatte sich in eine Frau verwandelt. Dieses verfluchte Gebräu! dachte er und erwog, den Kerl kurzerhand niederzustechen, als jener sich interwürfig auf die Knie fallen ließ. Scheijian betrachtete ihn verwirrt. Dieser Zauber war zwar gründlich mißlungen, aber offenbar sahen Sumudan und gewiß auch die Soldatin zuvor in ihm jemanden, vor dem sie ungeheuren Respekt hatten. Auch nicht schlecht, fast besser, so schien es ihm, und er sprach: »Laßt das, und erhebt Euch. Ich bin hier in allerhöchstem Auftrag, man sandte mir allein darum einen dringlichen Boten.« Die Wirkung dieser wenigen Worte war durchschlagend. Aschgrau wurde der Mann, und hätte ihn Scheijian nicht rasch am Arm gegriffen und gestützt, so wäre er geradewegs hingestürzt. Das wird immer seltsamer, dachte Scheijian und sah Sumudan auf die Stelle seines

Arm starren, wo er ihn gehalten hatte, so als hätte er diesen Auswuchs seines Körpers noch nie gesehen. Aus reiner Bosheit wiederholte der Magier: »Von allerhöchster Stelle, Ihr ahnt gar nicht wie hoch! So hoch!«

Die Worte riefen ein deutliches Zittern bei dem stellvertretenden Kerkermeister hervor – und ein amüsiertes Lachen bei Sche'ijian.

»Wie viele Delinquenten habt Ihr hier derzeit?« erkundigte er sich.

»Elf an der Zahl, acht Schuldner, ein Dieb, ein... ahäm... aufrührerischer Bauer und ein verwirrter Gasenstrolch«, kam pflichteifrig die Antwort.

»Ihr führt mich dorthin!« befahl Scheijian.

Sumudan erhob sich und sagte demütig: »Euer Wunsch ist mein Leben!«

»Mein Wunsch? Ihr übertreibt«, entgegnete Scheijian sarkastisch. »So leicht geschieht's nun auch wieder nicht!« Und er ließ sich hinab ins Kellergewölbe führen. In einer großen Zelle, nur durch dunkle Gitterstäbe abgetrennt, zählte er im grauen Licht, das durch die vergitterten schmalen Öffnungen fiel, zehn Insassen, ausgehungerte und verwahrloste Gestalten mit dünnen Armchen und eingefallenen Gesichtern; einer allerdings – der Glatzköpfige mit dem geflochtenen Bart – in weit besserem Zustand. Es stank nach Schweiß, Urin und Fäkalien.

Einige der Gefangenen tuschelten, als sie Scheijians ansichtig wurden, andere drängten sich bettelnd und bittend gegen die Stäbe, der Glatzköpfige verneigte sich gar in einer gezierten Verbeugung. Offensichtlich war er auch hier bestens bekannt! Allmählich wurde es ihm unheimlich. Es schien ihm an der Zeit, herauszufinden, für wen sie ihn allesamt hielten. Sein Finger stach in Richtung des Glatzköpfigen: »Wer ist das?«

»Mit untertänigstem Verlaub, er ist der Aufrührer!«

Scheijian schnalzte mißbilligend mit der Zunge: »Ich will mit ihm persönlich sprechen!« Er winkte den Mann zum einen Zellenende.

Nicht die Jahre hatten Scheijians ehemaligem Lehrmeister die Haare geraubt, sondern er hatte sich den Schädel kahl rasiert. Seine dunklen Augen hatten viel von ihrer einstigen Eindringlichkeit verloren. Frieden und Ausgeglichenheit strahlten nunmehr aus ihnen. Aber die Zeit hatte ihre Furchen in dem Gesicht hinterlassen, davon sprachen die tiefen Linien zu beiden Seiten des Mundes.

Natürlich hatte die Absonderung zum anderen Zelenende nur zur Folge, daß alle Anwesenden gespannt lauschten, was Scheijian mit dem Kahlkopf zu bereden hatte. Deshalb wechselte er in die ausgestorbene Sprache des Urtulamidya, die sein früherer Meister bekanntlich sprach. »Wer bin ich?« fragte er.

»Da Euer Hoheit vermutlich inkognito hier sind, weiß ich es nicht zu sagen«, gab der andere respektvoll zurück.

»Piß auf die Inkognitos – wer bin ich?«

Sichtlich entsetzt über die grobe Ausdrucksweise antwortete der Bärtige: »Ihr seid die, die Ihr seid, Majestät, Ihr seid Amene-Horas, Königin der Liebfelder und Kaiserin des Alten Reiches!«

Scheijian stieß alle Luft, die in ihm war, auf einmal aus. Das erklärte alles, auch den Schreck, den der Vizekerkermeister regelmäßig bekommen hatte, wenn er über Weisungen von allerhöchster Stelle gesprochen hatte: Viel stand nicht mehr über einer Kaiserin!

Allerdings konnte ihn Tarrad auch veräppelt haben, das mußte geklärt werden.

»Sumudan«, begann Scheijian, »wenn ich einen kleinen Wunsch hätte?«

»Befehlt, Hoheit!« schmettete es zurück.

»Wenn dieser kleine Wunsch nun Euer Leben verlangte?«

Das Gesicht des Kerkermeisters, das an diesem Tag schon mehrere Gelegenheiten gehabt hatte, von amtschimmeligem Grau zu kalkigem Weiß zu wechseln, wurde grünstichig: »Es ist das Eure, Majestät!«

Zufrieden sah sich Scheijian in der Zelle um: »Und ihr, Geschmeiß?«

Hier schmettete niemand zurück, doch aufgeregtes, gegenseitiges Zurückdrängeln zum entferntesten Zellenwinkel war Beweis genug. An ein derart umfassendes Ränkespiel wollte Scheijian nicht glauben.

»Ich zähle nur zehn – fehlt da nicht einer?« fragte er Sumudan beiläufig.

»Der Verwirrte? Ja, er steckt in einer eigenen Zelle, da wir befürchteten, er könnte die anderen Gefangenen beunruhigen. Wenn Ihr wünscht, Majestät, werde ich Euch...«

»Ach gebt mir doch einfach die Schlüssel, guter Mann«, schlug Scheijian mit dem Lächeln eines Brabacudas vor.

Wenig später verließ er mit gramvollem Gesicht die Zelle des Alanfaners. »Meister Sumudan«, sprach er, »Ihr müßt ein besseres Auge auf Eure Gefangenen halten, denn dieser hat sich offenbar sehr kürzlich selbst gerichtet! Das grämt mich, denn derlei ist Eure Kaiserin nicht gewohnt!«

Wieder erblaßte der stellvertretende Kerkermeister. »Vergebt mein Verschulden, Majestät, doch wenn es Euch beliebt, mich zu strafen...«

Einem plötzlichen Einfall folgend, entgegnete die Kaiserin: »Papperlapapp, genug gestraft. Wir haben soeben beschlossen, Unsere Gnade walten zu lassen und alle Gefangenen freizulassen. Und zum Laichen, hoho, zum Zeichen Unseres Wohlwollens, wollen wir Euch erlauben, jedem von ihnen noch einige Dukaten zu schenken, damit sie nicht gleich wieder dieses Haus aufsuchen! Jener aber wird Uns nach... Vinsalt?... begleiten.« Dabei zeigte er auf den Glatzköpfigen.

Als der letzte Gefangene verwirrt und mit einigen Münzen (dennoch mit mehr, als er vielleicht seiner Lebtage auf einem Haufen gesehen hatte) den Kerker Neethas

verließ, dachte Scheijian daran, wie Sumudan seinem Oberen den Vorfall wohl schildern würde. Würde er sagen: Die Kaiserin war hier auf Weisung der Götter, um die Gefangenen zu befreien? Würde er sagen: So sagte die Horas es selbst... Ein Alveraniar ist mir erschienen? Vermutlich würde man ihn für den Rest seiner Tage in ein Asyl der Noioniten stecken. Deshalb ermahnte Scheijian den Kerkner in seinem mütterlichsten Ton: »Beherzigt diesen Rat Eurer Kaiserin, guter Mann, geht heim, legt Euch ins Bett und sagt, Ihr habet das Fieber.«
»Wie lange, Majestät?«

»Keine Sorge, Ihr werdet es schon noch erfahren!« Damit ließ er den gründlich Verwirrten hinter sich. Draußen atmete er tief auf. Er war mittlerweile schweißdurchnäßt und fragte sich, wie lange die Wirkung des Tranks noch anhalten mochte. Dieser ließ ihn Dinge tun, die er bei klarem Verstand nie getan hätte. Gehorsam schritt sein Begleiter mit dem Gepäck neben ihm her. »Wo ist Euer Gefolge, Majestät?« fragte dieser verunsichert die angebliche Frau, die ihre Kapuze wieder tief ins Gesicht gezogen hatte. »Ich bin genauso wenig eine Majestät wie Ihr ein Bauer, Tarrad. Mich betrübt, daß Ihr einen Täuschungszauber nicht als solchen erkennt. Das wäre Euch früher nicht unterlaufen. Doch laßt uns zuerst dieser Stadt den Rücken kehren!« Tarrad zog die Augenbrauen hoch und eilte schweigend voraus.

»Wie kommt es, daß sie Euch in dieses Loch geworfen haben?« fragte seine Begleiterin.

»Im Kabasher Land«, erzählte Tarrad leise, »gerade eben siebzig Meilen im Norden, rotten sich Wanderarbeiter und Tagelöhner zusammen, einige landlose Adlige sollen zu ihnen gestoßen sein. Da ich aus Norden kam, ein Bauer bin, jedoch eine gewählte Redeweise gewohnt bin, war man sofort überzeugt, ich könne nur ein Aufwiegler sein, nach Neetha gekommen, um auch hier die Revolte anzuzetteln. So einfach war das.«

Als sie das Stadttor hinter sich hatten, kam Sche'ijian wieder auf seine Frage zurück: »Ich möchte dennoch wissen, warum Ihr diesen Zauber nicht bemerkt habt und darauf besteht, ein Bauer zu sein.«

Nachdenklich antwortete der andere: »Ich habe der Kunst abgeschworen, nachdem ich meinen Turm verlassen hatte. Ich begab mich zu dieser Seite des Kontinents, wo ich nun bei Kuslik einen Hof mit einigen Freunden bewirtschaftete. Ich bin kein Magier mehr. Doch da Ihr so viel über mich zu wissen scheint – wer seid Ihr?«

»Einer Eurer Schüler.«

»Ich hatte viele Schüler und Schülerinnen zu meiner Zeit«

»Aber diesen Schüler dürftet Ihr kaum vergessen haben, Bruder«, entgegnete Scheijian in breit maraskanisch gefärbtem Akzent. »Wie kommt es überhaupt, daß Ihr noch lebt?«

Wie von der Tarantel gestochen, wich Tarrad zurück. Er starrte auf die Gestalt, allem Anschein nach nur eine harmlose ältliche Frau in einem etwas zu weiten Umhang. Doch er wußte plötzlich sehr genau, wer sich hinter dieser Erscheinung verbarg und daß jener weder ältlich noch harmlos war, ganz gewiß nicht harmlos, allenfalls so harmlos wie eine zischelnde Viper. Er erinnerte sich an seine letzte Begegnung mit diesem Menschen, die fast zehn Jahre zurücklag. Er befand sich wieder in seinem Turm irgendwo im Land der Ersten Sonne, wo er einen jungen Adepten gehabt hatte, der sich Rurech nannte und von Maraskan kam. Ein gelehriger, doch niemals offener junger Bursche, der stets etwas zu verbergen schien. In einem kurzen Augenblick der Unbeherrschtheit, der sein weiteres Leben von Grund auf verändert hatte, war er, Tarrad, beim abendlichen Mahl in die Gedanken des Adepten eingedrungen, um das eifersüchtig gehütete Geheimnis des Burschen zu ergründen. Was er sah, war wie ein Blick in Borons Augen. Noch bevor Tar-

rad richtig erfaßt hatte, welch mörderisches Geschöpf er in seinem Turm beherbergte, erkannte er in den Augen des maskenhaften Gesichts, daß sein Gegenüber genau wußte, was er eben getan hatte. Er wollte etwas erklären, kam nicht mehr dazu, denn das Messer flog bereits und bohrte sich ihm in den Hals. Während ihm das Blut aus der Kehle lief und seine Sinne langsam schwanden, hatte er ihn noch sagen hören: »Diese Tür hättest du nicht öffnen sollen, Tarrad, sie führt dich zu Tsä.«

»Und jetzt bist du gekommen, um zu vollenden, was du damals nicht vollbracht hast, nach all der Zeit?« fragte Tarrad.

»Ach was«, entgegnete Scheijian, »es hat mir in den Jahren, da ich Euch für tot hielt, keinen Schaden gebracht, daß Ihr es nicht wart. Warum sollte es mir jetzt schaden? Eure Zeit, der Schwester zu begegnen, war augenscheinlich noch nicht gekommen. Warum sollte ich mich im nachhinein in die Ratschlüsse Borons des Milden einmischen? Ihr wart zufällig in der Nähe, als ich ein leidiges Geschäft zu verrichten hatte, deshalb habe ich Euch und die anderen befreit. Wenn Ihr mir nun behilflich sein könntet, diese Verwandlung zu beenden? Es ist etwas auffällig, als Kaiserin dieses Landes die Straßen zu bewandern.«

»Ich sagte dir bereits, daß ich mich abgewendet habe von der Kunst!«

Scheijian preßte die Lippen verbittert zusammen und wirkte den Zauber selbst. Anschließend zitterte er am ganzen Leib, denn die verschwenderische Zauberei der letzten Tage hatte seine magische Kraft fast bis zur Neige ausgeschöpft. Mit braunen Schatten unter den Augen, doch wieder in seiner wirklichen Gestalt, fragte er: »Dann erklärt mir wenigstens, wie dieser Sinneswandel zustande kam.«

Während sie sich auf der Straße nach Norden weiter von Neetha weg entfernten, erzählte Tarrad mit einer

Stimme, in der alter Schmerz lag: »Meine Gründe werden dir nicht gefallen, Rurech, da sie all dein Streben nutzlos machen. Ich hatte eine Vision auf der Schwelle des Todes. Ich sah ein verdorrtes Land, und ich sah eine der bedeutendsten Akademien als verkohltes Gemäuer. Schreckliche Wesen durchschritten seine Trümmer, lederflügliges Dämonengezücht, von solcher Art und Menge, wie ich sie mir niemals hätte vorstellen können. Und ich sah mich selbst, kopfüber an das Tor meines Turmes gekrampt, vor mir eines dieser unheiligen Wesen, in einer Klaue mein noch zuckendes Herz, in einer anderen meine Augäpfel. Ich wußte, daß mir ein Blick in künftige Zeiten gestattet worden war, daß es keine Zeiten sein würden, da es noch lohnte, ein Magier zu sein. Ich glaube nicht, daß es nur ein wirrer Traum war, ich weiß, daß es so kommen wird. Ich weiß es, auch wenn du mich deswegen verspotten wirst, Maraskaner.«

Scheijian hatte den Mund schiefgezogen und schüttelte heftig den Kopf: »Wer bin ich, um zu spotten, Tarrad? Ich weiß, daß Ihr recht habt. Euere Vision ist der Grund, warum ich in diesem Land bin. Ihr habt die Heerscharen Dharzjinions erblickt, des verfluchten Bethaniers, genannt Borbarad. Alles, was Ihr saht, ist wahr, und ich sage Euch, es war nur ein kleiner Teil dessen, was kommen wird.«

Tarrad war stehengeblieben: »Borbarad? Der ist seit Jahrhunderten tot!«

»Ach ja?« antwortete Scheijian trocken. »Dachte ich nicht ähnliches von Euch?«

Die Worte gaben Tarrad viel Stoff zum Nachdenken; endlich fragte er: »Was führt dich in diese Gegend? Wird er sich hier offenbaren? Trotz allem mag ich nicht glauben, daß du dich seinen Vasallen anschließen willst«

Scheijian spuckte in den Staub: »Bei der Schönheit der Welt, welch bruderloser Gedanke!« Er entschied sich, Tarrad einen Teil der Wahrheit zu erzählen: »Ich

suche eine Priesterin der Zwillinge, die vermißt wird. Sie muß an diesem Ort gewesen sein, denn man fand etwas aus ihrem Besitz bei einem Mann, der sich hier aufgehalten hat. Es gibt jemanden, der sich um sie sorgt. Wie Ihr bemerkt, gehe ich gelegentlich auch anderen Geschäften nach.«

»Eine eurer Priesterinnen?« entgegnete Tarrad. »Wie merkwürdig, ich sah eine vor nicht allzu langer Zeit und wunderte mich, da sie sich so weit von eurer Insel entfernt hatte.«

»Mit Zöpfchen und sehr blauen Augen? Ihr müßt sie dieser Tage gesehen haben, doch die meine ich nicht«

»Dann scheint es zwei zu geben. Denn die, von der ich rede, hatte kurzgeschorenes Haar, auch sah ich sie nicht hier, sondern in Kuslik, vor einigen Monden.«

»In Kuslik?« rief Scheijian aus. »Wo?«

Tarrad zuckte die Schultern: »In einer Straße ohne Besonderheit. Die Priesterin fiel mir auf, weil sie einen ungewöhnlichen Anblick bot in diesem Teil der Welt, doch ich habe nicht weiter auf sie geachtet«

»Ich fürchte, Meister Tarrad«, stellte Scheijian fest, »Ihr werdet meine Gesellschaft noch für einige Tage ertragen müssen, da wir denselben Weg haben.«

Zwei Tage dauerte die gemeinsame Reise, dann war Tarrad bei Scheijians Erwachen verschwunden. Sein ehemaliger Schüler mochte es ihm nicht verdenken.

Also legte er seinen Weg nach Norden allein zurück, durch das strauchige leere Land des südlichen Lieblichen Feldes mit seinen langhörigen halbwilden Rinderherden. Bisweilen, wenn man ihm vertraute, nahm ihn jemand auf seinem Gefährt ein Stück mit, da man in dieser gefährlichen Gegend einen zusätzlichen Begleiter zu schätzen wußte, bisweilen gab man bei seinem Anblick den Tieren aber einfach die Peitsche. In den seltenen Dörfern begegnete ihm allerlei Volk auf dem Weg nach Süden, häufig ein Menschengeschlag mit wieselflin-

ken harten Augen, mit überzeugtem Brustton und raschen Entschlüssen, ein Menschenschlag, der niemals zögerte, der immer recht hatte (oder zumindest so tat), den nur *eins* interessierte, der nur *einen* Glauben hatte und nur *eine* Philosophie kannte: die des schnellen Goldes im aufblühenden Süden des Horasreichs.

Hinter Methumis, wo es tatsächlich eine Bunte Mauer gab, so wie Scheijian sie Querinia vor fast vergessener und doch unheilvoll gegenwärtiger Zeit geschildert hatte, schloß er sich fünf Glasbläsergesellen auf der Walz an. Ihr Ziel war Grangor, die Inselstadt ganz im Norden des Landes. Sie hatten es eilig, dorthin zu gelangen, da aus dem Osten wilde Gerüchte von den aufsässigen Landarbeitern drangen. Es hieß, sie rüsteten sich, nach Vinsalt zu marschieren, was ein Weiterkommen nach Grangor auf diesem Weg unmöglich gemacht hätte, eingezwängt zwischen dem Mob der Aufständischen und den heranrückenden Söldnern der Kaiserin.

Es machte sich gut, gemeinsam zu reisen, auch wenn die Gegend jetzt ihre Ödnis verloren hatte. Dorf reihte sich an Dorf. Für eine Weile entkam Scheijian der Einsamkeit dessen, der nie der sein konnte, der er war. Er trennte sich in Arivor von den Handwerkern, da sein Ziel im Westen lag. In diesen Tagen der Wanderschaft litt er unter der Speise des Landes, denn was vorgab, süß zu sein, war nie wirklich süß, was behauptete, scharf zu sein, erschien ihm fad. Man aß hier völlig anders als auf Maraskan. Bisweilen schaute er zurück. Er war sich sicher, daß die Priesterin Ishajid ihm folgte und in der Nähe war, und fragte sich, ob sie wohl bemerkt hatte, daß er für einige Stunden ein anderer gewesen war. Doch er sah sie nie.



Innerer Kreis II

Eine spannende Frage ist die nach der Gestalt der Götter. Ich meine damit nicht jenen Teil, den wir nicht verstehen können, sondern die Gestalt, unter der sie verehrt werden. Etwa den Jaguar mit dem unaussprechlichen Namen, den die Mohas als ihren Gott verehren, oder die bekannten Gestalten der Zwölfgötter, also Firun den Bären, Peraine die Störchin oder Rondra die Löwin. Ich fragte einmal Raschid, ob er sich vorstellen könne, daß es auf einer der abgelegenen Inseln des äußersten Südens ebenfalls rondratreue Kämpen geben könne. »Was spricht dagegen?« fragte er mit seinem üblichen Mißtrauen, wenn ich ihn mit einer für ihn nicht gerade naheliegenden Frage überfiel.

»Es gibt dort keine Löwen, sie wissen nicht einmal, was Löwen sind«, erklärte ich ihm.

»So?« sagte er. »Aber Rondra ist überall, das ist gewiß!«

»Sicherlich«, lenkte ich ein, »aber wenn sie von der Göttin kein Bild haben, wenn sie sie sich nicht vorstellen können, wie sollen sie sie dann verehren? Jeder Herrscher, jede Fürstin lassen ihr Abbild auf Münzen schlagen, damit die Untertanen wissen, wer sie regiert. Doch wenn man nur von der Leuin hört, ohne zu wissen, was eine Leuin ist, was tut man dann?«

»Jetzt, da du es sagst...«, brummte Raschid. »Ich meine gehört zu haben, daß man auf diesen Inseln überhaupt nicht rondragerecht kämpft. Stell dir vor, statt mit dem hehren Stahl und deiner, nun ja... nicht ganz so hehren Magie kämpfen sie mit Gift! Sie bewer-

fen sich gegenseitig mit Schlangen, mit giftigen Schlangen, die sich im Körper des Getroffenen festbeißen und ihn jämmerlich zu Tode bringen!«

»Furchtbar!«

»Ja, furchtbar, und ganz und gar nicht im Sinn der Leuin!«

»Aber seltsam.«

»Wieso seltsam?«

»Nun«, erklärte ich, »gilt nicht die Schlange als Sinnbild Hesindes? Wenn sie also mit Schlangen nacheinander werfen, heißt das dann nicht, daß sie sich gegenseitig mit Weisheit erschlagen?«

»Scheijian!« mahnte er mich mit sichtlichem Unbehagen. »Gift- und Würgeschlangen gelten gemeinhin nicht als Sinntiere der Weisen Göttin!«

»Ja, Raschid«, setzte ich nach, »jetzt stell dir aber eine winzige Insel vor, auf der es keine Löwen gibt und keine einzige Schlange, die nicht giftig wäre. So etwas muß es geben, bei uns zu Hause sind nicht einmal die Käfer harmlos.«

Finster funkelnd und mit einem Gesichtsausdruck, der zeigte, daß er ab sofort gegen jedes weitere Argument taub sein würde, beendete Raschid den Disput:

»Du schwatzt, Scheijian, du schwatzt!«

Nichtsdestotrotz finde ich die Frage spannend, und wäre ich ein Zwölfgöttergläubiger, so wäre es eine offene Frage, ob ich statt Boron oder Tsa nicht Bruder Phex als verehrungswürdigste Gottheit erwähnen sollte. Das hängt damit zusammen, daß für uns Maraskaner Phexens Gestalt nicht die eines Fuchses ist, sondern die eines Mungos.

Eine Bauernlegende erzählt von der Zeit, als die Zwölfgeschwister sich noch nicht getroffen hatten und sich gegenseitig fremd waren. Man sieht daran, daß es eine Legende sein muß, denn bekanntlich sammelte Rur die Geschwister um sich, bevor er den Weltendiskus warf. Zu dieser Zeit jedenfalls war Phex nicht mehr

als der kleine Bruder Rondras. Seine mächtige Schwester lenkte zwar die Schlachten, ihrem kleinwüchsigen Verwandten überließ sie aber den Kampf der einzelnen. Als sich unter diesen jedoch die ersten echten Helden und Reckinnen fanden, geschah etwas in vielen Familien Verbreitetes, daß sich nämlich die große Schwester plötzlich brennend dafür interessierte, was sie ihrem kleinen Bruder bisher bereitwillig überlassen hatte, daß sie sich allmählich immer stärker in seine Domäne einmischte und diese endlich ganz für sich vereinnahmte.

So kam ein Tag, da der tapfere kleine Phex mürrisch und unzufrieden durch die Wälder strich und Hesinde traf, die sich ewig windende Weisheit, die er noch nicht kannte. Wie es die Art des kühnen Mungos ist, stellte er sie zum Kampf, besiegte sie und verschlang sie. Doch da Hesinde Hesinde war, trug sie keinen Schaden davon, und Phex mußte sie wieder von sich geben. Die Legende erzählt, daß beide von diesem ersten kämpferischen Zusammentreffen etwas übrigbehalten haben, Hesinde die Beharrlichkeit des Mungos, Phex die List der Schlange.

Für uns Maraskaner ist deshalb Bruder Phex nicht nur der Herr der Diebe und Händler, sondern auch der des listigen Kampfes, der schleichende Räuber und Richter der Nacht, damit also zwangsläufig der Gegenbruder Praios'. Diese Geschichte sollte man nicht unbedingt einem bigotten Geweihten Rondras oder Praios' erzählen, da sie in ihrer Engstirnigkeit nie zugeben, wie sehr die beiden mit Phex verwandt sind. Sie haben es vorgezogen, aus Praios den despotischen Fürsten der Zwölfe zu machen, obwohl er doch nur der gramvollste Diener Rurs ist, ihrer aller Cherkak und Harani. Was ich damit sagen will? Ich weiß es selbst nicht. Es ist so: Obwohl ich mich oft genug im Schatten Borons bewegte, hat mein eigener Tod einen bleibenden Eindruck bei mir hinterlassen. Ich rede nicht gern darüber.

Etwa einen halben Mond bevor man daheim das Neue Jahr feierte, erreichte ich Kuslik. Diese Stadt ist etwa so groß wie unsere vier Städte Jergan, Boran, Tuzak und Sinoda zusammen, aber es war beeindruckend, wie vergleichsweise still sie trotzdem war. In Tuzak reicht es, von einer Seite des Marktes bis zur anderen zu gehen, und man ist ein intimer Kenner der Lebensgeschichte von mindestens fünf Familien. Über die schwatzhaften Jerganer sagt man gar, man bekomme auf einer vergleichbar langen Strecke zusätzlich noch die Flottenpläne unserer kaiserlichen Freunde als Dreingabe. Selbstverständlich übertreiben die Tuzaker damit, da die Königs- und die Fürstenstadt einander noch nie hold waren.

Zwei Tage lang lief ich schon durch Kuslik und hatte mich nach der vermißten Priesterin Xanjida sowie unauffällig nach Boromeo Wulweshjoden umgehört. Mir war schleierhaft, welcher Art die Verbindung zwischen den beiden sein mochte, und wie er an ihren Diskus gekommen war. Daß ich überhaupt in Kuslik Nachforschungen nach ihm anstellte, lag an einer abfälligen Bemerkung eines der Glasbläser, der ich entnommen hatte, daß es rege Handelskontakte zwischen der Herrscherin Kusliks und der Rabenstadt zu geben schien. Offenbar traf man gelegentlich Alanfaner in der Stadt. Ob Wulweshjoden jemals in Kuslik gewesen war, konnte ich zwar nicht erfahren, hin und wieder stieß ich jedoch auf jemanden, der sich an die ›Tulamidin‹ in dem grauen Gewand erinnerte, das sich bei näherem Hinsehen als recht bunt erwies, und auch an das fließende Durcheinander aus Tulamidya und Garethi, das sie sprach.

»Bruderschwester, wo finnza Fremdjisch chira ein gutsteres Tavem'uuzak madjiun?« (»Bruderschwester, wo finde ich Fremdling einen Ort, wo ich gut trinken und speisen kann?« – unser Maraskani!)

Viel hatte ich daraus nicht gelernt, nur daß sie sich ir-

gendwann zwischen dem letzten Herbst und diesem Frühjahr hier aufgehalten hatte. Das hatte mir schon Tarrad erzählt. Wohin die Priesterin anschließend gegangen war, stand in den Sternen. Solange ihr Weg nur durch den zufälligen Wurf ihres Diskus bestimmt worden war, kam jede Richtung in Frage, selbst eine Rückkehr in den Süden. Somit schien es, als hätte ich völlig umsonst diesen Umweg über Kuslik gemacht. Allerdings erfuhr ich bei den Erkundigungen auch, daß sich Ishajid in der Stadt aufhielt, *doch* das wunderte mich überhaupt nicht.

Obwohl ich mir während des Rauschs in Neetha einen Besuch fest vorgenommen hatte, hielt ich mich wohlweislich fern von der Halle der Antimagie und der Halle der Metamorphosen. Diese Nordländer werden immer so argwöhnisch, wenn sie kein Gildenzeichen sehen, obwohl das im Süden nicht gerade selten ist, und wenn hinzukommt, daß der Magus weder das traditionelle Reisegewand noch den spitzen Hut trägt, dann allemal. Statt dessen wollte ich den Tempel Hesindes aufsuchen, um herauszufinden, ob man dort etwas über das verflixte Gebräu wußte, das ich mir zusammengesetzt hatte, und auch weil mich der Gedanke mit dem Erinnerungszauber immer noch beschäftigte.

Ich habe es mir zur Gewohnheit gemacht, solche Orte nicht unvorbereitet zu betreten und zuvor einen sehr nützlichen Zauber zu wirken, der meine astrale Aura stark abdämpft. Man mag sich vorstellen, von wem ich ihn gelernt habe, aber es stimmt nicht. Schwester Hesinde läßt sich durch diese Verschleierungsmagie zwar nicht täuschen, die Geweihten des Hesindekultes aber doch. Vermutlich könnten sie den Trug mit wenig Mühe durchschauen, aber es ist *eine* Sache, laut hemmzukrakeelen, wie viele Taler man im Säckel hat, bevor man den Markt in Tuzak betritt, eine *andere*, ruhig darüber hinwegzuschlendern und erbittert um jeden Kreuzer zu feilschen und zu jammern.

Im öffentlichen Teil der Tempelbibliothek traf ich Is-hajid. Ich sah sie zum ersten Mal bewußt im Tageslicht: sehr helle Haut, dunkelbraune Haare, die besagten blauen Augen, eine schmale Nase, die sanft zu den Wangen hin abfiel wie ein flaches Zelt sowie kräftige Hände. Durchaus attraktiv war sie, jedoch hatten ihre Brauen genau jenen Schwung, von dem bekannt ist, daß er auf Launenhaftigkeit und geringe Herzlichkeit schließen läßt. Charakterzüge, die ich weder bei Brüdern noch bei Schwestern mag.

Ich trat zu ihrem Lesepult, und trotz meiner unbedeutenden Kenntnisse der alten Sprache erkannte ich, daß sie sich mit einer Fibel des Bosparano beschäftigte. »Du hast lange gebraucht, um hierherzufinden«, begrüßte sie mich, »aber da du hier bist, weißt du ja, daß die Priesterin ebenfalls in diesen Räumen weilte.« Das wußte ich zwar nicht, wollte es allerdings nicht eingestehen. »Kannst du dir vorstellen«, fuhr sie fort, »was sie veranlaßt haben mag, die Bibliothek des Hesindetempels aufzusuchen, um Bosparano zu studieren? Sie ist mehrmals hier gewesen.« Ich verneinte und erklärte ihr, daß es mir allenfalls mit viel Schweiß und im Zustand höchster Erleuchtung möglich sei, im Lauf eines Tages ein paar Brocken dieser einstigen Kultursprache zu verstehen. Ich fragte sie, wie es mit ihren Kenntnissen darin bestellt sei. Wie sie sagte, ganz gut.

»Morgen geht ein Schiff«, erwähnte sie. »Du wirst kaum umhinkommen, es mit mir zu teilen.«

»Welches Schiff und wohin?«

Sie lächelte mich an: »Ach so, das weißt du nicht? Sie nahm ein Schiff nach Norden, nach Salza in Nostria,«

Es ärgerte mich außerordentlich, daß diese Mijran-Klette soviel mehr wußte als ich, aber ich war das Versteckspiel leid, also willigte ich ein, fürderhin gemeinsam mit ihr zu reisen. »Doch noch vor Salza ist die Stadt Nostria mein Ziel«, warf ich ein.

»Warum?« fragte sie.

Offenbar wußte auch sie nicht alles, stellte ich befriedigt fest und grinste wortlos. Ein kleinmütiger Triumph.

Im Rondramond herrscht in Kuslik ein reges kulturelles Treiben. Allenthalben trifft man auf Mimen, Possenreißerinnen, Komödianten, Tänzerinnen und Barden, die im Freien, an kleinen Orten oder in großen Theatern ihre Kunst darbieten. Da ich mich selbst gern am hesindialen Treiben ergötze, sah ich mir nach Verlassen der Bibliothek, die mich nicht weitergebracht hatte, eine Vorstellung des Theaters ›Ränkesang‹ an. Sie handelte von einem reichen Stößel, der unverständlicherweise wegen einer Liebschaft von seinem Vater enterbt worden war. Statt sich nun aber mit seiner Liebsten, derentwegen ihm das schließlich widerfahren war, kräftig ins Zeug zu legen, verschwand er nach Vinsalt und wurde Tagelöhner in einer Garküche. Wie zu erwarten, stellte sich der reiche Junge entsprechend dusselig an. Unterdessen war ihm seine Geliebte Bellarita mit ihrer Freundin Selinda, einer Magistra (der im Laufe der letzten Zeit bestimmt nicht nur *ein* Hellsichtzauber folgenschermaßen mißlungen war und die darüber hinaus noch eine durch und durch falsche Person war) in Männerkleidung hinterhergereist. Es gab ein Verwirrspiel um einen Ritter Rondravio, der sich in die Bellarita verliebt hatte und den vergleichsweise selbst der gute Raschid mit kaltlächelnder Scharfzüngigkeit in Grund und Boden argumentiert hätte, sowie um eine Fischbaroneß, für die sich zwischendurch sowohl das Jüngelchen als auch ein wortkarger Kaufmann erwärmten. Zugeben, sie war keine Baroneß, sondern nur eine einfache Fischhändlerin, aber kein Fischweib würde derartig aufgetakelt herumstolzieren. Rätselhaft war mir das allgemein einsetzende Gejohle nach Butterbirnen bei ihrem ersten Auftritt – es war wohl ein Kusliker Ritus. Über diese Butterbirnen entglitt mir jedenfalls der Handlungsfaden, so daß ich nicht mehr begriff,

warum plötzlich alle hinter dem Jungen her waren. Vielleicht weil seine Garküche die letzte verbliebene in Vinsalt war.

Nun mischte auch noch ein schurkischer Weibel mit, vor dem sich alle fürchteten, selbst der Ritter, und gerade, als es so aussah, als würde bald ein allgemeines Hauen und Stechen einsetzen, entwirrte sich dieses undurchschaubare Knäuel: Alle fanden so zueinander, wie es ohnehin vorgezeichnet gewesen war, und der Garküchenbube bekam seine Bellarita, die er doch auch gleich hätte haben können, ohne jemals nach Vinsalt zu reisen.

Dieses grauenhafte Stück wäre vielleicht gerettet worden, wenn die Akteure zwischendurch andere Handlungsmöglichkeiten erläutert hätten, oder auch durch einen längeren Monolog am Schluß. Der Junge hätte etwa darauf bestehen können, daß er die Garküche der Tyrannei des Vaters vorzog, der Kaufmann erklären müssen, warum er seinen Nebenbuhler nicht einfach vergiften ließ – oder der Ritter hätte den Kaufmann erschlagen, aus Reue sein Hab und Gut verschenken und selbst Garkoch werden können. Mir mißfiel das Stück außerordentlich. Ich halte es mehr mit den allgültigen Gesetzen Dschindzibers von Cavazoab:

Wahre Kunst drückt die Dichotomie der Welt aus und ist rätselhaft wie die Schöpfung Rurs. Oder so ähnlich.

Nach der Aufführung und immer noch unter der Wirkung des Zaubers, der meine Aura verhüllte, zog ich mit einer ausgelassenen Gruppe durch die Schenken Kusliks. Man hat manchmal ein sonderbares Gefühl, und bei mir wurde es im Lauf des Abends immer stärker, der Eindruck nämlich, daß mir jemand folgte. Ich achtete deshalb darauf, wer mit uns aufbrach und am gleichen Ort einkehrte. Als ich mir ziemlich sicher war, stellte ich einen Weißblonden mit weit auseinanderstehenden Augen zur Rede. Er behauptete, nicht zu wissen, wovon ich spräche. Ich erklärte, *ich* wisse es

dagegen um so genauer, und erwog bereits, dafür zu sorgen, daß dieses Hinterherschleichen ein Ende nähme – nein, kein endgültiges, nur ein zeitweiliges –, da meinte er: »Ihr seid ein hübscher Mann!« Und ließ mich stehen. Auch eine Erklärung. Um aber sicherzugehen, wechselte ich alsbald die Gesellschaft, schloß mich einer anderen Gruppe an und wechselte sie abermals. Ich achtete so sehr darauf, ob uns jemand folgte, daß mir etwas anderes entging. Bis ich schließlich einschlief, was weder an der Müdigkeit noch am Wein lag.



Im Innern der Steppe von Kuslik

Als Scheijian erwachte, lag er fast nackt auf einen Tisch gefesselt, einen Knebelstab zwischen den Zähnen. Er hörte Stimmen, die manchmal beinahe zeitlos langsam sprachen, ein andermal mit koboldischer Schnelle, sah Gestalten, die wuchsen und schrumpften. Sie standen um ihn hemm. Als seine Benommenheit etwas nachgelassen hatte, erkannte er in ihnen die beiden Frauen und die drei Männer, mit denen er zuletzt getrunken hatte. Er sah zwar ihre Gesichter nicht, die von Masken verhüllt waren, erkannte sie aber an ihren Gewändern. Erwartungsvoll und aufgeregt hüstelnd und mit ihrer Kleidung raschelnd, schauten sie auf ihn nieder.

Eine sechste Person stand bei ihnen, ohne Larve. Die Schädelwölbung des Mannes war kahl, doch sein restliches aschblondes Haupthaar hing ihm offen hinab bis zur Brust. Über einem roten Untergewand trug er eine halbgeschlossene lange Robe, silbern bestickt mit den magischen Zeichen des Geistes und der Macht, das Gewand eines Beherrschers.

»Nun, da dieses Exemplarum wieder zur Besinnung gekommen ist«, sprach er zu den anderen, »mag die Demonstration zu Eurer Erbauung und vergnüglichen Ergötzung beginnen.«

Er fing an, eine Zauberformel zu rezitieren und preßte die Hand auf die Brust des Gefangenen. Schon nach der ersten Silbe bäumte sich Scheijian auf und zerrte wie besessen an seinen Fesseln. Er beherrschte diesen borbaradianischen Zauber ebenfalls, auch wenn er ihn nie am lebenden Objekt praktiziert hatte, und

wußte, was er bewirkte. Er würde ihn von all seinen Sinnen trennen, würde ihn einschließen in sich selbst, und dort, ganz drinnen, würde er nur noch das vorfinden, vor dem er sich am meisten fürchtete.

Und warum sollte das geschehen? Zum Spaß. Nur zum Vergnügen würde diese Gesellschaft mitanhören, wie er seine Ängste hinauskreischte, nur zur Belustigung würden sie beobachten, wie sich sein Gesicht vor Furcht verzerrte, nur zur Unterhaltung würden sie miterleben, wie sein Verstand immer mehr der Wirklichkeit entfloh und in die dunklen Gemäuer des Wahnsinns verschwand. Wie Kinder, die einem Käfer die Beine ausrissen, nur zum Spaß.

»Verflixt!« knurrte der Beherrscher mit einer steilen Falte auf der Stirn, als sein Spruch keine Wirkung zeigte, und starrte böse auf sein doch nicht so gefügiges Opfer. Unwilliges Murren erhob sich, er verbeugte sich. »Verzagt nicht, mein hochgeschätztes Publikum. Ihr habt mich reichlich entlohnt, ich werde Euch nicht enttäuschen.« Abermals berührte seine feiste Hand Scheijians Brust, und dieses Mal gelang der Zauber.

Es nutzte dem Opfer nichts, daß es wußte, was geschah und noch geschehen würde, denn von einem Herzschlag zum nächsten war das, was gerade noch existiert hatte, nicht mehr vorhanden und vergessen, gab es nur noch den wirklich gewordenen Traum...

Wo war er? Wie war er hierhergekommen? War er jemals an einem anderen Ort gewesen? Scheijian orientierte sich: Ein kaltblauer sonnenloser Himmel spannte sich über der Stadt, er war zurück in Al'Anfa. Die Stadt schien leer zu sein, der Boden war knietief bedeckt mit grauem Staub, der wie eine dünnflüssige und doch träge Brühe unter seinen Schritten aufschwappte und gleich darauf wieder erstarrte. Kein Vogel flog am Himmel, kein Wind wehte, kein Geräusch war zu hören, nichts bewegte sich. Tausende leerer Fensterhöhlen

schienen ihn genauestens zu beobachten, dunkle Türöffnungen wirkten einladend wie aufgerissene Rachen. Kalter Schweiß stand ihm auf der Stirn, seine Bewegungen waren fahrig. Etwas wartete hier, das wußte er, und noch spielte es nur mit ihm, doch sobald er achtlos würde...

Er kämpfte gegen die aufsteigende Panik an: Wenn der Traumbruder beschlossen hatte, daß sein Tag gekommen war, dann könnte er nichts daran ändern, das war der Lauf der Welt! Ein seichter Trost. Mit einem unguten Gefühl trat er zu einem gelbblättrigen Strauch mit geruchlosen blauen Blüten und riß eine Gerte ab, eine vielseitige Waffe in kundigen Händen. Doch der Zweig zersplitterte ihm spröde zwischen den Fingern, und als Scheijian wieder auf den Strauch blickte, sah er aus wie zuvor. Nichts hatte sich verändert.

Ein rastloses Drängen bestimmte seinen Weg, führte ihn dorthin, wo das Heim der Gordovanaz lag. Er durchschritt den unbewachten Eingang, ging über die Höfe zum verlassenen Sklavenhaus, das nie bewohnt worden war, schaute in Nestorios Kammer, in der nie jemand etwas an die Wand gemalt hatte, in den Geräteschuppen, den er nie mit jemandem geteilt hatte. Scheijian erinnerte sich dunkel, daß er schon früher hier gewesen war, aber auch damals hatte er alles vorgefunden wie jetzt: leer und verlassen, nur bedeckt von tiefem graußigen Staub, es hatte nie etwas anderes gegeben.

Er fühlte sich einsam und schrie kummervoll auf, aber der einzige Mensch der Welt hörte nicht einmal den eigenen Schrei. Gleichzeitig stieg eine Beklommenheit auf, die ihn davor warnte, auch nur noch einen einzigen Ton von sich zu geben. »Warum?« fragte er stimmlos in der Sprache Maraskans. »Niemand kann mich hören, nicht einmal ich selbst!« Dann schrei! befahl der Zwang, dann schweig! Schrei! Schweig! Schrei! Schweig! dröhnte es.

Er stürzte zum Herrschaftshaus, ohne zu wissen, weshalb, denn es würde genauso leer sein wie alles andere. Er täuschte sich, denn am Ende des langen Ganges, an dessen Wänden bilderlose Rahmen hingen, lag der Speiseraum. Er war um ein Vielfaches größer, als Scheijian es in Erinnerung hatte, und ging über in einen blutroten Schlauch, der bis zum Horizont reichte. Hier warteten Boromeo, Marno, Alrisca und Sica. Sie lagen da, wie er sie verlassen hatte. Sie waren nicht tot, aber auch nicht lebendig. Sie waren völlig vertrocknet.

»Leiste uns Gesellschaft, Vietnameser!« lud ihn Boromeo ein. Er wandte den Kopf, der immer noch auf dem Teller lag, und starrte ihn aus stumpfen Augen an.

»Bei der Schönheit der Welt!« ächzte Scheijian.

»Schönheit?« spottete Marno vom Boden her und stieß ein glucksendes Lachen aus. Er nuschelte, da ihn der abgebrochene Dolch im Rachen behinderte.

Scheijian stimmte ihm zu: die Welt war nicht schön.

»Komm her!« lockte Sica.

»Komm selbst!« forderte Scheijian unsicher.

»Es ist nicht möglich, Tsas Bewegung!« erklärte Alrisca bissig.

»Wer ist Tsas?« fragte Boromeo.

»Wer ist Marno?« hallte Marno.

»Leben und Tod, Stillstand und Veränderung«, stammelte Scheijian, ohne sie aus den Augen zu lassen. Er hatte wohl bemerkt, daß sie sich veränderten, wenn er nicht hinschaute, auch wenn er nicht genau sagen konnte, wie dies geschah. Aber sie taten es. Sie waren darin nicht anders als der lange rote Schlauch am Ende des Raumes, der rhythmisch pulsierte, sobald er anderswohin blickte.

»Liva?« rief die vertraute Stimme. Er wandte sich um und sah Querinia aus der Tiefe der Röhre kommen, eine frische Peitschenwunde im Gesicht, aus der einen Augenöffnung spritzte Blut.

»Du mußt vollenden, was du begonnen hast«, sagte

sie, packte seine Hand, in der plötzlich die Nadel lag, führte sie sich vor das Gesicht und stieß sie sich tief ins andere Auge.

»Das habe ich nie getan!« schrie Scheijian und taumelte rückwärts.

»Aber gewollt!« behauptete das vertrocknete Quartett.

Das augenlose Mädchen flüsterte: »Ich komme nicht fort von hier, wenn du es nicht zu Ende bringst. Du mußt es tun. Ich habe dir immer vertraut, Liva, bitte.« Schwarze Tränen flossen aus den beiden dunkelroten Kratern unter ihren Brauen.

Sie drückte ihm die Peitsche in die Hand, entfernte sich einige Schritte weit, hob die Arme, um deren Handgelenke sich aus dem Nichts Riemen schlangen. Wieder stand sie gefesselt da, und alles wiederholte sich: Scheijian nahm Anlauf, Marno rief etwas, er fuhr verwirrt herum, das Leder knallte. Er schaute nicht hin, da er genau wußte, was er sehen würde.

»Das reicht nicht!« hörte er Querinia winseln. »Du mußt es abermals tun.«

»Wie oft noch?«

»Solange der Weltendiskus fliegt!« hörte er Marno frohlocken, während der Arm mit der Peitsche sich schon wieder hob.

Scheijian versuchte, die zum Schlag erhobene Hand herunterzureißen, erfolglos, denn die Peitsche bestimmte, was geschah. Mit beiden Händen zerrte er an ihrem Stiel, doch trotz aller Anstrengungen konnte er nichts gegen das Knallen und anschließende Wimmern tun. So ging es fort und fort: Wie an Fäden geleitet, schritt er zurück, nahm Anlauf, schlug. Die Peitsche knallte, und Querinias Haut platzte auf, wo er sie traf.

So bin ich doch noch ein Sklave geworden, dachte er in Ohnmacht, Verzweiflung und plötzlich aufbrandender Wut. Aber ich muß diese Sklaverei nicht teilen.

Eine lange Flammenzunge sprang von seiner freien

Hand und verbrannte das Mädchen zu Asche. »Schwester Tsä mit dir!« sagte er düster, während der zuckende Schlauch des Speiseraums rasch zu normaler Größe zusammenschnürte. Er faßte die vier Gestalten ins Auge:

»So hat Rur die Welt nicht geschaffen! Und das hätte ich gleich tun sollen!« Er deutete auf den ledrigen Kadaver Marnos, und auch dieser ging in Flammen auf, verbrannte und war doch gleich darauf wieder unverändert.

»Wie dann?« fragte der Ledrige hämisch.

»Nicht uns zur Qual und Verzweiflung, sondern schön und vollendet«, beharrte Scheijian, obwohl ihm die Worte falsch in den Ohren klangen.

»Man hat ziemlich kindische Träume, nicht war, mein Bester?« mischte sich Sica ein. »Man faselt von den Göttern, gar von Rur, den es nie gab und der dennoch seine Schwester Gror schändete und seinen Bruder Gror erschlug.«

»Das tat Rur?« hauchte Scheijian. Es klang plötzlich sehr glaubwürdig für ihn.

»Das tat Rur!« bestätigten sie allesamt.

Scheijian sackte in sich zusammen: Nun wunderte es ihn nicht mehr, daß die Welt häßlich war, denn was konnte man anderes erwarten von einer Schöpfung, die aus Geschwistermord entstanden war? Also gab es niemanden, der den Weltendiskus fangen würde, denn Rur hatte ihn geschaffen und gleich zum Unrat geworfen. Aber es gab doch Tsä!

»Tsapperlapapp!« höhnte Boromeo. »Nur dazu da, daß niemand auf dem Flug zum Misthaufen entkommt. Sie ist die große Wärterin, verstehst du? Deshalb die fortwährende Wiedergeburt, es ist alles nur ein großes Gefängnis. Ein Scherz sozusagen, ein Instrumentarium der Pein, sinnlos und beliebig, doch sinnvoll in der Qual. Außerdem existiert Tsä ohnehin nicht. Sie ist nur ein Prinzip, eine Matrix im Astralen, eine Art Bannspruch, vor dem es kein Entkommen gibt. Nur du allein existierst, niemand sonst«

»Ihr lügt!« brüllte ihr Mörder, der sie mit tränenden Augen kaum noch erkannte, und rannte aus dem Haus. Es gab Tsa, er würde es beweisen, indem er eines ihrer Geschöpfe fand und befragte! Vor einem Blumenbeet, todlos verdorrt, ließ er sich zu Boden fallen und wühlte in Staub und Erde. Es mußte hier doch ein Würmchen oder einen Käfer geben. Es gab sie immer, sei's auch nur einen einzigen!

Doch nicht hier.

Gut, dachte er entschlossen. Dann werde ich Tsa selbst finden! Er nahm seinen Dolch, richtete die Spitze gegen die Brust und stieß sie hinein. Der Schmerz war heftig, doch ohne Folgen. Er zerrte den Dolch wieder heraus, setzte die Klinge an den Puls und schlitzte sich die Adern auf. Nur ein paar Tröpfchen flossen, dann war der Strom versiegt und die Wunde verschwunden.

»Der Stahl lügt!« tobte er und rannte die Treppe zum Dachgarten hinauf, um sich hinabzustürzen.

»Liva-Liva?« erklang Boromeos Stimme als er oben war. »Schon vergessen? Leben ist Bewegung!«

Stocksteif und völlig gelähmt kippte Scheijian nach hinten. Er lag auf den Fliesen des Daches und starrte in das wolkenlose Blau. Wenn man ihn hindern wollte, Tsa zu erreichen, dann war dies Beweis genug. Mühsam rollte er sich zur Dachkante und wälzte sich über den Rand.

»Nicht tief genug!« urteilte er, nachdem er aufgeschlagen war, und machte sich auf dem Bauch schlängelnd an den langen Aufstieg zu einem geeigneteren Ort.

Man könnte sagen, daß Jahre vergingen, bis er den unfäßbar weiten Weg zur schwarzen Spitze des Rabenfelsens zurückgelegt hatte, des Berges, der wie ein großer Vogel aussah. Doch da der Tag nie endete und die Jahreszeit nie wechselte, war der Weg einfach nur lang. Von der Spitze des Felsens, der schon so vielen das Ende der Welt bedeutet hatte, von der schon so viele zur höheren Ehre Borons gestoßen worden waren, ließ er sich hinab-

fallen. Und selbst wenn mich diese Tür nicht an mein Ziel führt, so doch irgendwohin! dachte er im Flug. Wasser spritzte auf. Er war nicht zerschmettert, er war einfach ins Meer gefallen. Bewegungsunfähig sank er nach unten. Das Wasser war völlig klar, nichts schwebte, nichts trübte. Warum nicht? dachte er und öffnete den Mund, um zu ertrinken. Das hereinströmende Wasser ließ ihn japsen und zappeln und beendete die Lähmung. Keuchend tauchte er auf und kroch ans Ufer. Der wäßrige Tod war ihm offenbar verwehrt. Er verließ die öden Klippen, stapfte in die leere Stadt, besorgte sich ein Seil, warf es über einen Mauervorsprung, zerrte es fest, kletterte an der Mauer hoch, steckte den Kopf in die Schlinge und stieß sich ab.

»Das wird dir auch nichts nutzen!« behauptete eine Stimme, als er am Strang baumelte. Scheijian strampelte, bis er sich in die Richtung gedreht hatte, aus der er die Worte gehört hatte.

Mitten in Al'Anfa sah er den Lilienthron Tuzaks, wie er ihn sich immer vorgestellt hatte: vier Terrassen, jede Stufe von kleinen Säulen gestützt, geschmückt mit Lilienblüten aus Elfenbein, Alabaster und Perlmutter, überwölbt mit blattartigen spitzen Bögen, von denen Girlanden aus Einbeeren hingen, die Rückwand eine vollentfaltene Blüte. Ganz oben saß Borbarad der Grimme, der Dämonenherr, auf dem Haupt die Krone der Könige Maraskans. Scheijian schnitt das Seil durch, an dem er hing, und da er gerade dabei war, sich selbst gleich noch die Kehle.

»Ich allein kann dir helfen, denn ich entkam diesem Kerker!« versprach der Gekrönte.

»Und deshalb kehrst du auch hierher zurück, wie? Sehr überzeugend, Dharzjinion Allvemichter! Außerdem habe ich doch erst begonnen«, antwortete Scheijian und spuckte nach ihm. Die Gestalt auf dem Thron veränderte sich beträchtlich: Stachel bohrten sich aus Rücken und Schädel, gelbliche Würmer wedelten

aus dem Mund wie die Ärmchen einer Seeanemone, die Augen wuchsen zu langen Stengeln, an deren Spitzen haarige braune Kugeln saßen.

»Nun, willst du mich dafür nicht erschlagen? Habe ich es mir nicht verdient?« verhöhnte Scheijian die widerwärtige Erscheinung. »Oder schlepp mich zu deinen Vasallen, an den Ort der ewigen Verzweiflung, damit ich von diesem grausigen Ort hier träumen kann, als dem schönsten, den es gibt, den Rur jemals schuf! Los, tu es, schenk mir diesen Traum und gib mir das Verlangen, zurückzukehren.«

Die Erscheinung verschwand.

»Er hat mich lange genug aufgehalten, der alte Schwätzer!« brabbelte Scheijian und setzte seine besessene Suche nach Tsa fort. Er schluckte jedes Gift, das er fand, verschlang Glassplitter, Keramik und alles, was scharf war, schlug sich mit Säbeln, Äxten und Steinen, spießte, schlitzte, würgte, drosselte und zerquetschte sich, und noch während er sich auf die eine Art meuchelte, plante er schon gierig die nächste und die darauffolgende Methode. Er hatte keine Zeit für Verzweiflung, denn nur sein Tod würde ihn zu Tsa der Lebendigen führen, und solange es noch einen unerprobten Weg zu ihr gab, wollte er ihn beschreiten! Er hatte die Zähne in dieses furchtbare Geschick geschlagen, und er würde so lange daran rütteln und schütteln, bis es sich ergab. Als er sich gerade zum zweihundertachtundsechzigsten Mal vergebens selbst getötet hatte, verlor der Zauber seine Macht über ihn.

Schwach wie ein frischgeborenes Kitz erwachte er auf dem Tisch, es war Tag, er war allein, die Fesseln hatten tief in seine Gelenke eingeschnitten, er stank furchtbar. Seine völlige Kraftlosigkeit rettete ihm das Leben, da sie verhinderte, daß er unverzüglich mit dem fortfuhr, was er zuletzt getan hatte, wozu ihn sein noch lange verwirrter Geist womöglich erfolgreich getrieben hätte.

Als sich der erste Schleier von seinem Verstand löste, hörte er neben sich ein tiefes Brummen. Mit großer Kraftanstrengung wandte er den Kopf zur Seite.

Auf dem Tisch neben seinem Gesicht war ein Käfer gelandet. Scheijian kannte seine Art nicht, und mühsam überwand er die angeborene Vorsicht eines Maraskaners gegenüber dem ihm unbekannten und möglicherweise giftigen Tier. Allerdings, so besann er sich, war er hier nicht zu Hause, hier waren die heimischen Käfer nicht bedrohlich. Er beobachtete das kleine Geschöpf. Seine Flügel waren grün-weiß gestreift, der restliche Körper glänzend rotbraun. Es hatte lange Bürstenfühler und Beinchen mit vielen spitzen Häkchen daran. Entschlossen unentschlossen krabbelte es auf dem Tisch, leise trippelnd. Wie zierlich es sich doch bewegte! War es nicht winzig, war es nicht gerade so klein wie Scheijians erstes Daumenglied, so unendlich leichter und zerbrechlicher als er und doch voller Leben? Soviel Leben vereint in kaum mehr als der Spitze eines Daumens! Wie unvorstellbar!

Nach dem vergangenen Alptraum erschien Scheijian dieser kleine Geselle als das Allerschönste und das größte Wunder, das er jemals in seinem Leben gesehen hatte. Er weinte und schluchzte vor Freude und dachte:

Tsa, wie gut erfüllst du deine Pflicht! Rur, welch strahlendes Geschenk hast du uns beschert! Sein Seufzen erschreckte den Käfer und ließ ihn davonfliegen. Scheijian sah es mit Bedauern.

Da es Tag war, flehte er zu Praios: »Sorgsamster Diener Rurs! Es ist allgemein bekannt, wie sehr es dich quält und schmerzt, auch nur einen halben Finger weit von Rurs Weisungen abzuweichen. Siehe, auch ich habe mich verpflichtet. Ich bin ausgezogen in dieses ferne Land, um Querinia das Unglück zu nehmen, das ich ihr bescherte. Auch wenn sie jetzt tot ist und alles sinnlos erscheint, so habe ich doch ihretwillen mein Wort gegeben. Laß mich nicht scheitern, laß mich nicht mit dem

Eindruck verenden, daß eine der Fragen des Seins lauten könnte: Wo ist sein Sinn?«

So bat und flehte er auf maraskanische Art, die manchen Geweihten des Praios als übelste Götterlästerung entsetzt hätte.

Die Tür öffnete sich, und ein junger Kerl mit Frettchengesicht betrat den Raum. Angewidert betrachtete er die stinkende und wirr plappernde Kreatur auf dem Tisch, der Geifer aus dem Mund schäumte. Als er ihr nahe kam, kreischte sie ein letztes Mal zuckend auf und erschlaffte. Das würde ihm einiges an Arbeit ersparen.

Er entfernte die Fesseln des Toten nacheinander von Händen und Füßen, wollte nach ihnen greifen, um den Körper vom Tisch zu zerren, als die Füße und Beine ungewein lebendig wurden. Erstaunt fiel er der Länge nach auf den eben noch sabbernden Körper, ohne recht zu begreifen, was da geschah und warum sich die Beine des anderen eng um seine Hüften schlangen.

Einem unbefangenen Betrachter wären die aufeinanderliegenden Menschen auf dem Tisch wie das Bild zweier Liebender erschienen. Doch ein Bild ist ein Bild, es kann zur Wirklichkeit werden oder die Wirklichkeit ersetzen, doch in sich selbst hatte es nur so viel Substanz wie ein einzelner farbiger Streifen Lichts, das ein Prisma bricht, und dieses Bild würde nie etwas mit Rahja oder Tsä zu tun haben.

Ein Schmerz schoß in den Rücken des Knechtes, als sich die umklammernden Schenkel des Mannes unter ihm in einen Schraubstock verwandelten und ihm die Nieren quetschten. Er versuchte, dem Schmerz durch ein jähes Aufbäumen zu entkommen, doch das verhinderten die Zähne des wiedererwachten Toten, die sich in seiner Gurgel verbissen hatten. Er war gefangen in zwei gegensätzlichen Arten der Pein, bei denen jeder Versuch, der einen zu entkommen, die andere verstärkte und die den Knecht blind machten, die ihn in Panik auf diese beißende, quetschende Klammer unter sich trom-

meln ließen, die ihn vergessen ließen, daß dieses Geschöpf mehr als nur zwei Beine hatte. Das Geschöpf namens Scheijian brachte ihm diesen Umstand qualvoll in Erinnerung, als seine Hände ihm gleichzeitig auf beide Ohren klatschten und die Trommelfelle zerrissen.

Beide Männer rollten vom Tisch und schlugen krachend auf dem Boden auf. Mit tanzenden bunten Ringen vor Augen entließ Scheijian den sprudelnden Hals aus den Zähnen, packte den Kopf des Widersachers und hieb ihn mit aller Kraft auf den Boden, bevor er ohnmächtig über dem Mann zusammensackte. Als er einige Herzschräge später wieder zu sich kam, griff er erneut nach dem Kopf, packte ihn, schlug ihn auf den Boden, wurde ohnmächtig, erwachte, schmetterte, verlor die Sinne, pendelte so lange zwischen bewußtlosem Zusammenbrechen und verbissener Mordgier, bis der Ton des aufschlagenden Schädels sich veränderte und kein Stöhnen mehr aus dem Mund kam. Eine denkbar scheußliche Art, jemanden vom Leben zum Tode zu befördern, doch Scheijian hatte viel Zeit zum Üben gehabt in den letzten Stunden und noch schrecklichere Todesarten an sich selbst vollzogen.

Eine halbe oder ganze Stunde lang lag er neben dem Leichnam, sah zur Decke, fragte sich, wo das Käferchen abgeblieben war, und hoffte, daß der Kleine während des Gerangels nicht unter ihnen zerquetscht worden war. Er wunderte sich darüber, daß niemand kam, denn der Kampfärm mußte weithin zu hören gewesen sein, es sei denn, das Gebäude und im besonderen dieser schandbare Raum waren geräuschkämpfend angelegt. Nur noch ein wenig Zeit, nur noch so viel, daß ich meine Kräfte wiedererlange, nur noch einen Augenblick! dachte er unentwegt. Er wurde erhört.

Im Vorzimmer fand er seine Kleidung. Nachdem er sie sich übergeworfen hatte, begann er die Suche nach dem Besitzer des Hauses. Er war eisern entschlossen, ihn zu finden und ihm den Garaus zu machen, ihm

jede schreckliche Phase dieses Zauberwahns heimzuzahlen, mochte es kosten, was es wollte. Auf Zehenspitzen huschte er von Raum zu Raum. Das Gebäude mußte einst aus zwei Häusern bestanden haben, die rechtwinklig zueinander gebaut und später zu einem vereinigt worden waren.

Es war still hier, so still, daß Scheijian fortwährend gegen den leise flüsternden Zweifel im Hintergrund seines Bewußtseins ankämpfen mußte: Nichts hat sich verändert, der Zauber dauert an, du bist immer noch in Al'Anfa!

Als er das Ziel seiner Suche fand, war er enttäuscht. Der Magier, der den Beherrschungszauber gewirkt hatte, lag, den Kopf über der Kante, rücklings auf dem Bett. Augen und Mund waren weit geöffnet, das Haar floß wie ein Katarakt zum Boden, wo es sich in einzelne aschblonde Rinnsale auflöste. Es war keine Frage, daß er nicht mehr unter den Lebenden weilte, doch woran war er gestorben? Scheijian untersuchte ihn genau, ohne einen Anhaltspunkt zu finden. Er hatte den Versuch, die Todesursache des Mannes herauszubekommen, schon aufgegeben, als er auf der grün-blauen Rautendecke des Bettes ein Haar fand. Er hielt es gegen das Licht. Es war blond, aber nicht aschblond, sehr viel heller, fast weiß.

Schritte kamen die Treppe herauf. Rasch drückte sich Scheijian hinter die Tür, hielt den Atem an und tastete nach dem Dolch. Erst jetzt fiel ihm auf, daß er völlig unbewaffnet war, da er die Nadel am Vorabend in der Herberge zurückgelassen hatte. Die Schritte wurden lauter und hielten vor der Tür. Leise öffnete sie sich.

»Scheijian?« flüsterte eine Frauenstimme, worauf er hinter der Tür hervortrat. Es war Ishajid. »Was tust du hier?« fragte er.

»Ich habe dich gesucht, da ich dir mißtraute«, entgegnete sie, »und sicherstellen wollte, daß wir dasselbe Schiff nehmen.«

»Ausgerechnet hier?«

»Offene Ohren«, erklärte sie gelassen. »Was geschah hier?«

Scheijian berichtete es ihr knapp. »Dieser jedenfalls«, kommentierte sie und deutete mit einer Kopfbewegung zum Bett, »mindert die Schönheit der Welt nicht mehr.«

Ruckartig riß ihr Gegenüber die Hand hoch und legte den Finger auf die Lippen. »Ich habe etwas gehört. Schritte, über uns!«

»Zeit zu gehen!« raunte die Priesterin.

Scheijian schüttelte entschieden den Kopf. »Wenn es einer der fünf Begleiter dieses bruderlosen Schurken ist, dann will ich ihn haben!«

»In deinem Zustand?« flüsterte Ishajid spöttisch. »Ich werde selbst nachsehen!« Vom Nachttisch nahm sie einen schweren Leuchter und schlüpfte damit aus dem Raum. Er hörte sie nach oben eilen und dort herumgehen. Als sie zurückkam, sagte sie: »Da ist niemand. Du hast dich getäuscht; wir sind allein. Nun laß uns gehen. Aber wisch dir vorher das Gesicht ab, du siehst aus wie ein Wiesel, das eben aus einem Hühnerstall kommt«

Sie verließen das Haus nicht eiliger als zwei zufällige, vielleicht sogar gerngesehene Besucher und mengten sich in den lebendigen Strom der Kusliker Straßen, wo Bardengesang und aufmerksamkeitheischende Rufe von der Fortführung der Theaterwochen kündeten. Scheijian blickte zurück auf die zurückgesetzte schmale Fassade des Hauses, vor dem ein kleiner Vorgarten lag, in dem ein einzelner Kirschbaum wuchs. Nachdenklich fragte er Ishajid: »Wann geht das Schiff?«

»Erst heute abend. Genügend Zeit«

»Gibt es ein weiteres?«

»Nicht in den nächsten Tagen,«

Kaum waren sie an Bord gegangen und hatten ihre Kabinen bezogen, schickte sich Scheijian an, das Schiff wieder zu verlassen.

»Achte auf die Zeit!« mahnte die Priesterin. »Verpaß die Abfahrt nicht«

»Ich werde rechtzeitig zurück sein«, versprach er. »Allerdings habe ich eine Vorahnung, daß das Schiff heute nicht auslaufen wird.«

Seine Prophezeiung war von großer Weitsicht, denn vier Tage sollten vergehen, bis sich Kapitän, Steuermann und Maat der *Fetten Wachtel* von dem heftigen Bauchgrimmen erholt hatten, das sie urplötzlich befahlen und in ihre Kojen verbannt hatte. In diesen vier Tagen feierte Rubold Fridwin von der Grangorer Stockvish-Bühne einen neuerlichen Triumph, während der Auftritt des ›Rollenden Donners‹ zur Enttäuschung einiger, aber auch zur Genugtuung vieler abgesagt werden mußte, da Rhayad, der Gongspieler der Truppe, bei einer Messerstecherei ernsthaft verletzt worden war. Ein Knabe und zwei Mädchen erblickten das Licht der Welt, von denen eines sie nach nur wenigen Stunden wieder verließ; ein Punzer verstarb glücklich im Kreis seiner Familie, eine Diebin wurde jammernd gehenkt. Auch die reiche Jugend Kusliks büßte zwei ihrer Mitglieder ein, einen Mann, der vor ein Fuhrwerk gestürzt und zertrampelt worden war, und eine Frau, die sich selbst im Yaquir ertränkt hatte. Bei diesen tragischen Verlusten sollte es nicht bleiben, denn ein dritter befand sich bereits wegen eines anfänglich leichten Fiebers bei einem Medikus in Behandlung, nahm Heilkräuter und wurde geschröpft, nicht wissend, daß er bereits tot war und was seine Gedärme zerfraß. Noch drei elendigliche Tage litt er, bis er vor Boron trat.

Als man etwa eine Woche nach Beginn des maraskanischen Neuen Jahres die verwesenden Körper des als zwielichtig geltenden Magiers Salix ter Braan und seines Gehilfen fand, versuchte die Obrigkeit den Fund zu vertuschen, denn seltsame Gerüchte hatte es um ter Braan gegeben, und niemand wollte wissen, was seinen Abgang bewirkt hatte. Dennoch gelangte die Kunde ans

Ohr der beiden Überlebenden der Abendgesellschaft, denen die Nachricht ein letzter Beweis für das planvoll herbeigeführte Ableben der anderen drei war. Sie verließen Kuslik in Furcht, nicht ahnend, daß sie nur deshalb noch lebten, weil ihre Gefährtin kurz vor ihrem unfreiwilligen Bad im Yaquir eine Gemeinsamkeit aller enthüllt hatte: keiner von ihnen sprach tulamidisch und hatte das Gefasel des Streuners verstanden, den sie aufgelesen und zu ter Braan geschleppt hatten.

Aber das lag noch in den nebligen Schwaden des Kommen, als die *Fette Wachtel* endlich in See stach. Doch just zum selben Zeitpunkt, als Scheijian von Bord des Schiffes aus auf das im Licht der späten Sonne gülden auflodernde Kuslik blickte und wieder daran dachte, daß ihn diese Reise noch ruinieren werde und daß er besser doch etwas Gold von Milhibethjida hätte verlangen sollen – ein Gedanke, den er sofort aus Scham und Schuld verbannte –, schlich Khadan, der den Namen eines Königs trug, von seinen Freunden aber nur ›Schleichkatze‹ genannt wurde, wie schon so oft unschlüssig um den Praiostempel der Stadt. Da er nur ein kleiner Dieb war, wäre es ihm nie in den Sinn gekommen, sich einem der strengen Büttel anzuvertrauen, aber sein Gott Phex konnte ihm in dieser Angelegenheit wahrscheinlich nicht helfen, denn die Gerechtigkeit war Praios' Sache, dessen prächtigen Tempel er nicht zu betreten wagte, da er befürchtete, daß aus der goldenen Statue des Sonnengottes sogleich ein Blitz spränge, um ihn zu richten, sofern man ihn überhaupt einließe. Wie immer ließ er nach langem Zögern den Tempel ratlos hinter sich. Es würde so sein, wie schon siebenmal zuvor in den letzten beiden Jahren:

Er würde morgens seine Hütte südlich der Stadt verlassen und am Strand angeschwemmt einen dieser Erschlagenen mit den angstverzerrten Gesichtern finden und wie immer verscharren. Ihr Götter, dachte Khadan unglücklich, wird dieses Grauen niemals enden?



Die Savanne von Nostria

Scheijian rülpste zufrieden und warf den abgenagten Knochen der Hasenkeule mit Schwung auf das Pflaster. Sofort stürzten sich einige der Hunde darauf, die von Anfang an die Tische vor der Taverne umlagert hatten, manche mit erbärmlich flehendem Blick und geiferndem Hecheln, andere dreist fordernd, so daß nur gelegentliche Tritte sie vertreiben konnten. Ein kurzes Gerangel und Knurren hoben an und waren gleich wieder vorbei. Der Mensch leckte sich derweil die dicke braune Biersoße von den Fingern. »Ist es nicht köstlich?« fragte er seine Begleiterin. »Ich habe nicht mehr so gut gespeist, seit ich Tuzak verließ! Welch schöner Tag heute, welch freundliches Geschick, das uns so weit weg von zu Hause in diese Schatzkammer der Köstlichkeiten geführt hat, Rur sei gepriesen!« Scheijian räkelte sich wohligh, er war fast glücklich.

Ishajid stimmte ihm mit vollem Mund zu und warf nach gründlicher Untersuchung und mit sichtlichem Bedauern auch ihre Essensreste aufs Pflaster. Abermals setzte ein kurzer heftiger Kampf ein. Sie lächelte in sich hinein, denn so aufgeräumt und zugänglich hatte sie ihren Begleiter während der vergangenen Tage auf See nicht erlebt. Er wurde dadurch geradezu liebenswert.

Sie nahm einen großen Schluck aus dem Humpen, setzte ihn gleich wieder ab und stierte argwöhnisch in die dunkle, fast schaumlose Flüssigkeit. »Das Bier scheint nur zum Kochen zu taugen«, urteilte sie, »nicht zum Trinken. Kann es sein, daß sie ihr Gebräu mit Gemüse strecken?«

»Ich dachte, es liege daran, daß der Krug nicht sauber war«, entgegnete Scheijian und kostete von seinem Getränk. »Doch jetzt, da du es sagst, Schwester, jetzt schmecke ich es auch. Ein sonderbarer Einfall, Bier mit Gemüse zu brauen, dabei dachte ich, es sei dem heimischen Wein allemal vorzuziehen, falls sie überhaupt welchen haben.«

Am heißesten Tag dieses nostrischen Sommers, der im Unterschied zu den verregneten Vorgängern der letzten Jahre ungewöhnlich trocken war, gingen die beiden Maraskaner im Hafen der Hauptstadt des nördlichen Königreiches an Land. Nach mehreren Tagen auf See, da sie außer förmlicher Zurückhaltung nichts geteilt hatten, hatten sie das Schiff mit dem bunten Volk verlassen, das die *Fette Wachtel* auf ihrer mehrtätigen Reise in den Küstenstädten längs ihrer Route aufgelesen hatte, hatten eine Herberge gesucht und diese Taverne am Rand eines gepflasterten Platzes gefunden. Offensichtlich sah die Stadt an den Ufern der Tommel einer Festlichkeit entgegen, denn zahlreiche Spielleute befanden sich innerhalb der Mauern. Um welches Fest es sich handelte, war leicht zu ersehen. Reiter strömten in die Stadt, gerüstet in schimmernde oder verbeulte Panzer, Helme mit hochgeklappten Visieren und Federbüschen auf den Spitzen, Knappen im Gefolge oder, weniger aufwendig, allein und das ganze klappernde Rüstzeug samt langer Lanze auf einem Packpferd mitführend. Ein Turnier würde es geben, zu Ehren Rondras, wie in manch anderer Stadt Aventuriens in dem Monat, der den Namen der Göttin des Kampfes trug.

Trotz dieser hohen Gäste war auch die Ankunft der beiden Besucher aus dem weit entfernten südöstlichen Winkel der Welt nicht unbemerkt geblieben, was nur zum Teil an der Tatsache lag, daß sie einem fremdländischen Menschengeschlag angehörten, vor allem aber an der Gewandung der Priesterin. Das unscheinbare Grau des Stoffes, das kein Grau war, ließ sie, sobald es ent-

deckt wurde, wie einen heimlichen Paradiesvogel, wie einen Avesfinken in Verkleidung erscheinen und weckte Überraschung, Gaffen und Staunen. Manchmal wurde es ihnen deutlich, manchmal entging es den Reisenden, den beiden Brennpunkten der Aufmerksamkeit, dann nämlich, wenn sie verdutzt auf eine Eigenart dieser Königsstadt stießen, die eine seltsame, gewissermaßen spiegelverkehrte Gemeinsamkeit mit der Tracht der Priesterin aufwies. Genauso, wie das eigentlich bunte Gewand Ishajids vortäuschte, etwas anderes zu sein, versuchte die Metropole des Nostrischen Königreiches etwas anderes darzustellen als das, was sie war - nämlich armselig. Das fiel nicht bei den Häusern der Bürger und Handwerker ins Auge, sondern den prunkvollen alten Prachtbauten. Die meisten bestanden nämlich nur aus einer protzigen Fassade, hinter der sich schlichte Anbauten verbargen. In diesem Sinn begegneten sich an diesem Sommertag im Jahr 24 Hal oder 1871 örtlicher Zeitrechnung zwei Täuscherinnen: die Stadt und die Frau von Maraskan. Und wenn man die vorgeblichen oder wirklich tapferen Ritter, die zum Turnier strebten, und Ishajids chamäleonhaften Begleiter dazu nahm, gab es sogar noch mehr.

»Nun, könntest du mir vielleicht sagen, was du in dieser Stadt überhaupt willst?« fragte Ishajid, Scheijians Stimmung ausnützend.

Er lächelte sie an: »Wenn es dir Milhibethjida nicht gesagt hat, warum sollte ich es dir sagen?«

Ishajid verzog den Mund zu einem Schmollen. »Die Hohe Schwester sandte mich dir hinterher, damit ich dir beistehe. Aber wahrlich, so habe ich mir eine gemeinsame Reise nicht vorgestellt - daß sie nur in der Gemeinsamkeit des Wegs besteht, Bruderschwester! Scheint es dir nicht an der Zeit, mir dieses Dunkel zu erleuchten, und hast du vielleicht vergessen, wohin dich deine Verschwiegenheit in Kuslik führte?«

»Ganz gewiß hätte mich auch Redseligkeit nicht vor

diesem Haus bewahrt. Das ist mein Ziel!« Er zeigte hinauf zum Hang, wo über der Stadt ein wildwucherndes Festungsbauwerk thronte. Es war eine alte Burg. Viele Generationen hatten sie umgebaut und erweitert, jede Epoche hatte sie mit ihrem eigenen Stil geprägt, was man sogar von hier unten deutlich sah.

»Das? Wer residiert dort? Der Fürst, der König?«

»Der König, denke ich. Doch mein Besuch gilt einem der Prinzen. Er war vor mehreren Jahren auf Maraskan und schickte der Hohen Schwester ein Geschenk. Sie bat mich, ihm ihren Dank zu überbringen. Also eine reine Kuriertätigkeit.«

Ishajid warf ihm einen zweifelnden Blick zu. »Dafür, daß du erst vor wenigen Tagen erfuhst, daß die vermißte Schwester in dieses abgelegene Land reiste, wußtest du erstaunlich früh, wohin dich dein eigener Weg führen würde.«

Scheijian erwiderte gelangweilt: »Verglichen mit Tuzak liegt Kuslik nicht sonderlich weit von hier entfernt, und daß Xanjida bis dorthin gekommen war, ist bekannt.« Er hatte seine Zweifel, daß Ishajid ihm diese Lüge abnähme, aber er war noch nicht bereit, ihr von dem Bild zu erzählen. Sollte sie denken, was sie wollte, und weiterhin annehmen, daß Milhibethjida ihn damit beauftragt hatte, die Priesterin zu finden. Allerdings dachte er, schon seit er in der Bibliothek des Kusliker Hesindetempels vom dortigen Aufenthalt der Priesterin erfahren hatte, über diese auffällige Verquickung nach:

Das Bild mit der geheimnisvollen Figur war aus Nostria gekommen, die Priesterin war hierher gereist. Möglicherweise waren so schon Frage und schlichte Antwort beisammen – jedoch: Wie war der Alanfaner an ihren Diskus gelangt? Es wäre zwar äußerst ärgerlich, wenn er selbst die beschwerliche weite Reise unternommen hätte, nur um herauszufinden: Die verschwundene Priesterin war die Ursache dafür, daß eine Gestalt aus einem obskuren Draijisch der Heiligen Rollen auf das Bild ge-

raten war. Andererseits war es nicht irgendein Diskus und war es nicht irgendeine Priesterin der Zwillinge. Es war die einzigartige Wurfscheibe einer der wenigen Auserwählten, die einen Ort suchten, der ihnen Schutz vor dem borbaradianischen Weltentaumel bieten sollte. Und hatten nicht gleichfalls erst kleine Zufälle zum Wiederauffinden der jahrhundertlang verschollenen Originale der Heiligen Schriften der Beni Rurech geführt, aus denen man überhaupt erst von der Wiederkehr des Dämonenherrn erfahren hatte? Je länger Scheijian darüber nachdachte, desto weniger gefiel ihm das Zusammenreffen. Diese mögliche Banalität mochte die harmlos schimmernde Kehrseite einer häßlich angelaufenen Münze sein. Abgesehen von allem anderen.

Mit einem Aufschrei schoß Ishajid hoch und blaffte einen kleinen Mann mit Lederschürze und Knebelbart an: »Hörst du wohl auf, mich zu betatschen, Ma'sar-rar?«

Die Zielscheibe des derben Ausdrucks, wohl ein Schuster oder Sattler, lief knallrot an und verbeugte sich mehrfach. »Entschuldigt, ich wollte Euch nicht zu nahe treten! Versteht's nicht falsch. Es ist nur Euer Gewand, wie soll ich's sagen? Es fesselt die Aufmerksamkeit! Sagt, ist es Zauberei oder Elfenwerk, daß es manchmal so schimmert? Was wollt Ihr dafür? Tut's ein Dreierling? Mehr kann ich nicht geben, allenfalls noch einen Halben.«

»Was faselst du da?« herrschte ihn die Priesterin an. Da ihr derlei nicht zum ersten Mal seit ihrer Ankunft widerfahren war, erklärte sie dem kleinen Mann von oben herab: »Mein Kleid ist kein Zauberwerk, sondern nur das Handwerk eines einst wohlhabenden Königreiches. Desselben Reiches, das den Buchdruck erfand, den Stoffdruck, das Parkett, eine weit überlegene Schmiedekunst und das sich ein fremder Herrscher so selbstverständlich aneignete wie die reife Frucht eines Baumes am Wegesrand. Hast du sonst noch Fragen?«

Die peinliche Betroffenheit im Gesicht des Schusters machte ehrlicher Entrüstung Platz. »Das hat das Geschmeiß also auch gestohlen?« rief er erbost. »Diese verdammten Thorwaler und Andergasten!« Damit ging er fort.

»Was?« zischte ihm Ishajid verduzt hinterher. Sie schaute Scheijian an. Der erwiderte ratlos ihren Blick und machte dann eine wischende Bewegung vor der Stirn. Sie setzte sich wieder, fast gleichzeitig mit einer pausbäckigen sommersprossigen Frau, die sich vom Nachbartisch herüberbewegt hatte und nun ihnen gegenüber Platz nahm. Sie roch nach Fisch und Tang.

»So, so, aus Kendrar seid ihr«, erklärte sie. »Schlimm soll's dort zugehen, seitdem es das Geschmeiß gestohlen hat. Ich weiß das, ich habe einen Vetter in Lervik.« Sie wurde leiser. »Sagt, stimmt es, daß man dort keine Steuern mehr entrichten muß?« Mit dunkelfunkelnden Augen sah sie die beiden Südländer erwartungsvoll an.

»Ihr scheint etwas mißverstanden zu haben, Schwester«, begann Scheijian.

»Ho, ho, Bürschchen, so vertraulich sind wir nun auch wieder nicht, auch wenn ihr aus Kendrar seid!« belehrte ihn die Frau.

»Wenn Ihr meint«, seufzte er, »doch wo immer dieser Flecken liegen mag, wir kommen nicht von dort«

»Einen Flecken nennt ihr Kendrar?« erhitzte sie sich.

»Einen Flecken! Unser stolzes Kendrar, das uns die Thorwalschen stahlen – genauso wie Salza im Vierundsechziger Jahr – und das sie immer noch halten, im Gegensatz zu Salza, dank der Sappenstiel! Die hats ihnen gegeben! ›Basta!‹, hat sie gesagt. ›Basta!‹, kaum mehr als ein Jahr her, und ist wie eine Harpyie über sie hergefallen. Wie die Hasen sind die Thorwölzer gerannt, als die Posaunen schallten: ta-taa, ta-taa!« Schwungvoll wischte sie einen der Krüge vom Tisch. Im hohen Bogen flog er auf den Platz, zerbarst, vertrieb einige Hunde, die nach dem ersten Erschrecken zu-

rücktröteten, um zu erschnüffeln, welch kostbare Gabe ihnen das Schicksal hatte zuteil werden lassen.

»Ihr wart offenbar dabei?« meinte Scheijian.

»Behüte! Aber so erzählt man sich's.«

»Und stimmen tut's!« mischte sich vom Nachbartisch ein weiterer Gast ein. »In der ›Posaune‹ stand's, ich hab's mir vorlesen lassen.«

Leidvoll vertraut mit solchen Gesprächsverläufen, erklärte Scheijian bestimmt: »Wie auch immer, wir kommen nicht von dort. Wir sind nicht einmal aus Nostria, wir sind Fremde.«

»So?« sagte die Frau spitz und fuhr sich durch das honigbraune Haar. »So seht ihr tatsächlich nicht aus. Woher dann? Doch nicht etwa aus... An-der-gast?« So wie sie es aussprach, klang es wie ein Ort gleich rechts der Niederhöllen.

»Nein, aus Maraskan«, versuchte es Scheijian ein weiteres Mal.

Das Mißtrauen im Gesicht der Sommersprossigen wich gutmütiger Überheblichkeit: »Ach, zwei Albernierlein!«

Scheijian seufzte: »Auch nicht. Maraskan ist eine Insel, völlig unbedeutend und abgelegen. Ihr könnt sie nicht kennen.«

»Weit weg?« fragte sie erstaunt. »So weit wie Havena?«

»Wo finnza dammteres Havena ma'sarrar, schazak?« knurrte Ishajid.

»Noch viel, viel weiter«, beantwortete Scheijian die Frage der Pausbäckigen und mit den Worten »Wir sind dran vorbeigesegelt« diejenige Ishajids.

Später bemerkte die Priesterin: »Wo sind wir hier bloß hingeraten?«

Ihr Begleiter antwortete: »Du kannst ähnliches in den Tavernen und Teehäusern unserer Exilanten in Khunchom oder Festum erleben, vor allem wenn am selben

Tisch die Anhänger unterschiedlicher Exilregierungen sitzen. Nur sind das dann eben keine ganzen Länder, sondern Trinkhäuser.« Er entnahm seinem Gepäck ein Bündel: »Ich werde jetzt den Prinzen aufsuchen.«

»Wann wirst du zurück sein?«

»Ich weiß es nicht. Kommt ganz darauf an, wie formell man hier ist. Vielleicht erhalte ich auch bloß einen Termin für eine Audienz.«

Der kürzere Teil des Weges war der von der Stadt zur Burg. Sie war das älteste Gemäuer, das Scheijian jemals gesehen hatte, älter als alles Menschengeschaffene, das es auf seiner Heimatinsel gab. Bei mancher Mauer war dem Auge nicht mehr ersichtlich, ob sie überhaupt von Menschenhand erbaut worden oder nicht schlichtweg in der Morgendämmerung der Zeit aus dem Stein gesprossen war. Das hatten der Staub und Regen von Jahrhunderten bewirkt. Er hatte ihre Wälle geformt und mit dem Felsen vermählt, auf dem sie erbaut worden war. Diese Burg, auf deren Türmen die blaue Flagge mit dem silbernen Fisch wehte, war schon alt gewesen, bevor das mächtige Bosparan unterging. Gleichzeitig jedoch und in Folge der Umbauten nachfolgender Geschlechter und Generationen war dieser Koloß ein Zeugnis der sich wandelnden Festungsbaukunst im Lauf der Jahrhunderte.

Als Scheijian das spitzbogige Tor mit dem schweren Fallgitter und den unfreundlichen Pechnasen erreicht hatte, begann der längere Teil des Weges. Nur ungern ließen ihn die zahlreichen Wachen passieren – trotz des mitgeführten Schreibens Milhibethjidas, das ihn als einen Gesandten auswies. Schuld daran war, daß einige Zeit benötigt wurde, um einen Befehliger zu finden, der das Pergament zu lesen verstand. Statt nun aber, wie es ein Gesandter erwarten konnte, gleich von einem Protokollbeamten des Hofes empfangen zu werden, führte ihn eine der Wachen schweigend in das Innere der Burg,

übergab ihn wortkarg einer anderen, die ihn weiterführte und wiederum der flüchtigen Fürsorge der nächsten auslieferte. Er folgte diesen wechselnden Führern durch zahllose Gänge, durch Treppenhäuser mit ausgetretenen Stufen und hohe Flügeltüren, vorbei an anderen Türen, manche davon zugemauert, bedrohlich wirkend, als könnten sich dahinter weitere Labyrinth von Gängen und Treppenfluchten befinden. Nach einiger Zeit hatte Scheijian keine Vorstellung mehr, in welchem Flügel des altertümlichen Bauwerks er sich befinden mochte, und der Verdacht keimte in ihm auf, daß er womöglich unbemerkt die Rolle des Diskus bei der alljährlichen Stafette von Tuzak nach Boran übernommen hatte und daß sein weiteres Schicksal nun darin bestand, bis zum Ende seiner Tage weitergeführt und weitergereicht zu werden. Manchmal hieß man ihn warten. Er stand dann in bedrückend finsternen und zugigen Gängen oder saß auf ausgesessenen Polsterstühlen und glattpolierten Bänken. Diese hatten einen so weichen Glanz, wie ihn kein Tischler schaffen konnte, sondern nur das geduldige Sitzen vieler Generationen.

Wieder einmal wartete er und streichelte über das glatte Holz der Bank. Spielerisch drückte er einen Fingernagel hinein, ohne eine Spur zu hinterlassen. Es war eine Bank aus hartem Holz mit engen Jahresringen. Scheijian nahm an, daß man sich im Tuzaker Tempel bestimmt über ein Stück davon freuen werde, und erwog aus reiner Langeweile, eine Probe aus der Sitzfläche herauszusägen. Zwar mangelte es ihm an einem geeigneten Werkzeug, doch malte er sich aus, daß er hier bestimmt so lange warten müßte, daß er genügend Zeit hätte, in die Stadt hinabzusteigen, um eine Säge zu besorgen. Vorausgesetzt, er fände den Weg aus der Burg hinaus. Dann kam ihm der Gedanke, daß er vielleicht eben beim Sägen wäre, wenn unter Posaunenschall der Prinz samt Gefolge käme, um Milhibethjidas Gesandten zu empfangen. Er stellte sich das Gesicht

des jungen Herrn vor, wenn er vor ihm stünde, das herausgesägte Stück Bank unbeholfen hinter dem Rücken versteckt, und wie Hoheit fassungslos auf die Sägespäne auf dem königlich nostrischen Boden starrte. Er würde dem Prinzen von dem Bild erzählen und von der Figur der bärtigen Frau darauf, und der Prinz würde seine Hand ausstrecken und sagen: »Nun gebt sie mir schon, bestimmt habt Ihr sie ebenso aus dem Gemälde herausgesägt!«

Scheijian kicherte in sich hinein. Er dachte daran, um wieviel köstlicher diese Szenerie noch geriete, wenn der liebe Raschid dabei wäre! Wie unangenehm es dieser grundehrlichen Haut sein müsse, beim Entwenden eines Teils des königlichen Mobiliars ertappt zu werden! Ganz deutlich sah Scheijian jede peinliche Falte im Gesicht seines alten Gefährten vor sich und lachte weiter. Natürlich mußte man ihm vorher erklären, warum es beinahe einer rondragefälligen Tat gleichkäme, diese Bank zu verunstalten. Scheijian legte sich gerade einige passende Argumente für diesen hypothetischen Fall zurecht, als sein Kichern vom Echo eines tiefen Lachens beantwortet wurde, dessen voller Klang ihm in die Seele stach.

Es kam vom entfernten Ende des Flurs, wo der Gang abknickte, und wurde begleitet von eiligen Schritten, die gelegentlich verstummten. »Ja, Strandeber, das wäre eine Idee, die mir gefiele«, sagte eine überraschend tiefe Frauenstimme. »Allesamt auf ein Schiff und ab nach Norden, damit sie das Geschmeiß einfängt. Aber wie wollt Ihr die hinterlistige Bande auf dasselbe Schiff bekommen? Sicher würde sich jeder ein eigenes bauen, weil sie sich nicht einigen könnten. Ich wünschte, sie wären dabei gewesen, als Salza fiel, oder noch besser, als wir es zurückbekamen. Das schreibst du nicht mit«

»Ich schreibe nie mit, wenn es Salza betrifft«, antwortete eine Männerstimme.

Eine weitere Männerstimme gab Undeutliches von sich. »Auch nicht schlecht«, antwortete die Frauenstimme, »doch die Holzköpfe von Andergasten würden es selbst dann noch vermässeln, wenn man ihnen in klaren kurzen Hauptsätzen aufschriebe, wann und wo unser Geschranze ihre Grenze besichtigte... Was? Geschwätz, natürlich kann er lesen! Ich denke nicht daran, einen neuen Krieg anzuzetteln, indem ich Seiner Hohlholzigkeit Wendolyn eine Bilderdepesche schicke!«

Die Schritte näherten sich der Biegung des Ganges. Sie gehörten einer Gruppe von drei Personen, angeführt von einer großgewachsenen Frau. Sie trug ein zweiteiliges Kleid in Violett und Blau, einen langen, fast bis zum Boden reichenden Schultermantel, auf dem Kopf eine Coma, unter der ihr langes schwarzes Haar hervorquoll, das an der Stirn eine weiße Strähne aufwies. Sie mochte Mitte Dreißig sein. Gleich neben ihr schritt ein etwa gleichaltiger Mann in schwarzem Gewand, darauf in Silber aufgenäht die Sinnbilder der Gestirne. Ein Astrologe, unverkennbar. Der dritte im Bunde war ein Goldbetreßter, etliche Jahre jünger. Er trug ein offenes Büchlein in der einen Hand, einen gezückten Silberstift in der anderen, gelegentlich machte er Notizen.

Als die Gruppe bei Scheijian angekommen war, blieb die Schwarzhaarige stehen, warf ihm einen gelangweilten Blick zu und sagte: »Was will er hier?« Es war eine in den Raum hinein gestellte Frage, nicht unbedingt an Scheijian gerichtet, doch da er der einzige war, der sie beantworten konnte, erhob er sich und sprach: »Ich erwarte eine Audienz beim Prinzen.«

»Welchem Prinz?« fragte sie.

»Kasparbald.«

»Ach, gibt der neuerdings auch Audienzen? Völlig falsch hier.« Sie winkte und ging eilig weiter. Nach einigen Schritten hielt sie erneut an: »Nun, kommt Ihr endlich? Wie ich sagte, werdet Ihr ihn hier nicht fin-

den.« Sie drehte sich um und führte ihr Gefolge entschlossen weiter. Scheijian sprang auf und hastete hinterher. Im Schlepptau dieser seltsamen Gesellschaft durcheilte er weitere Gänge und gelangte schließlich in ein großes Gemach, an dessen Wänden vergilbte Karten hingen und wo auf Schreibpulten fein säuberlich Pergamentblätter aufgeschichtet waren. Sie drückte ihrem Adjutanten – oder was immer er sein mochte – einige dieser Bogen in die Hände, verabschiedete ihn und den Astrologen mit einem knappen: »Morgen!« und verschwand hinter einem Wandschirm. Ihr Kleid flog über dessen Oberkante. »Was wollt Ihr von dem Prinzen?« fragte die Stimme dahinter.

»Ich habe ein Geschenk für ihn und möchte mit ihm reden.«

Ein weiteres Kleidungsstück wurde über den Paravent geschwungen. »Der Prinz weilt nicht in Nostria. Er ist im Greifenbergschen,«

Ihre Antwort war rasch und ohne Überzeugungskraft, klang wie eine abwimmelnde Ausrede. Es schien dieser Frau nicht lohnend, sich nur die geringste Mühe zu geben, auch nur einen Hauch von Glaubwürdigkeit in ihre Stimme zu legen.

»Es ist dringend. Ich bin sehr weit gereist«

»Woher?« fragte die stets von neuem überraschend tiefe Stimme.

»Maraskan.«

»Das ist mittelreichisch, nicht wahr? Seid Ihr ein Bote des Fürsten? Wie heißt er noch gleich? Harwin, Helmin, na?«

»Herdin. Nein. Ich bin der Gesandte der Hohen Schwester Milhibethjida des Rur-und-Gror-Tempels zu Tuzak.«

Die Frau trat hinter dem Paravent hervor. Sie trug jetzt ein locker fallendes blaues Kleid mit weißen und roten Stickereien, dazu ein dünnes Schultertuch und flache Stoffschuhe.

»Was wollt Ihr von dem Prinzen?«

»Das möchte ich ihm selbst sagen. Wie kann ich ihn erreichen?«

Die Schwarzhaarige betrachte Scheijian eingehend. Sie hatte blasse Augen ohne Tiefe, die nichts von dem verrieten, was in ihr vorging, und die beunruhigenderweise nie zu blinzeln schienen. Ihr Mund verzog sich zu einem gelangweilten Lächeln. »Schade. Dann kann ich Euch auch nicht helfen, denn wie ich schon sagte, ist seine Hoheit abwesend.«

Scheijian bekämpfte den auffallenden Ärger und gab nach. »Es ist wegen des Bildes, das er der Hohen Schwester schickte.«

Ihr Gesicht verriet nichts, doch kaum merklich verlagerte die Schwarzhaarige ihr Gewicht. Scheijian nahm die Bewegung überrascht zur Kenntnis. Sein Gegenüber war offensichtlich kampfeskundig und bereitete sich auf einen Zusammenstoß vor. Er fragte sich, was er gesagt haben mochte, um diese Reaktion hervorzurufen.

»Gefiel ihr das Bild nicht?« fragte die Frau leichthin.

»Durchaus, allerdings gibt es eine kleine Einzelheit darauf, über die sich die Hohe Schwester wunderte, da sie mit wenig geläufigen Dingen unseres Glaubens zusammenhängt.«

Die Erklärung ließ sein Gegenüber nur noch angespannter werden. »Was ißt man bei Euch?« fragte sie unvermittelt.

»Wie?«

»Das habt Ihr gut verstanden. Nun?«

Scheijian wußte nicht, was er auf die Frage antworten sollte. Er starrte zurück in die bewegungslosen Augen, in deren Spiegel er sich vorkam wie ein Hase vor einer Schlange. Er zählte auf: »Pff! Shatak, Reis, einige Gemüse, die Ihr nicht kennen werdet, Fisch... Marasfladen. Das sind Fladen belegt oder...«

»Das kenne ich. Beschreibt mir Euren Tempel.«

»Welchen? Den Tuzaker?«

»Ja. Die Statuen darin.«

»Sie sind die Abbilder unserer Götter Rur und Gror. Sie sind gleichzeitig männlich und weiblich, und eine davon, Rur, wirft den Weltendiskus.«

Die Frau entspannte sich und brach in herzliches Gelächter aus: »Der Weltendiskus! Entschuldigt mein Lachen, ich lache nicht über Euch. Dere wirft er also! . Das gibt wahrlich viel mehr Sinn als das, was der Prinz erzählte! Ihr scheint tatsächlich aus Maraskan zu stammen.«

Jetzt war Scheijian völlig verwirrt. »Was sagte er denn?«

Immer noch schmunzelnd antwortete sie: »Ich behalte es lieber für mich, da ich nicht weiß, wie empfindlich man in Eurer Heimat in Glaubensdingen ist. Habt Ihr schon gespeist? Mögt Ihr Fisch?«

Scheijian rechnete nach; es waren schon etliche Stunden seit seiner und Ishajids Ankunft verstrichen. »Ja.«

»Folgt!«

Schon eilte sie mit energischen Schritten voraus, so daß ihr Besucher Mühe hatte, mitzuhalten. Sie führte ihn in ein Gemach, vor dem sich zwei Wachen langweilten, wo bereits aufgedeckt war und wo zwei Paginnen geduldig warteten. Der Raum mußte zu ihren Privatquartieren gehören. Er war liebevoll eingerichtet, ein wenig verspielt sogar, mit allerlei Krimskrams, auf Schränkchen und Konsolen angeordnet. In einer Ecke stand ein Notenständer, an dem eine lange Querflöte lehnte. Alles zusammen stand in hartem Gegensatz zu einem kleinen Rondraschrein.

Sie entließ die beiden Mädchen mit einem freundlichen: »Trollt euch!«, nachdem sie ein weiteres Gedeck aufgelegt hatten. Scheijian setzte sich. »Wie kann ich den Prinzen Kasparbald nun erreichen?« fragte er nach dem ersten Bissen.

»Er ist tatsächlich abwesend, allerdings weiß ich

nicht, wo er sich aufhält. Niemand weiß es. Er ist wieder einmal ausgerückt wie seinerzeit zu Euch«, antwortete seine Gastgeberin. Sie stocherte nachdenklich in ihrem Essen herum. »Was indes das Bild anbelangt, so kann es Eure Geweihte nicht bekommen haben, da er es ihr nie geschickt hat,«

»Aber sie besitzt es, ich sah es selbst!« rief Scheijian verblüfft.

»Das ist in der Tat bemerkenswert. Doch es ist, wie ich sagte. Das Bild wurde geraubt auf dem Wege nach Salza in der zweiten Firunhälfte.«

»Salza?« fragte Scheijian. Dieser Name bekam zusehends einen unangenehmen Beigeschmack.

»Ja. Eine Frage des Protokolls. Die Stadt ist noch nicht lange wieder Teil unseres Landes, daher war es dem Hofe wichtig, das Geschenk des Prinzen von Salza aus zu verschiffen. Nur damit die Salzeraner nicht vergessen, wohin sie gehören. Das Vorhaben war groß angekündet, selbst in unserer Zeitung; leider wurde das Gemälde unterwegs gestohlen.«

»Weiß man, von wem?« fragte Scheijian.

»Weiß man nicht«, entgegnete die Schwarze. »Tatsächlich ist es sogar ungewiß, wann es verschwand. Es wurde hier in die Kutsche gepackt, und in Salza war es nicht mehr da. Es ist nicht einmal sicher, daß es sich beim Verlassen der Stadt noch in dem Gefährt befand – sehr peinlich für einige Leute. Deshalb lautet die offizielle Lesart, daß die Kutsche auf dem Weg nach Salza von transingvalischem Geschmeiß – Thorwalern – angegriffen und angezündet wurde. Anschließend sind die verantwortlichen Schurken, zwei oder drei Dutzend, meine ich, von unserer erbosten Wehr ruhmreich erschlagen worden. Daß die Dinge sich anders zugetragen haben, bleibt unter uns.«

Wieder sah sie ihn lange und ohne Blinzeln an.

»Aber das Bild ist in Tuzak! Ich habe es gesehen: den

Prinzen zu Pferd und mit Gefolge vor einer Festgesellschaft im Freien!«

Sie nickte. »Das ist es. Doch warum«, fuhr sie mit ihrer dunklen Stimme fort, in deren untersten Schichten ein leises Vibrieren, wie von einem eingefangenen Schwärm Bienen lag, »warum sollte jemand ein Bild entwenden, nur um es dann doch zuzustellen? Ergibt das einen Sinn? Man tut derlei doch nicht, um die Malerei zu bewundern. Das nenne ich die Freuden an den Gaben Hesindes übertreiben.«

Scheijian fiel sehr wohl ein Grund für ein solches Tun ein; er behielt ihn jedoch für sich. Es ergab einen Sinn, so zu handeln, wenn man einen fähigen Artefaktauberer an der Hand hatte. Er konnte das Bild mit einem Zauber und einem Schlüssel belegen, so daß etwa der erste, der vor dem Bild stand und schwärmte: »Wie schön es ist!«, den Zauber auslöste, worauf womöglich eine lodernde Flammenzunge dem Betrachter zu einer Begegnung mit Schwester Tsa verhalf, oder unbemerkt ein Beherrschungszauber wirksam wurde. Jedoch wäre derlei sehr aufwendig und unzuverlässig, da der Zauber einerseits von jemand anderem vorzeitig ausgelöst werden konnte und es andererseits nicht sonderlich viele Dinge gab, vor die man sich stellte und ausdrücklich beim Namen nannte. Hinzu kam die Frage nach dem Warum. Allerdings konnte es die verschrobensten Gründe haben, warum jemand einem anderen etwas Unangenehmes zufügen wollte, wie Scheijian aus eigener Erfahrung wußte. Alles in allem jedoch ergab die Sache wenig Sinn.

»Gibt es einen Anhaltspunkt, wo sich der Prinz aufhalten könnte?« drängte er.

Sie schüttelte den Kopf: »Nicht den geringsten. Doch im Grunde benötigt Ihr ihn wahrscheinlich gar nicht zur Beantwortung Eurer Frage. Ihr könnt den Maler fragen, er hat sein Atelier in der Stadt«

Hätte Scheijian jemals das Bedürfnis gehabt, bei einer Begegnung zwischen Hase und Paderin die Rolle des Hasen zu übernehmen, so wurde ihm dieser Wunsch erfüllt. Er erwachte, als die Nacht bereits ausbleichte und einige Finken außerhalb der Mauern lärmten. Er öffnete die Augen, sah über sich den Baldachin, spürte die Hand, die ihn aus den Versprechungen und Einschüchterungen des eben noch Wirklichen schüttelte, und erinnerte sich daran, wo er war, erkannte, daß er wiederum nicht dort war, wo zu sein er befürchtet hatte. »Wach auf«, hörte er die Stimme am Ohr, »wach auf! Herr Boron scheint dich nicht gut behütet zu haben, denn du stöhnst in Qual.«

Er wandte das Gesicht seiner Gastgeberin zu und antwortete: »Es wundert mich nicht. Ich versuchte einen Traum in die Wirklichkeit zu zerren, aber ich war nicht stark genug.«

Sie stützte sich auf den Ellenbogen und schaute zu ihm herab: »Wie heißt du eigentlich?«

»Scheijian«, antwortete er.

»Und was treibst du sonst, wenn du nicht in den Diensten eurer Hochgeweihten reist? Du bist kein Lehrer eures Glaubens, wie?«

»Hohe Schwester, sagen wir«, korrigierte er, »nein, das bin ich nicht« Er lächelte schwach. »Ich bin so etwas wie ein gewerblicher Überbringer von Botschaften und Grüßen. Und selbst?«

»Rondriane. So etwas wie eine Feldherrin dieses Landes.«

Sie erhob sich, ging zum Fenster, öffnete es und trat auf einen so schmalen Balkon, daß sie ihn gerade ausfüllte. Auf das Geländer gestützt, starrte sie lange schweigend hinaus, hinunter in den Schloßhof. »Hennenmorgen«, hörte Scheijian sie endlich sagen, »ein verdammter Hennenmorgen.« Sie wandte sich um. »An so manchem Morgen fühle ich mich wie eine Henne im Hühnerhof.«

»Den Eindruck erwecktest du gestern nicht«, entgegnete Scheijian scherzhaft.

»So meinte ich es auch nicht«, sagte sie vor sich hin. »Doch manchmal kommt es mir vor, als wären wir allesamt nur Hennen und Hähne in einem Hühnerhof. Wir achten ängstlich darauf, daß kein Wiesel oder Iltis hereinbricht, und niemand schaut zum Himmel und bemerkt, daß da oben schon lange lautlos ein Habicht seine Kreise zieht. Er muß sehr weit oben fliegen, denn ich kann ihn nicht entdecken, doch fühle ich, daß er da ist. Nenn es einen Wahngedanken von mir, aber ich höre seinen Flügelschlag. Ich höre ihn, seitdem wir Salza zurückbekamen. Ich weiß, daß es den Habicht gibt, auch wenn ich ihn nicht sehe.«

Scheijian betrachtete die schlanke Gestalt, der das lange Nachtkleid die Erscheinung eines schmalen Pfeilers gab, eines Pfeilers, der im Licht des frühen Morgens kaum eine Gliederung aufwies. Sie fühlte es! Er würde sich hüten, ihr zu eröffnen, daß sich der finstere Vogel vielleicht schon im Sturzflug befand. Auch wenn es ein Hennenmorgen war, so war es doch kein Geständnismorgen.

»Gefällt es euch bei den Mittelreichem?« wechselte sie das Thema.

»Weniger«, antwortete Scheijian.

»Mir gefiele es auch nicht bei ihnen«, bekundete Rondriane und kam zurück. Sie setzte sich auf das Bett, den Rücken gegen die Wand gelehnt, die Beine an den Körper gezogen und den Saum des Nachthemds bis über die Zehen gezogen. »Erzähl mir etwas von deiner Insel!« verlangte sie.

»Setz dich zuerst anders hin«, antwortete Scheijian mit einem rauen Unterton in der Stimme, denn ihre Haltung und ihre Worte erinnerten ihn zusehr an die Nähe des Traums, dem er eben entkommen war, und an die Feme des für immer Vergangenen, an Geschichten, die niemals wahr gewesen waren.

»Es ist viel heißer bei uns«, erzählte er. »Was euer Sommer ist, erscheint uns nur als lauer Tag im Frühjahr oder Herbst. Aber es gibt Gemeinsamkeiten. Auch meine Heimat ist von weiten Wäldern bedeckt, unsere einstige Hauptstadt liegt ebenfalls am Meer, im Südwesten des Landes, und hat eine Gegenspielerin im Norden: Jergan. Wie ich deinen Worten entnahm, ähnlich aufrührerisch wie euer Salza. Euch fehlen ein besseres Klima und eine heilige Stadt im Osten wie unser Boran.«

Rondriane lachte trocken: »Wenn du statt einer heiligen Stadt auch eine von großer Bedeutung zuläßt, dann haben wir auch das. Unser Joborn, sogar der Name klingt etwas ähnlich: Joboran. Viele Kriege wurden seitwegen mit unserem Nachbarn Andergast geführt, obwohl es wirklich keine bedeutende Stadt ist. Wir sind ein sehr altes Land, weißt du, unsere Fürsten regierten es schon tausend Jahre, bevor eure Insel besiedelt wurde und bevor es eure Sprache gab, und sie werden es auch noch genausolange regieren. Ich will damit nicht prahlen, es gibt keinen Grund dazu. Manchmal scheint es mir, daß wir dazu verdammt sind, dieses Land zu besitzen.«

Sie verschränkte die Hände hinter dem Nacken und sprach mit geschlossenen Augen weiter. Scheijian verstand, daß es ihr nicht darum ging, von ihm etwas über Maraskan zu erfahren, sondern darum zu reden, gleichgültig, worüber.

»Unsere Vorfahren waren bosparanische Siedler, sie betraten vor fast zweitausend Jahren dieses Land, zur gleichen Zeit, als die Andergasten das ihrige betraten. Nach wenigen Jahren kam es zum ersten Krieg zwischen ihnen und uns. Seither sind zahlreiche weitere gefolgt, die wenigsten wurden überhaupt Kriege genannt, sondern Treffen, Konflikte, Begegnungen und so weiter. Und in all den Jahrhunderten hat sich nichts Wesentliches verändert. Wir haben mit ihnen gefoch-

ten, einmal gehörte uns ein Stück ihres Landes, dann wieder umgekehrt, geradeso, als hätte jeder sein göttergegebenes Revier, das der andere ihm niemals abnehmen kann. Vierundsechzig schien dieses fast zweitausendjährige Gerangel dann zu Ende zu sein, als die Andergasten sich mit den Thorwalern zusammentaten, die uns einige Jahre zuvor Kendrar abgenommen hatten. Sie rieben unsere Wehr auf und besetzten weite Teile des Königreichs, ohne daß wir etwas dagegen tun konnten; der Rest stand kurz vor dem Auseinanderfallen. Bei Trontsand, auf halbem Weg zwischen diesem Ort und Salza, wollte ich den Thorwalern eine letzte Schlacht liefern. Aber es kam nicht dazu, sie zogen sich einfach nach Salza zurück und behaupteten, es habe sich nicht gelohnt, dieses Land, unsere Heimat, zu behalten. Sie wollten es plötzlich nicht mehr.

Zusammen mit Andarion, Prinz Kasparbalds Vater und des Königs Sohn, führte ich dann die jämmerlichen Überreste unserer Wehr gegen die Andergasten. Bei Harmlyn haben wir sie geschlagen, obwohl sie uns weit überlegen waren und mehr Reiter, Lanzenträger und Bogenschützen hatten als wir. Doch sie gebärdeten sich so ungeschickt, als wollten sie verlieren. Damit war also alles fast wieder wie zuvor, bis auf Salza, und auch das haben wir vor einem Jahr zurückbekommen.«

»Man sprach erst gestern darüber in einer Taverne«, warf Scheijian ein. »Eine Frau erzählte es, sie war voll des Lobes über dich.«

Rondriane warf ihm einen unergründlichen Blick zu. »Ja«, sagte sie knapp und ergänzte nach einer kurzen Pause: »Wenn du länger hier bist, solltest du dich daran gewöhnen, nicht alles zu glauben, was man sagt« Sie verfiel in nachdenkliches Schweigen.

»Ich verstehe nicht ganz, was dir daran nicht gefällt«, nahm Scheijian den Faden wieder auf.

»Daß man uns belächelt«, antwortete die Frau bitter, »und daß es nicht zu Unrecht geschieht. Vor einigen

Jahrhunderten versuchte ein Fürst dieses Landes, Frieden zwischen uns und Andergast zu stiften. Seine eigene Schwester stürzte ihn deshalb und bestieg anschließend unter seinem Namen den Thron. Sie nannte sich ebenfalls Andaryn 11 und wurde Zeit ihres Lebens als Fürst angesprochen, niemals als Fürstin. Niemand wunderte sich darüber damals oder heute. So ist dieses Land. Es bestraft jeden, der mit mehr als einigen Krümeln der Gaben Hesindes geboren wurde. Sobald seine Andersartigkeit entdeckt wird, formt sich eine Meute, die sich gegen ihn zusammentut. So ist es immer gewesen, und nichts hat sich daran geändert.

Vor mehr als einem Jahr habe ich eine ziemlich weite Reise bis ins Almadische und danach ins Bornische unternommen. Ich habe gesehen, daß es überall Dumpftröpfe, Toren und Neider gibt, doch nirgends scheinen sie so erfolgreich zu sein wie bei uns oder unseren verfeindeten Schicksalsgefährten. Es ist wie ein Preis, den wir für dieses Land bezahlen müssen. Bisweilen denke ich, daß die Thorwalschen Glück hatten, daß sie sich rechtzeitig zurückgezogen haben. Ich mag nicht glauben, daß Hesinde uns Nostner verachtet. Manchmal denke ich, es liegt nicht an den Einwohnern dieses Landes, es liegt an dem Land selbst. Es übt diesen Einfluß aus, es macht seine Bewohner so, wie sie sind. Sag etwas dazu!«

Ohne zu zögern, antwortete Scheijian: »Meine Glaube bestreitet derlei, denn Rur schuf die Welt überall schön und vollkommen. Allerdings gibt es glücklichere Plätze, weil er sie berührt hat, als er den Weltendiskus warf, und Einzigartigkeiten, die...«

»Nostria ist nicht das Land deines Rur«, unterbrach sie ihn sanft.

Scheijian lächelte. »Gibt es Löwinen in euren Wäldern?«

»Nein, warum?«

»Dennoch verehrst du die Löwin, wie ich gesehen

habe. Ich hatte hierüber einst eine Debatte mit einem Freund.«

Sie wischte einige unsichtbare Krümel von ihrer Decke. »Rondra ist auch Donner und Sturm, beide gibt es überall. Aber es waren nicht Glaubensdinge, die ich mit dir besprechen wollte. Vielmehr wollte ich wissen, was ein Magier dazu sagt: Kann das Land eine eigene Macht haben und Einfluß ausüben?«

Scheijian kratzte sich am Kopf und verfiel in lebhaftes Gestikulieren. »Es gibt sicher Orte, wo die astralen Ströme stärker oder schwächer sind als anderswo. Manche gelten als besonders geeignet für Beschwörungen, bei anderen wird empfohlen, sie zu meiden. Auch gibt es Orte, wo die Sphären dichter beieinanderliegen,«

»So dicht, daß sie sich berühren, gar überlappen und man mühelos zwischen ihnen hin- und herwechseln kann?« fragte seine Zuhörerin rasch nach.

»Keine Ahnung. Ich habe nie über derlei nachgedacht. Es ist auch ein schwieriges Gebiet, zumal es...«

Scheijian brach ab. Das Bett knarrte ein wenig, als Rondriane sich erhob, um sich anzukleiden. Den Rücken ihm zugewandt, sagte sie dabei: »Es kümmert mich nicht, warum du es verbirgst, jedoch dachte ich, ihr trügt immer ein Gildenzeichen. Es fiel mir bereits gestern auf, denn bisweilen sprichst du wie mein Neffe, wenn er sich daran erinnert, daß er ein Absolvent der Akademie von Bethana ist und kein nichtsnutziger Raufbold. Der Maler heißt Geljan Sewarzkis, er ist Bornländer, sehr beliebt zur Zeit. Sein Atelier liegt in der Nähe des Travia-Tempels. Du wirst ihn leicht finden. Ich würde dich selbst hinführen, hätten wir nicht demnächst das Turnier. Sieh es dir an, bevor du zurückreist. Es ist eines unserer großen Ereignisse.«

Scheijian hatte sich von der Überraschung erholt und erhob sich ebenfalls. Er ärgerte sich über seine Leichtfertigkeit. »Ich werde keine Zeit haben, da mich mein

weiterer Weg nach Salza führt.« Die Frau drehte sich um und sah ihn forschend an. Wieder hatte sie diesen undeutbaren Augenausdruck. »Warum?«

»Wegen einer unserer Priesterinnen. Sie wird vermißt, und wie wir wissen, wollte sie nach Salza reisen.«

Er beschrieb Xanjida, so gut er es mit seinem beschränkten Wissen vermochte, und fragte Rondriane, ob sie von ihr gehört habe. Sie verneinte und sagte: »Ist das der wirkliche Grund für dein Hiersein?«

»Nein, aber der, den ich nannte. Aber da ich nun einmal hierbin...«

»Welchen Weg wirst du nehmen?«

»Es soll eine Straße entlang der Küste geben.«

»Ja, über Trontsand. Und wenn du in Salza gewesen bist? Hast du noch andere Ziele?«

Scheijian sah sie nachdenklich an. Diese Fragen entsprangen nicht nur reiner Neugier, sie wollte auf etwas Bestimmtes hinaus, wie schon am Abend zuvor. Jeder Muskel ihres Körpers verriet es.

Er lächelte: »Es geht mir wirklich nicht um Nostria und eure Geheimnisse. Ich kenne dein Land kaum. Wäre es nicht einfacher, du rietest mir, wo ich nicht hingehen soll, Schwester?«

Der Ausdruck schien sie zu belustigen. Sie antwortete: »Sag dem Hund, wo er nicht nach dem Knochen graben soll. Bleib einfach an der Küste, geh nicht in den Osten. Bist du allein hier?«

»Nein. Eine Priesterin begleitet mich-«

Rondriane runzelte die Stirn: »Ein Bild, das verschwindet und doch ankommt, eine Hochgeweihte, die deswegen einen Boten ans andere Ende der Welt schickt, einen Mann, der viel mehr ist, als er scheint, und der begleitet wird von einer Geweihten. Und beide suchen eine weitere Geweihte, die in einem Land verschollen ist, das so weit von ihrem eigenen entfernt liegt, daß hier kaum jemand seinen Namen kennt. Erstaunlich! Irgendwann wirst du mir alles erklären.« Sie

stockte, eine traurige Leere legte sich auf ihr Antlitz. »Es ist wegen des Habichts, nicht wahr? Es gibt ihn wirklich, und ihr habt ebenfalls seinen Flügelschlag gehört«

Scheijian seufzte und drückte ihren Arm. »Wenn Rur die Zukunft gekannt hätte, hätte er uns nicht die Zwölfgeschwister mit auf den Flug gegeben. Aber er hat es immerhin getan. Laß mich wissen, wenn dich deine Meute zusehr hetzt, Rondrajida. Ich habe eine sehr geschickte Hand bei Verhandlungen.«

Suchend schritt Scheijian durch die engen Sträßchen mit ihren zweistöckigen spitzgiebligen Häusern und den Blumenkästen vor den Fenstern. Manche der Straßen waren gepflastert, manche waren es einmal gewesen, und nur ab und zu erinnerten noch abgetretene Steine an den einstigen Belag. Scheijians Gedanken verweilten bei dem kürzlichen Gespräch, bei den eigenartigen Fragen, die ihm Rondriane von Sappenstiel gestellt hatte. Ihm wurde bewußt, wie seltsam jede Erklärung für sein Hiersein klingen mußte. Er suchte etwas, das hier nicht hingehörte, so weit weg vom Land der Zwillingsgötter, und wie er meinte, auch schon recht dicht am Rande der Länder der Zwölfgötter. Zugleich gab es ihm zu denken, daß er nach Tarrad nun schon den zweiten Menschen auf dieser Reise getroffen hatte, der das Kommende vorausahnte. Offenbar gab es starke Vorzeichen, auf die er nicht geachtet hatte, da er zu der wachsenden, aber immer noch kleinen Schar von Menschen gehörte, die nicht nur ahnten, was kam, sondern es wußten. Seine Züge verhärteten sich, als er darüber nachdachte, wieviel weitere dieser Ahnenden es noch geben mochte. Nicht alle würde die Rückkehr des Dämonenmarschalls mit Furcht erfüllen, viele würden sie begrüßen und wären freudig bereit, sich ihm anzuschließen und zu unterwerfen. Um ihres Vorteils willen würden sie bedenkenlos die Welt ver-

gessen, die ihnen Rur geschenkt hatte, ohne daß es ihnen überhaupt in den Sinn käme, daß sie etwas opferten. Sie würden nur *nehmen*, wie es die Art ihres Herrn war. Scheijian tastete nach seinem Dolch, spuckte aus und nickte: Ja, Zaborons Lehre war eine Versuchung.

Ihm fiel auf, daß er gänzlich vergessen hatte, Milhibethidas Geschenk im Schloß zu hinterlegen. Er erwog, noch einmal zurückzukehren, als er eine der beiden Pageninnen Rondrianes ein Stück hinter sich entdeckte. Sie stand da und wartete. Er ging zurück, gab ihr das Päckchen und setzte seinen Weg fort. Sie folgte ihm. Schließlich sprach Scheijian sie an: »Wenn Ihr schon meine Nähe sucht, Schwester, dann könntet Ihr mich auch zu dem Maler führen, da Ihr Euch im Gegensatz zu mir in dieser Stadt auskennt«

Sie schüttelte den Kopf: »Das entspricht nicht meinen Befehlen.«

»Es entspricht nur Euren Befehlen, mir zu folgen, wie?« entgegnete er gereizt. »Nun, wenn Ihr Euch unbedingt aufführen wollt wie ein Gefährtenkäfer, dann kann ich Euch nicht daran hindern.«

»Ich weiß, was ein Gefährtenkäfer ist!« behauptete sie eisig.

»Das bezweifle ich sehr, Schwester«, antwortete Scheijian bissig und ging weiter. Er fragte sich, ob sie weiterhin genauso an ihm haften würde wie Ishajid.

Das Atelier des Malers Geljan Sewarzkis befand sich in einem hallenartigen hölzernen Anbau hinter einer der protzigen Scheinfassaden. Zwei Wände waren bedeckt mit Reihen von Gemälden, gegen eine dritte lehnte sich schräg ein Stapel weiterer. Vor der vierten stand vor einem überdimensionalen, wenigstens fünf Schritt hohen und noch lange nicht vollendeten Bildnis ein Gerüst, auf dem ein gebeugter Greis mit der Gelenkigkeit eines Muglukkenaffen herumturnte. Aberdutzende

von Kerzen und Talglichtern tauchten den Raum in anheimelnde Wärme. Außer dem Greis befanden sich noch drei weitere Menschen in dem Raum, junge Burschen mit farbverschmierten Leinengewändern und Käppchen auf dem Kopf, die konzentriert und fleißig ausmalten, was ihnen ein anderer grob auf ihre Holztafeln und Leinwände skizziert hatte. Sie schienen die Schüler des Malers zu sein.

Scheijian sprach einen von ihnen an. Der Bursche deutete auf das Gerüst und flüsterte ehrfürchtig: »Der Meister ist gerade inspiriert, Ihr könnt ihn jetzt nicht stören«, und wandte sich wieder seiner Arbeit zu. Scheijian trat zu dem Gestell und betrachtete nicht weniger ehrfürchtig als der Gehilfe des Malers die in Entsetzen begriffene riesige Frauenfigur. Allein ihr zeigender Arm würde, fertiggestellt, fast zwei Schritt messen. Jeder Muskel war sorgfältig herausgearbeitet. Bewundernd ließ Scheijian den Blick zwischen dem Bildnis und seinem eigenen Arm hin- und herpendeln. Probe-weise bewegte er die Finger und beobachtete sein eigenes Muskelspiel. Er stellte fest, daß man mit diesen zusätzlichen Muskeln, mit denen allein der Unterarm auf dem Bild ausgestattet war, die erstaunlichsten Bewegungen ausführen könnte. Jeder Dieb würde sich darüber freuen, denn mühelos könnte er die Finger bis zum Handgelenk zurückbiegen, wahrscheinlich sogar darüber hinaus. Scheijian grinste in sich hinein und dachte: Zum Glück hat sie nicht solche Muskeln.

Einer plötzlichen Eingebung folgend, brüllte er zu dem alten Maler hinauf: »Großvater Geljan, auf ein Wort!« Ein faltiges Gesicht blickte verblüfft auf ihn herab. Es verzog sich zu einem zahnlosen Lächeln, dann kletterte der Maler vorsichtig eine Leiter herunter. Er war ein Männchen, sicher zwei Spann kleiner als Scheijian. Auch er hatte ein Käppchen auf dem Haupt, jedoch mit einer Quaste daran. Scheijian vermutete, daß diese Quaste das Unterscheidungsmerkmal zwischen

Meister und Schüler war. Derlei war nützlich zu wissen, falls er selbst einmal einen Maler verkörpern müßte. Immer noch verschmitzt grinsend, sagte Meister Sewarzkis: »Nur ein Maraskaner kann so respektlos sein. Habe einige gekannt in Festum. Konnte sie nie leiden. Haben alle keine Ahnung von Kunst! Was willst du, Junge?« Trotz seiner Worte blickte er freundlich drein.

»Ich komme wegen des Gemäldes, das Ihr für den Prinzen Kasparbald maltet«, erklärte Scheijian.

Geljan knurrte: »Das ist noch nicht fertig. Wird auch nicht eher fertig werden, wenn man mir meine Zeit mit Fragen verphexisiert.« Er verfiel in ein keifendes Falcett: »Meister Sewarzkis, habt Ihr nicht endlich das Bild fertig? Habt Ihr nicht dies, habt Ihr nicht das? Sewarzkis ist kein Krakenmolch, Junge, er hat nur zwei Arme! Muß man eben Obacht geben und sich Bilder nicht stehlen lassen.«

Scheijian begriff: »Ich meine nicht die Kopie des Bildes, sondern das Original.«

Ein zorniges Funkeln trat in die Augen des Malers, und sein Körper richtete sich zu der imposanten Größe von fast anderthalb Schritt auf. Empört zischte er: »Sewarzkis kopiert nicht, Sewarzkis schöpft!«

Scheijian wartete, bis Sewarzkis sich beruhigt hatte, und teilte ihm mit, daß das geraubte Bild doch noch seinen Weg nach Tuzak gefunden habe. Der Maler nahm die Neuigkeit mit mißtrauischem Gesichtsausdruck zur Kenntnis. Als er jedoch erfuhr, warum Scheijian ihn aufgesucht hatte, verfinsterte sich sein Gesicht erneut. Ein dumpfes Grollen kam über seine Lippen, und zwar in einer Lautstärke, die man dem kleinen Mann nicht zugetraut hätte. »Sewarzkis malt keine haarigen, bärtigen Frauen!« tobte er. »Meine Frauen sind schön, anmutig und muskulös!« Wie von einem Hornissenschwarm gejagt, rannte er zu einem der Bilderstapel und zerrte ein paar Gemälde heraus. »Haare?

Junge, siehst du Haare?« brüllte er. »Anmut und Muskeln! Keine Haare!«

Scheijian betrachtete die Bilder genau. Es waren Vorstudien zu dem Werk, das ihm Milhibethjida gezeigt hatte, die in der Sorgfalt ihrer Ausarbeitung dem späteren Original nur wenig nachstanden, sowie eine halbfertige Kopie davon. Doch wiewohl sich die Studien teilweise beträchtlich voneinander unterschieden, hatten sie eines gemeinsam: Dort, am Tisch, wo die Frauenfigur aus dem 64. Draijsh sitzen sollte, saß niemand. Er konnte sie auch auf anderen Teilen der Bilder nicht entdecken.

»Nun, Junge?« fragte Sewarzkis triumphierend.

Scheijian sprach das Naheliegende aus: »Wenn Ihr sie nicht daraufgepinselt habt, dann muß sie später hinzugefügt worden sein,«

Sewarzkis hüpfte schier die Augäpfeln aus den Höhlen. Sein Mund klappte auf und zu und ein befremdliches »Waaa? Waaa?« kam aus seiner Kehle, das nach einigen Wiederholungen zu einem verständlichen »Verstümmelt!« wurde. Jäh verstummte er und blickte sich gehetzt in dem firunsstillen Atelier um. Genauso jäh verfiel er in neues Gebrüll. »Verräter! Meuchler! Neider!« Und er stürzte wie die verkörperte Rachsucht auf seine Gehilfen zu. Sie reagierten höchst auffällig, indem sie sich in den Staub warfen und ihre Unschuld beteuerten. Das nahm dem Wüterich den Wind nicht aus den Segeln, sondern lenkte nur seine Schritte in eine andere Richtung, nämlich in eine Ecke des Ateliers, wo eine langstielige Axt lehnte. Er ergriff sie, schwang sie über dem Kopf, und unentwegt alle Welt des Verrats und Neids bezichtigend, rannte er damit zu dem Gestell, um sein neuestes Werk zu vernichten. Obwohl er nur ein kleiner alter Mann war, bedurfte es der gemeinsamen Anstrengung seiner drei Schüler und Scheijians, ihm die Axt zu entwenden. Während zwei von ihnen das jetzt schluchzende Bündel wegführten,

wandte sich der dritte an Scheijian. »Ihr geht nun besser. Der Meister ist etwas ungnädig.«

Scheijian eilte aus dem Atelier, wo ihn draußen die Pagin bereits erwartete. »Wir gehen zur Herberge!« erklärte er. Wortlos folgte sie ihm.

Als Scheijian die gemeinsame Kammer betrat, war Is-hajid gerade dabei, eine recht frische, nicht sehr tiefe, doch mehrere Finger lange Schnittwunde am Oberschenkel zu versorgen. Der Verschorfung nach konnte die Verletzung nicht älter als zwei oder drei Stunden sein. Er warf sich auf die freie Bettstelle und schaute schweigend zu ihr hinüber.

»Nicht sehr schlimm«, erklärte die Priesterin. »Der Kratzer wird mich nicht sonderlich behindern. Ich zog ihn mir heute morgen zu, als ich zu noch sehr früher Stunde durch die Stadt ging. Dabei traf ich zwei Männer, die offenbar auf mich gewartet hatten. Sie behaupteten, mein Gehilfe, also du, habe nach mir geschickt. Ich folgte ihnen, auch wenn mir das Ganze wegen deiner vorherigen Unwilligkeit, mir zu erzählen, was du auf der Burg wolltest, aranisch vorkam. Glücklicherweise war mein Schnitter dabei, denn kaum hatten wir die Stadt durch das Osttor verlassen, als sich drei weitere Männer zu uns gesellten und es auf einmal nicht mehr hieß, mein Gehilfe habe sie geschickt, sondern nur schnöde: ›Mitkommen!‹«

»Was waren das für Gesellen?« warf Scheijian ein.

»Ich habe sie nicht gefragt«, antwortete die Priesterin und zog das Gewand über das verletzte Bein. »Die ersten waren uniformiert wie Stadtwachen, die anderen sahen nicht anders aus, als man hier eben aussieht. Es hätte sich auch nicht gelohnt, ihre Bekanntschaft zu machen, da ich vier von ihnen auslöschte, worauf der fünfte floh.«

Scheijian stemmte sich mit den Unterarmen auf und schaute eindringlich zu der Priesterin hinüber: »Vier?«

Sie deutete mit dem Kopf flüchtig auf ihren Schnitter:

»Ich erkläre dir bereits, daß ich eine gewisse Übung damit habe.«

»Und die Leichname?«

»Ich warf sie in den Fluß. Mittlerweile dürften sich die Fische des Meeres an ihren Kadavern ergötzen. Ich wollte keinen weiteren Ärger. Meinst du immer noch, du hättest mir nichts zu erzählen? Nicht, daß es viel daran ändern würde, wenn man einmal seiner Wiedergeburt entgegengeht, aber es macht einen doch neugierig, warum einem jemand dazu verhelfen will, meinst du nicht?«

Scheijian starrte grübelnd zur Decke. Er überlegte, warum Ishajid zu so früher Stunde bewaffnet unterwegs gewesen sein mochte und ob die Hohe Schwester in Tuzak mit derartigen Vorfällen gerechnet hatte. Ob das ihr Grund gewesen war, ihn zu beauftragen. Ihre Worte fielen ihm ein: »Du hast gelernt, zurückzukehren.« Wer mochte wissen, was ihr dieser Prinz Kasparbald während seiner Anwesenheit in Tuzak über sein Land erzählt hatte. Er hätte damals nachfragen sollen! Jetzt erinnerte er sich daran, was ihm seine Gastgeberin an diesem Morgen gesagt hatte: »Es formt sich immer eine Meute von Verschwörern.« Vielleicht hatte sie ihm deshalb ihre Pagin hinterhergeschickt, nicht um ihn zu beobachten, sondern damit ihm nichts widerführe.

»Nun?« brachte sich seine Gefährtin wieder in Erinnerung.

Er sah in ihr Gesicht, aus dem ihm ihre tiefblauen Augen ungeduldig entgegenblickten.

»Der Grund für meinen Besuch in der Burg ist folgender: Sagt dir der 64. Draijsh der Heiligen Rollen etwas?«

»Welche Stelle? Hilf mir.«

Er zitierte: »In seinem einundvierzigsten Jahr füllte Rurech Gram, denn es war Hunger, und die Surgh wüteten. Ein Frau kam zu Rurech ...«

Ishajid fiel ihm ins Wort: »... haarig waren ihre Arme und Beine, haarig waren ihre Brüste und ihr Gesicht. Ein roter Umhang bedeckte ihre Schultern, zwei Dolche trug sie...«

»Nicht ganz«, korrigierte er, »einen Speer. Jedoch...«

»Stimmt! Es ist ein Rätsel. Hat es nicht mehrere Lösungen? Aber was hat das hiermit zu tun?«

Scheijian faßte knapp zusammen, was es mit dem Bild auf sich hatte, warum ihn Milhibethjida nach Nostria geschickt und was er in der Burg und später im Atelier des Malers erfahren hatte. Als er geendet hatte, fragte Ishajid: »Warum sollte jemand ein Bild stehlen und es verfälschen? Und warum sollte mich jemand entführen wollen?«

»Weiß ich nicht. Aber letzteres könnte mit meinem Aufenthalt in der Burg zu tun haben.«

»Beim Prinzen?« antwortete sie skeptisch.

»Nicht beim Prinzen, er war gar nicht da. Ich sprach mit einer Edlen dieses Landes, mit dieser Feldherrin, von der man uns gestern in der Taverne vorgeschwärmt hat«

»Ach?« antwortete seine Gefährtin spitz. »Jetzt ist es kein Prinz mehr, sondern eine Feldherrin! Ihr scheint viel zu besprechen gehabt zu haben.«

»Das wenigste davon hatte mit meinem Auftrag zu tun«, antwortete er. »Das meiste war persönlicher Art«

»Und wegen dieses Persönlichen wollte man mich vermutlich auch entführen? Wie rührend! Sicher ein eifersüchtiger Galan. Und da wir uns beide ähneln wie ein Ei dem anderen, dachte er bestimmt: ob Bruder oder Schwester, diese maraskanischen Bruderschwestern sind alle gleich!«

»Du mußt nicht scharfzüngig werden, Schwester. Hätte sich derlei vor einigen Jahrzehnten in Tuzak zutragen, als wir noch einen eigenen König hatten, dann hätte es dich nicht verwundert. Am Hof dieses Landes scheint es ähnlich ränkesüchtig zuzugehen wie damals bei uns. Bedenke, welche Aufmerksamkeit wir

in der Stadt erregten! Irgendein Konkurrent sah, daß einer dieser beiden Fremdlinge gleich nach der Ankunft die Feldherrin aufsuchte, ohne zu wissen, daß der Besuch ursprünglich dem Prinzen galt, argwöhnte, daß es etwas zu bedeuten habe, was wirklich nicht schwer ist, und wollte in Erfahrung bringen, ob dieses Treffen Einfluß auf das hiesige Machtgefüge haben könne. In unserer eigenen Heimat reicht weniger aus, um sogar für alle Zeiten zu verschwinden! Das, was ich dir sagte, ist wahr.«

Ishajid widersprach Scheijian nicht, ihr Gesicht verriet jedoch nach wie vor Zweifel an der Erklärung. Scheijian war es einerlei, was sie glaubte oder nicht. Es war ohne Bedeutung für ihn, auch wenn es noch von Bedeutung werden würde, wie er wußte.

»Was hast du jetzt vor? Wartest du, bis der Prinz zurückgekehrt ist?«

Er sprang auf und packte seine Sachen zusammen. »Wahrscheinlich werde ich warten müssen, jedoch nicht hier. Ich habe keineswegs vor, in das Ränkespiel des nostrischen Adels verwickelt zu werden. Wir hatten ausgemacht, daß wir nach Salza reisen. Ich sehe keinen Grund, von diesem Plan abzuweichen.«

»Einverstanden«, stimmte Ishajid zu. »Doch wart wenigstens noch so lange, daß ich mir Garn und Nadeln besorgen kann, um mein zerrissenes Gewand zu flicken – und Heilkräuter für die Wunde,«

Als sie die Kammer verlassen hatte, trat Scheijian ans Fenster und spähte hinab auf die Straße. Drei Hunde liefen scheinbar ziellos schnuppernd herum. Als ein kleiner Mann mit Lederschürze und einem großen Korb am Haus vorbeikam, hefteten sie sich entschlossen an seine Fersen. Er wandte sich im Gehen um, rief etwas Unverständliches und wedelte mit der freien Hand. Die Hunde wichen zurück, warteten und schlossen, als der Mann weiterging, zutraulich wieder auf. Scheijian erkannte in ihm den Knebelbärtigen aus der

Taverne. Bald darauf sah er die Priesterin kommen. Sie trat zu einem Passanten, wechselte einige Worte mit ihm und eilte daraufhin zielstrebig die Straße hinunter. Dem Haus gegenüber entdeckte er Rondrianes Pagin. Sie stand steif und unbeweglich da und starrte auf den Eingang der Herberge. Von Ishajid hatte sie keine Notiz genommen, da sie offenbar nicht wußte, daß Scheijian zusammen mit ihr hier war. Zu viele Kletten! dachte er.

Nachdem Ishajid von ihren Besorgungen zurückgekehrt war, verließen sie das Haus. Scheijian ging geradewegs auf die Pagin zu. »Du magst jetzt wieder deinem Tagwerk nachgehen, da ich die Stadt verlassen werde. Ich denke doch, daß es nicht deinen Befehlen entspricht, mir weiterhin nachzugehen.«

Das Mädchen überhörte die Worte und entgegnete statt dessen: »So Ihr vorhabt, jetzt nach Salza zu reisen, werde ich Euch zur Kutsche führen, wie es die Fürstede befohlen hat.«

Scheijian sah sie zweifelnd an. Eine Erkenntnis dämmerte ihm. »Schwester, du willst damit nicht sagen, daß du mir nur gefolgt bist, um meine Führerin zu sein, falls ich eine Kutsche benötigen sollte? Hättest du das nicht gleich sagen können?« Er bedauerte jetzt, daß er so abweisend zu ihr gewesen war.

»Es entsprach nicht meinen Befehlen«, erklärte die Pagin ungerührt.

Entgegen Scheijians Erwartungen war die Kutsche nicht nur für ihn und Ishajid bereitgestellt worden, sondern war die regelmäßige Eilkutsche zu der Stadt im Norden des Königreiches. Dort, wo sie abfahren sollte, warteten bereits vier Mitreisende: eine Matrosin, deren Schiff in Salza vor Anker lag, eine noch junge, ernstblickende Borongeweihte sowie zwei Männer in langen Talaren, deren wichtigtuerischem Zwiegespräch man entnehmen konnte, daß sie Administrialbeamte des Hofes waren, die nach Salza abgeordnet worden waren.

Sie und die beiden Kutscher warteten gelangweilt vor ihrem vollbepackten und angeschrirten Gefährt, da – wie Scheijian auf seine Nachfrage erfuhr – noch zwei weitere Reisende erwartet wurden.

»Und wenn ich nicht heute hätte fahren wollen, hätte diese Kutsche gewartet, oder hätte es eine andere gegeben?« fragte Scheijian die Pagin.

»Nein«, antwortete sie steif und ging davon, ohne sich auf eine weitere Erklärung einzulassen. Ihrem düsteren Tonfall nach schien die Kutsche für alle Zeiten die letzte aus dieser Stadt heraus zu sein.

Der Vormittag war schon fast verstrichen, als die noch fehlenden Reisenden endlich eintrudelten. Die Kutscher, die ursprünglich zugesagt hatten, daß man an diesem Tag bequem Trontsand erreichen werde, hatten mittlerweile ihr ungeduldiges Fluchen eingestellt und saßen schicksalsergeben und würfelnd vor einem Rad ihres Gefährts.

Die letzten Mitreisenden, ein unaufhörlich grinsender Mann und ein großgewachsener Elf, schlenderten heran, als gehörte ihnen alle Zeit, als müßte es so sein, daß die Kutsche auf sie wartete, und täte sie es nicht, so wäre es auch nicht von Bedeutung. Sie plauderten miteinander in einer gespreizten, altertümlich klingenden Sprache, die nur selten in die Nähe des Verständlichen rückte und die doch eine gewisse Verwandtschaft mit dem Dialekt der Einheimischen aufwies, mit denen Scheijian bisher gesprochen hatte. Dies, ihr Auftreten und ein verborgener Hauch von Vornehmheit in ihrer auf den ersten Blick gewöhnlichen Kleidung verrieten Scheijians geübtem Auge, daß sie nicht zum gewöhnlichen Volk gehörten, sondern vermutlich Teil des niederen Adels dieses Landes waren. Die Vermutung erwies sich als richtig, da einer der Kutscher die Zuletztgekommenen mit unverhohlener Verärgerung und flüchtiger Respektsbezeugung als Wojwoden von Norddrakenburg und Eberwildern ansprach.

Scheijian folgte dem Geschehen aufmerksam, da er bisher nur selten einen Vertreter des Elfenvolkes gesehen hatte und deshalb stillschweigend davon ausgegangen war, daß sie grundsätzlich in leichten Bausch gekleidet sein mußten, geschmückt mit Federn, Perlen und anderem Zierat. Alles dies traf auf den Elfen nicht zu. »So kann man sich täuschen«, bemerkte er versehentlich etwas zu laut.

»Seht Ihr!« antwortete der Elf ernst, als hätte er Scheijians Gedanken erraten.

Auf der Fahrt konnten es beide Maraskaner an Schweigsamkeit mit der Boroni aufnehmen. Beide hingen ihren Gedanken nach. Das Verschwinden und Wiederauftauchen des Bildes machten Scheijian Sorgen, und die versuchte Entführung Ishajids, die alles noch schwieriger machte, als es ohnehin schon war, trug ebenfalls nicht zu seiner Beruhigung bei. Er hatte das Gefühl, als befände er sich am Ende eines langen Ganges, wo eine Tür auf ihn wartete, die er durchschreiten mußte, ohne zu wissen, was dahinterlag. Es erinnerte ihn an den Gang zum Eßraum der Gordovanaz. Bilder hingen an den Wänden, die auf eine unbekannte Art und Weise verbunden waren, doch, einzeln betrachtet, diese Verbundenheit leugneten.

Selbst wenn einer der beiden Maraskaner ein Gespräch hätte führen wollen, so wäre es in dem schaukelnden Gefährt nur schwer möglich gewesen, da die Kutscher beschlossen hatten, die Verspätung aufzuholen, und ihre Pferde unbarmherzig antrieben. Das Gelände erlaubte eine hohe Geschwindigkeit, doch auch wenn diese Straße eine der besseren Nostrias war, so war die Fahrt in der Kutsche dennoch ein stetes Rütteln und Durchschütteln, und jeder der Passagiere war darauf bedacht, sich irgendwo festzuklammern, um nicht fortwährend auf seinen Nachbarn geworfen zu werden. Meile um Meile raste die Kutsche durch flachhügeliges Binnenland mit gelbgrünem Gras, Getreide-

und Rübenfeldern und gelegentlichen Herden braunweißer Ziegen, bis die Straße sich schließlich wieder der Küste näherte, wo jenseits eines schmalen Streifens gelben Sands das Meer lag.

Kurz vor Einbruch der Dunkelheit erreichte man Trontsand, eher ein Dorf als eine Stadt, zwei Meilen vor dem Meer. Wie beim Näherkommen zu sehen war, gab es verstreut im Umland der Ortschaft eine Reihe einzeln gelegener Herrenhäuser und Landsitze, da das Städtchen, wie einem aufklärenden Ausruf eines der beiden Adligen zu entnehmen war, sich wegen seiner malerischen Lage bei den Oberen des Landes einer gewissen Beliebtheit als Sommerfrische erfreute oder vielleicht auch erfreut hatte, was den Worten nicht genau zu entnehmen war, da die Erklärung mit einem nur diesen beiden Adligen verständlichen Scherz verknüpft war. Ein Hügel, der an den weggeworfenen Kreisel eines Riesenkindes erinnerte, erhob sich landseitig Trontsands. Er wurde gekrönt von einer Burg, einem stattlichen Rundbau.

Auf den letzten Meilen hatte sich der Himmel zugezogen, Folge eines plötzlichen Sommergewitters, das grollend begann, als die Kutsche in Trontsand einfuhr. Grelle Blitze umtanzten die Turmburg auf dem Hügel, die Reisenden sprangen eilig aus ihrem Gefährt, hinein in den dichtfallenden Regen, froh, wieder sicheren Boden unter die Füße zu bekommen.

Der einzige, der nicht rannte, war Scheijian. Grübelnd stand er im Regen und beobachtete, wie die lange schmale Gestalt des Elfen in dem Gasthaus verschwand, vor dem die Kutsche gehalten hatte. Irgend etwas störte ihn an dem fremdartigen Wesen, das er nicht in Worte fassen konnte. Er horchte in sich hinein, doch es war nur eine schwache Erinnerung, undeutlich wie das Donnern eines viele Meilen entfernten wegziehenden Gewitters.



Ein Baum, ein Baum?

Salza, das Scheijian und Ishajid am übernächsten Tag erreichten, erwies sich als rührige Handelsstadt und – obwohl es nicht einmal halb so reich an Bevölkerung war – als weitaus weltoffener als die Hauptstadt des Landes. Hier gab es Niederlassungen mittelreichischer Liebfelder, sogar bornländischer Handelshäuser, und zahlreiche fremdländische Besucher prägten das Stadtbild. Was sie anlockte, war das begehrte Steineichenholz, das auf dem Ingval hierher geflößt und weiterverarbeitet wurde, sowie eine nicht minder begehrte Frucht des Meeres, die Salzarele, deren Laichgebiet vor der Küste des Landes lag, und die von Salza aus, getrocknet, geräuchert oder in Salzlake eingelegt, nach Süden verschifft wurde. Die Stadt roch nach beidem, nach Holz und nach Fisch.

Wie zuvor in Nostria, so erregten die beiden Maraskaner auch in Salza Aufsehen, so daß Ishajid beschloß, dieser Lästigkeit dadurch Herrin zu werden, daß sie ihr Priesterinnengewand bei einem Schneider gegen ein weniger auffälliges Kleidungsstück tauschte. Am Rand eines keilförmigen Platzes bat sie Scheijian, auf sie zu warten.

Den Platz beherrschte ein Reiterstandbild aus Bronze, das den König des Landes in jungen Jahren darstellte, mit lockigem Haupt, ein gezücktes Schwert zum Meer hin gerichtet, Spöttern zufolge die einzige Richtung, wo sich niemand von dieser kriegerischen Geste angesprochen fühlen konnte.

Neben dem steinernen Sockel des Standbildes um-

drängten vier auswärtige Besucher der Stadt eine Halbwüchsige, die mit dramatischen Gesten und gegen geringes Geld eine Geschichte zum besten gab, die den Zuhörern erstaunte Ausrufe entlockte und ihr Mienenspiel zwischen Neugier und Schrecken wechseln ließ. Scheijian gesellte sich zu ihnen und erfuhr so, was die Stadt zu verbergen und vergessen trachtete und was ihre fremden Gäste und die Not mancher Einheimischer ihr beharrlich in Erinnerung brachten, nämlich die wahren Umstände des Abzugs der thorwalschen Besatzungsmacht.

Diese Geschichte, die das Mädchen dank vieler Übung flüssig erzählte, unterschied sich wesentlich von der Geschichte, die Scheijian und Ishajid im Gasthof in Nostria gehört hatten, da sie nicht von Ruhm und Posaunenhall sprach, sondern von Geistern, die vor Jahresfrist für einen Tag und eine Nacht die Straßen der Stadt beherrscht hatten. Sie hatten sich unbemerkt unter die Lebenden gemischt, waren umhergegangen und hatten gesprochen, so lange, bis irgend jemand bemerkte, daß nicht alle Menschen um ihn herum einen festen Körper besaßen und daß es unter den Anwesenden einige gab, die schon lange nicht mehr umhergehen sollten. Entsetzen hatte um sich gegriffen.

Scheijian wußte nicht, wieviel er dem Mädchen glauben sollte. Zwar schmückte sie ihre Geschichte stark aus – immer noch jämmerlich im Vergleich zu einer tulamidischen Erzählerin –, doch gab es Einzelheiten, die er nicht für erfunden hielt, und nicht nur die anderen Zuhörern fröstelte bei dem Gedanken an ganze Scharen totgeglaubter Zurückgekehrter.

Er stellte Nachfragen, die die Erzählerin gegen weitere Münzen gern beantwortete und die dazu führten, daß sich für Scheijian, den Magier, ein anderes Bild herauskristallisierte. Es schien ihm nicht mehr so, als wäre diese Stadt wirklich von den Seelen der Rastlosen bevölkert gewesen, es klang vielmehr nach einem gewal-

tigen Ausbruch elementarer und unverständener Magie, der sich in optischen und akustischen Illusionen manifestiert hatte!

Dies war zwar weniger unheilig, aber nicht beruhigender, da es Scheijians Vorstellungskraft überstieg, wie viele Magier nötig gewesen wären, um einen derart gewaltigen Zauber zu wirken und aufrechtzuerhalten. Eine ganze Stadt mit Illusionen zu bevölkern – das war unvorstellbar! Dazu kam, daß diese Illusionen offenbar keine wahllosen gewesen waren, sondern in den Fällen, da sie als die Geister der Toten gedeutet wurden, genauso ausgesehen hatten wie die Erinnerungen derjenigen, die sie erkannten. Allerdings mochte dies eine Übertreibung der Erzählerin sein.

Scheijian dachte daran, was die Feldherrin Rondriane über die Stadt gesagt hatte. Sie hatte niemals gesagt:

Wir haben Salza erobert, sondern nur: Wir bekamen es zurück. Wie ein Geschenk, wie eine Gabe, von der man nicht wußte, warum man sie bekam und ob man sie überhaupt haben wollte.

Er erinnerte sich, daß er etwa zur gleichen Zeit davon gehört hatte, daß ein Drache einen ganzen Landstrich im mittelreichischen Weiden vernichtet hatte. Er überlegte, ob es zwischen diesen zeitgleichen Vorfällen einen Zusammenhang geben mochte, ob sie zu den Vorzeichen von Borbarads Rückkehr gehörten, und fragte sich, ob er nicht kostbare Zeit vergeudete, wenn er in der Fremde einer einzelnen Priesterin nachjagte, statt die verbleibende Zeit bis zum Beginn der Schrecken im Kreise von Freunden und Vertrauten zu verbringen.

Die Ankunft einer Büttelin beendete die Erzählung. Sie vertrieb das Mädchen und mahnte mit ernstem Gesicht: »Ihr müßt nicht alles glauben, was man euch erzählt, und euch von jeder Lügnerin die Taler aus der Tasche ziehen lassen. Wir sind eine ordentliche Stadt«

Kurz darauf stürmte Ishajid aus der Schneiderwerk-

statt, nach wie vor in ihrem Priesterinnengewand, rote Flecken der Erregung auf den Wangen.

»Sie war hier!« verkündete sie. »Im Laufe des Winters. Der Schneider hat es mir erzählt, als er mein Gewand erkannte, daher schien es mir auch keine gute Idee mehr – trotz aller Lästigkeiten –, es zu wechseln.«

»Sie war hier?« antwortete Scheijian. »Das hatten wir erhofft. Doch wo ist sie jetzt?«

»Soweit ich erfuhr, scheint es in der Nähe ein Hesindekloster zu geben, das sie aufsuchen wollte. Vielleicht kann man uns dort mehr erzählen. Was ist?«

»Ich mußte daran denken, daß sie auch in Kuslik einen Tempel Hesindes aufsuchte. Ich frage mich, was sie zu der Schwester zieht.«

»Vielleicht erfahren wir es dort. Wie der Schneider berichtete, scheint sie von einer Krankheit geplagt gewesen zu sein. Das klingt schlimm.«

Das Kloster lag im Norden der Stadt, zusammen mit seinem Tempel in einem ummauerten Bezirk. Es war in spätbosparanischem Stil erbaut, mit abgesetzten Kuppeln, zierlichen Türmchen und allgegenwärtigen Schrägen. Die spielerische Leichtigkeit des gestreiften Bauwerks verriet, daß es dem lange verschwundenen Stil nicht nur nachempfunden, sondern wirklich in ihm errichtet worden war.

Ishajids Gewand erwies sich wiederum als vorteilhaft, da es den beiden Maraskanern unverzüglich Zugang zum Vorsteher des Klosters verschaffte. Er paßte zu diesem Bauwerk. Wäre es denkbar gewesen, so hätte man gern geglaubt, daß er gleich nach Bauende sein hohes Amt angetreten hatte, da er nur noch aus Falten und Runzeln zu bestehen schien. Die wenigen langen Haare auf der fleckigen Kopfhaut und die im Alter überlang gewordene Nase gaben ihm das Aussehen eines Geiers, jedoch eines sehr erhabenen und stolzen Vertreters dieser Art. Für Scheijian war sein Anblick

eine Überraschung, da er zum ersten Mal vor jemandem stand, der noch älter als sein Großvater wirkte.

Der Geweihte Andralas war nicht übermäßig erfreut über diesen Besuch, jedoch auch nicht offen ablehnend. Er ließ Wein auftragen und erklärte sodann: »So Ihr kommt, um den Diskus Eurer Glaubensschwester zurückzufordern, muß ich Euch leider sagen, daß wir ihn nicht mehr haben. Die Dame Xanjidane schenkte ihn uns, da wir sie gesundpfl egten und ihr die Karte überließen. Außerdem meinte sie, daß sie ihn nicht mehr benötige.«

Das war ein wenig zuviel auf einmal. »Was habt Ihr damit gemacht?« platzte Scheijian heraus. Ohne zu ihr hinzusehen, fühlte er Ishajids stechenden Blick. Sie würde ihm abermals zürnen, da er ihr nichts von der Wurfscheibe erzählt hatte.

»Welchen Diskus?« hörte er sie scharf auf Maraskani fragen.

»Einen der sechzehn, ich hatte ihn gefunden«, erklärte er beiläufig.

Etwas abgelenkt durch das für ihn unverständliche Zwiesgespräch, beantwortete der Vorsteher die Frage. »Wir haben den Metallkern der Scheibe an einen durchziehenden Händler verkauft. Eure Bekannte sagte, es sei Endurium und habe großen Wert. Wie recht sie hatte, denn achthundert Dukaten bekamen wir dafür! Doch das Geld können wir Euch ebenfalls nicht mehr geben, da wir es für den Erhalt von Tempel und Kloster ausgaben. Es sind alte Bauwerke, denen die Zeit nicht bekommt.«

»Ein guter Handel«, bestätigte Scheijian trocken, ohne zu erkennen zu geben, daß sein Lob nicht dem Verkäufer galt. »Könnt Ihr mir beschreiben, wie der Mann aussah?« fragte er weiter. Erleichtert darüber, daß es nicht vorrangig um den materiellen Wert des Gegenstands zu gehen schien, beschrieb der Geweihte den Käufer. Er hatte keine Ähnlichkeit mit Boromeo

Wulweshjoden, war nicht einmal ein Alanfaner oder Liebfelder gewesen, sondern ein dicklicher Mann aus Harben.

Scheijian lehnte sich zurück und kaute nachdenklich auf seinem Daumnagel. Eines der Rätsel, die Verbindung zwischen der Priesterin und dem Alanfaner, das ihn seit Wochen beschäftigte, hatte sich damit als belanglos erwiesen. Es gab keine Verbindung zwischen beiden bis auf die Tatsache, daß sie ihren Diskus hergegeben hatte, daß ein windiger Händler das Kloster übers Ohr gehauen und ihn erworben und daß jener das Metall später weiterverkauft hatte, so daß es schließlich, vielleicht über weitere Zwischenbesitzer, in die Hände Boromeo Wulweshjodens gelangt war, bei dem er, Scheijian, es gefunden hatte. Mit leichtem Unbehagen dachte er daran, daß mit seiner Hilfe das Endurium wieder in den Tuzaker Tempel gelangt war, dorthin, von wo aus es die weite Reise angetreten hatte und wohin es wieder hätte zurückkehren sollen. Entschlossen wischte er das Unbehagen beiseite, denn diesen geschlossenen Kreis, den er da bemerkte, gab es nur, weil er Teil desselben war und weil er ihn gedanklich nachvollzogen hatte. Ohne das eine war das andere nicht möglich – es war nicht viel mehr als die Frage nach der Henne und dem Ei.

Ishajid, welche die für sie sinnlose Fragerei nach dem Käufer des Diskus leid geworden war, hatte sich derweil weiter mit Andralas unterhalten. Sie erfuhr, daß es nicht Xanjidas ursprüngliche Absicht gewesen war, das Kloster aufzusuchen, sondern vielmehr die Bibliothek des Tempels, um sich dem Studium des Bosparano zu widmen. Den Geweihten waren die deutlichen Anzeichen der Blauen Keuche an ihr aufgefallen, und um Salza vor einer Verbreitung der gefürchteten Seuche zu bewahren, die vor Jahrhunderten schon einmal die Stadt heimgesucht und beinahe entvölkert hatte, beschlossen sie, sie im Kloster zu behalten. Sie hatten sie

unter großen Anstrengungen über den Höhepunkt der Krankheit hinweggepflegt und auf den Weg der Besserung gebracht. »Gegen meinen Rat verließ sie uns«, beendete Andralas seine Ausführung. »Ich sagte ihr, es sei zu früh und sie noch zu schwach, doch es drängte sie, uns zu verlassen.«

»Ihr spracht von einer Karte?« brachte ihm Ishajid in Erinnerung.

»O ja«, entgegnete der Geweihte, »eine wertvolle und gute Karte der Aventurischen Lande. Ich denke, es hatte mit ihren Papieren zu tun.«

»Er könnte dein Bruder sein, Bruder«, bemerkte Ishajid sarkastisch zu Scheijian und wandte sich wieder freundlich säuselnd an Andralas. »Welche Papiere?«

»Aufzeichnungen, die sie während ihrer Genesung machte, unverständliches Geschreibsel, sicherlich eine Folge des Fieberwahns. Einige haben wir noch.«

Verwundert blickte er auf seine fremdländischen Gäste, die gleichzeitig zu Salzsäulen erstarrt schienen, und bot sich an, ihnen die Aufzeichnungen zu zeigen. Er führte sie in einen hellen kleinen Raum, dessen Fenster die Form einer durchschnittenen Lilienzwiebel hatte. Durch die Öffnung sah man auf eine Buche, deren Äste bis zum Fenster reichten. Auf einem davon saß ein Zeisig, der sich fleißig das Gefieder putzte und erschreckt davonflatterte, als er die Menschen bemerkte. Hier also hatte Xanjida ihre Krankheitstage verbracht.

Auf einem Schemel lagen einige Bogen Pergament. Mit Erstaunen beobachteten Andralas und Ishajid, wie der dritte Anwesende nach einem flüchtigen Blick die Hände vor dem Gesicht zusammenschlug und laut stöhnte: »Bei der Schönheit Rurs!« Sie studierten die Pergamente, doch das sinnlose Geschmiere wollte keinen Sinn für sie ergeben. Für Scheijian ergab es sehr wohl einen Sinn: Es handelte sich um die gleiche Art von Silbenumgruppierungen und -streichungen, die ihm Milhibethjida im Tuzaker Tempel vorgeführt hatte.

Ungeduldig wedelte seine Gefährtin mit den Blättern vor Scheijians Gesicht: »Was hat das zu bedeuten? Was siehst du darin?«

Er hielt ihr Handgelenk fest, so daß er die Pergamente in Ruhe betrachten konnte, und erklärte: »Sie hat an einer neuen Lösung des 64. Draijisch gearbeitet. So wie sie sich benahm, hat sie offenbar auch eine gefunden. Allerdings habe ich keine Vorstellung davon, in welcher Sprache sie es versucht hat. Diese paar Worte sind mir unbekannt«

Nacheinander blätterte die Priesterin die Bogen durch, drehte und wendete sie, da sie kreuz und quer beschriftet waren, studierte sie gründlich, leise vor sich hinmurmend. Ihre blauen Augen blitzten belustigt auf. »Es ist gar nicht so schwer«, erklärte sie. »Es ist Altmaraskani.«

Scheijian starrte sie an, als wäre sie von Sinnen.

»Das ist Unfug«, sagte er, »es gibt kein Altmaraskani. Die Sprache unserer Heimat entstand aus der Vermischung der eingesessenen mittelreichischen Siedler mit den Beni Rurech. Die einen sprachen Garethi, die anderen Tulamidya oder ihr Ruuz, das nur ein tulamidi-scher Dialekt ist. Jeder weiß das.«

»Ich habe nicht behauptet, daß es diese Sprache gibt, sondern daß das, was auf dem Papier steht, Altmaraskani ist oder vielmehr sein könnte. Bedenke, wo wir sind!«

»In Nostria, es ist ein sehr altes Land«, sprang Andralas hilfreich ein.

»Eben«, pflichtete Ishajid bei. »Wir wissen doch, daß Xanjida ein besonderes Interesse am Bosparano hatte. Dir Aufenthalt hier muß sie auf die Idee gebracht haben, diesen Weg zu beschreiten. Auch dir dürfte aufgefallen sein, daß der hiesige Dialekt des Garethi ein wenig altertümlich verschoben klingt. Erwinnere dich an die beiden Adligen in der Kutsche.«

»Na!« protestierte der Geweihte pikiert.

»Ich weiß immer noch nicht, was du mir eigentlich sagen willst, Schwester«, beharrte Scheijian.

»Stell dir vor, unsere Insel wäre zur gleichen Zeit wie dieses Land besiedelt worden. Welche Sprachen hätte man gesprochen?«

»In Anbetracht der Zeit: Urtulamidya und Bosparano, die Vorläufer des Garethischen und Tulamidischen.«

»Und was hätte sich daraus entwickelt? Bestimmt nicht unser Maraskani. Deshalb hat Xanjida versucht, beide Sprachen so zu vermischen, wie wir es später getan haben.«

Scheijian schüttelte den Kopf. »Es kann doch nicht sein, daß dieser rätselhafte Vers nicht nur Lösungen in unterschiedlichen Sprachen hat, sondern gar in Sprachen, die es nie gab!«

Dennoch nahm er die Pergamente wieder in die Hand, las, sprach laut aus, was er las, veränderte Betonung und Sprachmelodie. Bisweilen half ihm der alte Geweihte über eine Silbe hinweg, deren Bedeutung Scheijian nicht kannte. Lauter werdend, wiederholte er in immer größeren Abschnitten, was er herausgefunden hatte, und brüllte es schließlich heraus: »In seinem einundvierzigsten Jahr war Rurech besessen vor Gram, denn schlimmer als die üblen Surgh dräute der verderbliche Fluß. Ein Vogel ließ sich vor ihm nieder, rot war sein Kleid.« Er brach ab und herrschte den Klostervorsteher an: »Wo ist der Rest? Das kann nicht alles sein!«

»Es ist alles, was wir haben«, entgegnete der Greis eingeschüchtert.

»Was bedeutet es?« fuhr Ishajid ihren Begleiter an.

Mühsam beherrscht raunte er: »Sie hat tatsächlich eine weitere Lösung gefunden. Und ihre Lösung enthält eine ähnliche Umschreibung wie jene Stelle der Heiligen Rollen, aus der wir von der Rückkehr des Bethaniers erfuhren! Ich wette darauf, daß die vollständige Lösung empfiehlt, wo Asboran erbaut werden soll!«

Durcheinanderredend, schreiend, sich gegenseitig an Lautstärke übertrumpfend, fielen beide Maraskaner über Andralas her, der von seinen Landsleuten solche Gefühlsausbrüche nicht gewohnt war und nur mühsam dem Fragenhagel standhalten konnte: Was war mit der Karte? Gab es eine Gegend, die die Priesterin besonders interessiert hatte? Wohin war sie aufgebrochen? Welches Schiff hatte sie genommen und wann?

»Es war eine sehr genaue thorwalsche Karte der Welt, die wir kennen«, konnte sich der Geweihte endlich durchsetzen. »Sie nahm sie mit, und ich weiß nicht, ob sie ein Ort darauf mehr interessierte als ein anderer. Nein, sie nahm kein Schiff, jedenfalls nicht von Salza, da ihr jemand wegen des thorwalschen Piratengesindels Angst eingejagt hatte. Sie sagte, sie wolle nach Nostria reisen und erst von dort aus ein Schiff nehmen, da es sicherer sei.«

»Da kommen wir her, und wir haben nicht einmal nachgefragt!« rief Ishajid.

»Möglicherweise ist sie schon lange wieder auf Maraskan«, fügte Scheijian hinzu, trat zornig gegen das Bein des Bettgestells, in dem Xanjida gelegen hatte, und schlug sich gleich darauf kräftig gegen die Stirn: »Ich bruderloser Narr!«

Mit glänzenden Augen rief er aus: »Sie tragen allesamt Bausch, Holzperlen und Federn im Haar!«

»Elfen!« beantwortete Andralas die nicht gestellte Frage und blickte drein, als befürchte er, daß dieser eigenartige Südländer jeden Augenblick in Tobsucht verfallen könne.

»Elfen!« wiederholte Scheijian. Ishajid sah ihn fragend an. »Weil sie alle gleich gekleidet sind«, erklärte er. »Man muß nicht wissen, daß sie spitze Ohren und schrägstehende Augen haben, man erkennt sie an ihrer Gewandung, die bei allen ähnlich ist. Deshalb versuchte man, dich zu entführen: weil du die gleiche Tracht trägst wie Xanjida! Es hatte überhaupt nichts mit

irgendwelchen Ränken zu tun. Wer die Tat plante, hat die Priesterin gekannt. Und wer das Bild fälschte, erfuhr eine der Bedeutungen des 64. Draijisch von ihr. Allerdings muß er auch wissen, daß es andere Lösungen gibt und daß eine davon etwas enthält, das von großem Wert ist. Allerdings scheint er nicht zu wissen, was es ist, da es ihm Xanjida nicht verraten hat, sonst hätte er nicht versucht, dich in seine Hände zu bekommen. Nein, sie hat kein Schiff genommen, sie hat dieses Land nie verlassen!«

Von einem Augenblick zum anderen war Andralas allein in der Kammer. Sorgenvoll sah er zum Fenster hinaus auf den Zeisig, der sich wieder auf dem Buchenast niedergelassen hatte und eben einen Käfer aufpickte. An diesem Abend brachte er zu Papier: »Der Maraskaner ist ein hitziger Gesell, der das Rätseln liebt und gern in Rätseln spricht. Doch ist sein Naturell noch wankelmütiger als das des Thorwalschen, so daß man leider sagen muß, daß er gleich ihm oft zu Irrsinn neigt.«

Ishajid und Scheijian verließen Salza auf einem Paar gestohlener Maultiere. Anfänglich, als Scheijian mit den schwarzbraunen Tieren ankam, war die Priesterin entschieden dagegen gewesen, sie zu verwenden. »Nie und nimmer setze ich mich auf eines dieser Ungeheuer!« hatte sie protestiert. »Sie werden mich abwerfen, so daß ich mir den Hals breche, oder sie zertrampeln mich.«

»Es sind brave Tiere«, hatte er sie beruhigt, »und wir werden mit ihnen schneller vorankommen. Außerdem sind sie nicht so schwer zu reiten.« Um seine Worte zu unterstreichen, hatte er dabei die mehlfarbene Nase des einen Maultiers getätschelt, das sofort nach ihm schnappte, seine Hand aber nicht erwischte, da er sie gerade noch rechtzeitig wegzog. »Siehst du, es mag mich und versucht, meine Hand zu lecken«, log er, »sie mögen nämlich das Salz des Schweißes.«

Zumindest teilweise erwies sich Scheijians Behauptung als richtig, da Ishajids Reittier wirklich von sehr sanftmütigem Wesen war. Was jedoch das andere anbelangte, so lernte Scheijian schnell, daß etwas Wahres an den Worten der Priesterin gewesen war, da es ihn aus den tiefsten Tiefen seiner Maultierseele heraus verabscheute und sich deshalb wie das erwähnte Ungeheuer aufführte, so daß sein Reiter es sich zur Angewohnheit machte, immer dann, wenn ihn das Tier seine Abneigung zu sehr spüren ließ, ihm die greulichsten Drohungen ins Ohr zu flüstern:

»Benimm dich, Bruder, oder ich werde dich schlachten und pökeln. Vielleicht schneide ich dich auch in Streifen, lege dich in Soße ein und backe dich in Teig.« Das Maultier zeigte sich davon wenig beeindruckt. Darauf angesprochen, was er mit dem Vieh zu flüstern habe, erklärte Scheijian seiner Begleiterin in sanftmütiger Versonnenheit: »Sie mögen es, wenn man mit ihnen spricht. Nicht wahr, du armes Würstchen?«

Jetzt, da die beiden Menschen von der fernen Insel wußten, wonach sie zu suchen hatten, fiel es ihnen leicht, die Fährte der vermißten Priesterin aufzunehmen und im Auge zu behalten. Wenn nötig, erkundigten sie sich unterwegs in den winzigen Weilern und Gehöften, ob Xanjida während des Winters vorbeigekommen war, meistens mit Erfolg. Es war nicht das erste Mal, daß Scheijian von der Bruderschaft vom Zweiten Finger Tsas so etwas tat, und man hatte ihm vor Jahren beigebracht, worauf er zu achten hatte, wenn er jemanden verfolgte, der nicht davon wußte. Man hatte ihn gelehrt, abzuschätzen, welche Wegstrecken die betreffende Person zurücklegen würde, wenn sie zu Fuß unterwegs war, wie sich diese Strecken verlängerten, wenn das Gelände und die Häufigkeit von Karren und Gefährten dafür sprachen, daß sie auf einem davon mitgenommen worden sein konnte und welche Schlüsse er daraus ziehen durfte, wann und wo sie gerastet, nach Wasser gesucht und um Nah-

rung vorgesprochen hatte. Daher kamen die beiden nicht wesentlich langsamer voran, als wären sie lediglich auf ihren Tieren gemütlich nach Süden geritten.

Gleich hinter Trontsand verlor sich die deutliche Spur. Ishajid und Scheijian folgten noch eine Weile der Straße nach Süden, wendeten, ritten zurück bis nördlich Trontsands, erkundigten sich dort und kehrten dann wieder um zu dem kleinen Flecken.

Am schmalen Strand der Ortschaft, der nach wenigen Schritten Sands in kargen Boden übergang, bewachsen mit blondem langen Gras, doch häufig durchbrochen von geriffeltem grauen Gestein, mit dem Blick aufs Meer, auf dem einzelne Fischer in Blickweite ihre Netze nach Salzarenen ausgeworfen hatten, faßte Ishajid zusammen: »Wir gehen seit einiger Zeit nur noch im Kreis. Sie kam genau bis Trontsand und nicht weiter. Hier endet ihre Spur, und wenn wir den Bericht der letzten Bäuerin mit jenem vergleichen, den wir aus Salza über Xanjida haben, so scheint ihre Krankheit sie abermals ereilt zu haben. Wer kann sagen, wohin sie im Fieberwahn ging?«

»Wenigstens einen Weg muß es geben, Schwester, das wissen wir«, wandte Scheijian ein. Wenige Augenblicke später zerbrach die unfreiwillige Gemeinschaft aus Menschen und Maultieren. Das Ende wurde durch ein aufgeregtes Schnauben der abgesattelt grasenden Tiere angekündigt und durch ihr fluchtartiges Davongaloppieren vollzogen. Die Ursache dieser Trennung war ein einzelner Wolf, der sich an den Strand verirrt hatte. Auf der Suche nach irgend etwas hatte er die Schnauze in eine Oase rotleuchtender Blumen im fahlgelben Grasmeer gesteckt, ihren Blütenstaub eingeatmet und stand nun niesend da, verwundert auf den goldenen Staub blickend, der ihn wie eine Wolke umgab und der sich als feiner Puder auf seiner Nase niederließ. Die angespannt zu ihm herübersehenden Menschen hatte er genauso spät bemerkt wie sie ihn. Einige Herzschräge

lang starrte er sie mit dem rätselhaften Blick seiner Art an, dann drehte er sich um und trottete gemächlich davon, als wolle er mit der Beiläufigkeit seiner Bewegungen klarmachen, daß es hier nichts Beunruhigendes gab, abgesehen von diesem frechen kitzelnden Staub, und als wüßte er doch insgeheim sehr genau, daß er das harmloseste Geschöpf weit und breit war.

»Es ist nicht schade um die Mistviecher«, erklärte Ishajid. »Sollen sie doch rennen, wohin sie wollen. Zum Glück haben wir ihnen unsere Packen abgenommen.«

Aufgrund der Erlebnisse der vergangenen drei Tage schloß sich Scheijian widerstandslos ihrer Meinung an.

Zu Fuß kehrten die beiden Fremdlinge in diesem fremden Land in das Städtchen zurück und setzten alsbald ihre Suche im Umland fort. Sie erkundigten sich nach der Priesterin in der Turmfeste auf dem Hügel und trugen ihre Frage von einem der verstreuten Land-sitze zum anderen. Manche dieser Anwesen lagen leblos verlassen, in anderen fanden sie nur einen Verwalter oder eine Verwalterin vor, die allein oder mit wenigen Knechten die Gebäude vor dem Verfall bewahrten, wieder andere waren fröhlich belebt von Besitzern und Dienerschaft. Am zweiten Tag wurden sie fündig, an dem Tag, da auf ihrer Heimatinsel und in den Städten des Festlands, wohin vor Jahrzehnten die Kinder des Eilands vor den kaiserlichen Eroberern geflüchtet waren, der erste Tag des neu angebrochenen maraskanischen Jahres gefeiert wurde, woran aber weder Scheijian noch Ishajid dachten.

Von ferne sah der steinerne Leichnam des zerfallenden Gebäudes nicht so aus, als lebe darin jemand, den die beiden befragen könnten, als lohne es sich allenfalls nachzuprüfen, ob die von der Krankheit geschwächte Priesterin in seinem Gerippe Schutz gesucht und eine Spur hinterlassen hatte.

Das Haus war aus gelblichem Sandstein erbaut, die

hohen Fenster waren größtenteils mit verwitterten Holzläden verschlossen, und die Mauer, die es umgab, wies große Lücken auf. Ein triumphaler, aber zerbröckelnder und durch den Verfall nutzlos gewordener Steinbogen hatte einst Zutritt zum Haus gewährt. Beidseitig war er von quadrigen Sockeln flankiert, auf denen die Stümpfe zerborstener Schmuckamphoren standen und von denen Scheintreppen ins Nichts führten. Sowohl auf dem Bogen als auch auf dem Dach des Gebäudes hatten kleine Büsche und Gras ihre Wurzeln geschlagen, Bäume mit kugeligen Laubkronen standen darum herum, irgendwo schlug ein Laden rhythmisch im Wind auf und zu. Ein Hirtenjunge, dessen Ziegenherde in der Nähe graste, hatte Ishajid und ihrem Begleiter erzählt, das Haus sei bewohnt.

Sie betraten das Anwesen durch eine Mauerlücke. »Ich mag solche Ruinen nicht«, erklärte Ishajid. »Sie kommen mir immer so vor, als hätten sie ihre ehemaligen Bewohner nie ganz verlassen, als spukten ihre Seelen, statt zu Boron und Tsa gegangen zu sein, immer noch als Geister darin herum.« Sie schüttelte sich. Scheijian warf ihr einen unwilligen Blick zu, da ihre Worte ein leichtes Frösteln auch bei ihm hervorgerufen hatten.

»Was wollt ihr Gestrolch hier?« fragte eine Stimme barsch. Sie gehörte einem stämmigen Mann, der im Gegensatz zu anderen Verwaltern mit einem Kurzschwert bewaffnet war. Sein spitzes gelbliches Gesicht war von einem Geflecht kleiner Narben überzogen, ein äußerst spärlicher langborstiger Schnurrbart, der diese Bezeichnung allenfalls im Gegenlicht der sinkenden Sonne verdient hätte, hatte sich wie ein selbständiges schmarotzendes Wesen auf der Oberlippe angesiedelt, die lange gelbe Vorderzähne entblößte. Dies alles und seine gesamte Körperhaltung gaben ihm das Aussehen einer in die Ecke gedrängten Ratte. Genauso beschrieb Ishajid die Erscheinung auf Maraskani.

Als habe er dem unverständlichen Kauderwelsch eine

Höflichkeit entnommen, entspannte sich der Mann. »Ihr seid fremd hier?« fragte er fast schon freundlich, ohne daß dadurch sein Aussehen liebenswürdiger geworden wäre. Ishajid nickte bestätigend. »Wir suchen eine Frau, eine Freundin, die möglicherweise hier war und genauso gekleidet ist wie ich«, sagte sie und deutete auf ihr Gewand.

Der Rattengesichtige dachte nach, als hätte Ishajid ihm eine überaus schwere Frage gestellt, und antwortete: »Ich werde lieber Tommelian fragen, der hier das Sagen hat« Er schlurfte mit gesenktem Haupt voran, die eintönige gelbe Hausfront entlang, vorbei an einem großen Wagenrad, das gegen die Wand lehnte und dem einige Speichen fehlten, zum Eingang, dessen Tür mit einem Stein blockiert war. Er drückte sie auf, ein scharrendes Geräusch erzeugend, und führte die Besucher ins Innere des Gebäudes, wo er sie im Eingangsraum warten hieß, bevor er durch den schmalen Spalt einer halboffenen hohen Tür in einem Nachbarraum verschwand. Auf wackeligen Stühlen, deren zerschlissene Polsterung das Geisterdasein führte, vor dem sich Ishajid zuvor gefürchtet hatte, nahmen sie und Scheijian Platz. Im Raum herrschte Düsternis, da Licht nur durch Ritzen und den Spalt der Eingangstür in den geschlossenen Fensterläden drang.

»Da haben die Leute in diesem Land schon keine Vorstellung davon, was echtes Licht ist, und dann sperren sie das wenige, das sie haben, auch noch aus«, bemerkte Scheijian kopfschüttelnd.

Die Wände des Raumes waren mit einer verblaßten Stofftapete bespannt, von der zahlreiche Fäden wie Spinnweben herabhingen, oben an der Decke hatten sich sogar ganze Bahnen gelöst, verrottender Müll lag stinkend auf dem Boden, so daß das offenbar einst wohlhabende Gebäude nun ärmlicher wirkte als ein von jeher armes Haus. Über der Eingangstür prangte ein Wappen, es zeigte einen Hasen.

Nicht wegen dieses wenig heldenhaften Wappentiers mußte Scheijian grinsen, sondern weil er sich an seinen Freund Raschid erinnerte.

»Ich behaupte nicht, daß ich es glaube, aber ich behaupte auch nicht, daß ich es nicht glaube«, hatte der Krieger eines Abends das Gespräch eröffnet, während er eines der langohrigen Geschöpfe enthäutete.

»Was denn, Raschid?« hatte Scheijian geantwortet.

»Es soll eine Gegend geben, wo man es für Praioslästerung hält, Hasen zu essen – wegen der Ohren.«

»Niemand ißt Hasenohren, Raschid. Von mir aus kannst du sie haben, ich mag sie auch nicht«

»Darum geht es nicht, Scheijian. Sie sagen, weil sie überall herumsitzen und horchen, und so lange sitzen bleiben, bis man fast auf sie tritt... Nun, es heißt« – er verfiel in ein Flüstern –, »sie belauschen uns, weil sie die Spitz... die Beobachter des Herrn Praios sind.«

Scheijian hatte damals herzlich gelacht und geantwortet: »Da gibt es noch andere, die lauschen: Esel, Pferde, Vögel, Eidechsen. Aber die Allerschlimmsten, Raschid, die Allerschlimmsten sind unsere maraskanischen Kakerlaken. Solche Käfer, sag ich dir! Und da sie selten freiwillig verschwinden, müssen sie wohl Praios' eifrigste Lauscher sein!«

»Du schwatzt schon wieder, Scheijian!« hatte Raschid damals gebrummt.

Scheijian leitete seine Gedanken in die Gegenwart zurück. Er sah zu Ishadjid hinüber, deren Kopf im Nacken lag, die ihren Schnitter auf den Schenkeln wog und gedankenverloren mit dem Daumen an seinem Griff schnippte. Er sann darüber nach, daß er seinen Freund schon lange nicht mehr gesehen hatte und wie oft er sich vornahm, ihn aufzusuchen, um es dann doch nicht zu tun. Mein halbes Leben besteht aus Dingen, die ich tun wollte und nie tat, dachte er, plötzlich

schweremütig. Er nahm sich vor, seinen Entschluß dieses Mal in die Tat umzusetzen, vorausgesetzt, er hätte noch genügend Zeit, bis Borbarad zurückgekehrt war und seine Gegenwart enthüllte. Scheijian hatte keine Zweifel, was die Enthüllung für Raschid bedeuten würde: Er würde sein Schwert ergreifen und unverzagt im Namen seiner Göttin als einer der ersten in diesem aussichtslosen Kampf fallen, so daß er genauso tot wäre wie Querinia. Der Gedanke an diese Unvermeidlichkeit ließ eine spontane Mordlust in Scheijian aufsteigen, für die es weder Ziel noch Opfer gab.

Die Tür öffnete sich, und der Narbengesichtige schaute in den Raum: »Tommelian hat mich angewiesen, euch vorzulassen, weil er euch etwas über eure Freundin berichten kann.«

Sie erhoben sich von ihren Stühlen und folgten ihm durch zwei Räume hindurch in einen dritten. In keinem der beiden Gemächer gab es natürliches Licht, entweder lagen sie völlig im Dunkeln oder waren von Lampen erhellt. Das galt auch für den letzten Raum.

Er war größer als die übrigen. Vorhänge ließen auf Ausgänge zu weiteren Räumen schließen, Fetzen einer Ledertapete hingen von den Wänden, von der Decke gefallene Stuckbrocken lagen auf dem Boden, die Ölfunzeln warfen viel zu große Schatten. Der bis zum Boden reichende Vorhang eines der Fenster war einen kleinen Spalt geöffnet und ließ eine Lichtbahn herein, in der Staub tanzte. Der Lichtstrahl endete bei einem nierenförmigen Tischchen, hinter dem, die Beine übereinandergeschlagen, die Arme verschränkt, vermutlich der Herr des Hauses saß, ein Fünzfziger im Morgenmantel mit Spitzbart und verlebtem Aussehen. Er reckte sich in einem breiten Sessel, der gefährlich ächzte. Neben ihm stand ein zweiter Mann.

Als Ishajid diesen erblickte, krampfte sich ihre Hand unwillkürlich um Scheijians Handgelenk. »Der war dabei, als sie mich entführen wollten!« sagte sie rasch.

»Die scheinen dich erkannt zu haben, Fringlas!« brummte der Spitzbärtige. »Dann kommen wir eben gleich zur Sache.« Wie auf ein vereinbartes Zeichen traten hinter den verhangenen Öffnungen der Nachbarräume ein Mann und eine Frau hervor, die gespannten Armbrüste auf Scheijian und Ishajid gerichtet. Ein weiteres Geräusch drang hinter ihnen hervor. Nur um sich zu vergewissern, sah Scheijian sich um, entdeckte noch eine Frau, ebenfalls einen Kreuzbogen haltend. Der Rattengesichtige schloß die Tür und gesellte sich zu seinem Anführer.

Scheijian schätzte die Lage nicht als ganz hoffnungslos ein; zwar durchschlüge auf diese kurze Entfernung ein Armbrustbolzen mühelos jeden Körper, andererseits könnten sich die Schußwaffen als nutzlos erweisen, sobald es gelänge, ein Durcheinander zu erzeugen. Ishajid schien die Lage genauso zu bewerten, da sie ihm mit einem unauffälligen Wedeln der Hand anzeigte, vorerst abzuwarten.

Während sie entwaffnet wurden, rieb sich der Anführer die Hände. »So ist der feine Plan doch aufgegangen!«

»Welcher Plan?« fragte Ishajid unschuldig.

Der Mann hinter dem Tisch strahlte zufrieden. »Der mit dem Bild. Schließlich seid ihr da.«

»Ich weiß nicht, wovon Ihr redet, mein Herr. Vielleicht eine Verwechslung?« fragte die Priesterin sanft.

Unsicher erwiderte der Mann ihren Blick und schrie dann plötzlich los. Er erhob sich dabei halb aus seinem Sessel. »Mich führt ihr nicht hinters Licht! Merkt euch, ich weiß alles. Und ihr beiden, ihr seid Maraskaner, ganz bestimmt!«

»Das können wir wohl nicht leugnen, mein Herr«, entgegnete Ishajid, »doch was soll das für ein Bild sein, von dem Ihr faselt?«

»Das ist kein Gefasel!« knurrte der Angesprochene patzig. »Es war ein genialer Plan, das Bild des Prinzen

zu stehlen, die Bärtige darauf malen zu lassen, und zu eurer Hochgeweihten zu schicken, damit es ihre Neugier erweckt, sobald sie es sieht! Immerhin seid ihr jetzt ja da und werdet uns alles erzählen!« Argwöhnisch ergänzte er: »Oder bist du gar die Hochgeweihte selbst?«

Bislang hatte Scheijian mühsam ein Lachen unterdrückt, nun brach es aus ihm heraus: Welch ein Tor! Hatte er wirklich geglaubt, Milhibethjida in die Hände zu bekommen, indem er ihr dieses Bild schickte? Oder hatte er nur mit einem beliebigen Priester oder einer beliebigen Priesterin des Tempels gerechnet? Selbst dann! Es war zum Lachen, wenn er bedachte, wen der Tropf erwartet haben mochte und wen er sich statt dessen in sein Haus geladen hatte!

»Er soll aufhören!« meckerte der Spitzbart beleidigt. Bevor ihn noch jemand gewaltsam zum Schweigen bringen konnte, beendete Scheijian das Gelächter. Er sagte: »Was seid Ihr doch für ein Narr! Habt Ihr wirklich geglaubt, unsere Hohe Schwester verlasse nur wegen Eures kleinen Scherzes ihren Tempel? Ihr wißt gar nichts über uns! Nie täte sie das.«

»Ist mir auch gleichgültig. Jedenfalls hat die andere uns alles erzählt«

»Nun, was denn? Vielleicht können wir Euch weiterhelfen«, warf Ishajid freundlich ein. »Obwohl ich sehr daran zweifle.«

Wieder rieb sich der Mann die Hände, da er ihre Frage als Zeichen dafür ansah, daß er endlich Oberwasser über seine Gefangenen erlangt hatte. »Eure Freundin war im Winter hier«, schlug er einen gewollt versöhnlichen Ton ein. »Zuerst haben wir sie gepflegt, dann hat sie etwas ausgeplaudert, von einem großen Verderben, das ganz Dere überkommen wird, und davon, daß es einen sicheren Zufluchtsort gibt. Letzteres fand ich sehr wissenswert! Leugne nicht, ich weiß, daß eure Priesterschaft seit über einem Jahr nach die-

sem Ort sucht. Und behaupte auch nicht, das sei Phantasterei! Es gibt Vorzeichen, unübersehbar.«

»Das hat sie Euch erzählt?« fragte Ishajid.

»Nicht ganz freiwillig, wir mußten etwas nachhelfen, aber alles konnte sie uns leider nicht mehr sagen,«

»Und Ihr kennt diesen Ort? Wozu braucht Ihr uns dann noch?« fuhr Ishajid angespannt fort.

»Weil wir den Vers nicht verstanden haben«, gab der Spitzbart kleinlaut zu.

»Den Vers?«

»Ja, ein Vers.«

»Und wenn wir diesen Vers auch nicht verstehen?«

»Dann bringen wir euch um«, entgegnete er kurzentschlossen, »und warten auf die nächsten Besucher.«

Ishajid sah zu Scheijian hinüber und dann wieder zu dem Mann im Sessel. »Und das nennt Ihr einen genialen Plan?«

»Immerhin, Ihr seid in die Falle getappt!« behauptete der Spitzbart stolz.

»Dein Plan ist nicht genial, sondern dumm, du Wicht. Was soll das für eine Falle sein, die man erst mühsam finden muß?« stichelte Scheijian, um ihn zu reizen, denn beeindruckt, wie der Mann von der Scharfsinnigkeit seines Vorgehens war, schien es dem Maraskaner ein möglicher Weg zu sein, ihn zu einer Handlung zu treiben, die das angestrebte Durcheinander auslösen würde.

Wenn der Plan überhaupt von dem Spitzbart ausgetüftelt worden war... Scheijian hatte Zweifel daran. So seltsam sich das Ganze auch anhörte, besaß es doch eine gewisse verschrobene Raffinesse und verriet etwas über den Planer, nämlich eine beeindruckende Arroganz und schier unglaubliche Geringschätzung und Verachtung derer, auf die seine Machenschaften zielten, Eigenschaften, die dem Spitzbart abgingen. Wirf den Hunden einen Knochen hin, und sie werden danach schnappen – das steckte dahinter. Scheijian fragte sich,

warum dieser vermutlich eigentliche Urheber nur so kompliziert vorgegangen und nicht einfach nach Maraskan gereist war, um zu erfahren, was er wissen wollte.

Das Bild brachte Scheijian zu einer neuen Einsicht. Wie jeder andere hatte er stillschweigend angenommen, daß die Aufgabe der Bruderschaft vom Zweiten Finger Tsas bei dem Bündnis zwischen ihr und der Priesterschaft – wie die Heiligen Rollen es prophezeiten – darin bestehe, den Schutz des Exodus zu übernehmen und auftretende Schwierigkeiten beiseite zu räumen. Nun fragte sich Scheijian, ob sich selbst Milhibethjida darüber im klaren war, daß jener Abspaltung von der Bruderschaft, Endijians neuem Zweig, der sich bemerkenswerterweise ›Krieger Tsas‹ nannte, eine noch wichtigere Aufgabe zukam. Asboran, der Zufluchtsort, würde wie ein Knochen werden, um den sich ein Rudel Hunde stritt, sobald bekannt wurde, was der Ort wirklich bedeutete. Die neue Stadt wäre zu schwach, um von Kriegern oder Söldnern verteidigt zu werden, doch Endijians Leute würden nie offen kämpfen, sie würden für nützliche Unfälle sorgen, bevor es überhaupt zu Kämpfen kam. Er war sich sicher, daß sein Großvater, der Zweite Finger, daran gedacht hatte.

Ein Streitgespräch entwickelte sich zwischen Ishajid und dem Kumpan des Spitzbärtigen, der neben ihm stand, dem überlebenden Entführer.

»Alles wäre nach Plan gelungen, wenn wir dich erwischt hätten! Schließlich haben wir seit Monden auf eine wie dich gewartet«, verteidigte er das Gerede seines Anführers.

»Da hättest du dann aber nicht weglaufen dürfen, Hasenfuß, als es ernst wurde!« spöttelte Ishajid.

»Niemand konnte ahnen, daß dein Kumpan plötzlich auftaucht und uns von hinten niedermacht!« verteidigte er sich.

»Red dich nicht heraus, es gab keinen Kumpan, ich war allein.«

Er wandte sich entrüstet an seinen Anführer: »Das Weibsbild lügt, Tommelian, ich bin nicht feige geflohen. Sie will mich nur verleumden.«

Scheijian ließ sich nicht anmerken, wie sehr die Streiterei und besonders die angeführten Argumente seine Neugier befriedigten. Sie bestätigten eine Vermutung, die er seit Tagen hatte.

Mit einem Krachen wurde die Halterung eines der Türvorhänge von hinten heruntergerissen, und eine weitere Person betrat das Gemach. Sie maß über zwei Schritt, der lange graue Kapuzenmantel schleifte spannlang mit dem Saum über den Boden, und das Gesicht war ganz hinter einem Schleier verborgen. Zornig fuhr die Gestalt, bei der es sich vermutlich um einen sehr schweren und vermutlich ziemlich kräftigen Mann handelte, den Tommelian genannten Spitzbart an:

»Narr, sie tanzen dir auf der Nase hemm! Sorg dafür, daß das aufhört!«

»Wer ist das?« fragte eine der Frauen scharf und richtete ihre Armbrust auf ihn. »Den habe ich noch nie gesehen!«

»Mein Bruder«, antwortete Tommelian scheu, »er ist nicht sehr gesellig.«

»Darum muß man sich doch nicht verhüllen!«

Tommelian seufzte: »Er hat eine hohe Stellung am Hof und will nicht, daß man ihn erkennt«

»Er traut uns nicht, was? Aber wir sollen ihm trauen?«

»Er ist mein Bruder, Perainiane, mein Wort darauf.«

»Nun frag sie endlich!« befahl der Vermummte, den Wortwechsel übergehend. »Sag ihnen, daß du ihnen für jede neue Dreistigkeit einen Bolzen verpassen läßt, nicht so, daß der Schuß tötet, nur daß er verkrüppelt – selbst wenn sie anschließend gespickt sind wie Rehrücken! Tu es gefälligst!«

»Ihr habt gehört, was mein Bruder sagt«, erklärte Tommelian, ergeben auf die Platte des Tischchens

blickend. Es war unverkennbar, wie sehr es ihn kränkte, so plötzlich von seiner Macht entbunden und hemmgestoßen zu werden, und wie es ihn demütigte, daß öffentlich demonstriert wurde, daß es jemanden gab, der ihm befahl, und daß er also nicht der wahre Anführer der Gruppe war.

»Es sieht so aus, als müßten wir uns vor Eurer Grausamkeit beugen wie einst vor der Macht der Perjins«, sprach Ishajid den Bruder direkt an. Sie gab eine überzeugende Darstellung geschlagener Unterwürfigkeit, die ihr auch Scheijian geglaubt hätte, wäre er nicht selbst Maraskaner gewesen. Denn drei Perjins hatte seine Heimat als Könige gekannt, und alle drei waren sogenannten Speiseunglücken zum Opfer gefallen: Der erste verstarb an einem schlecht zubereiteten Kugelfisch, der nächste stürzte versehentlich in sein Eßbesteck, der letzte erstickte an einem Stück Apfel. So, wie sie hintereinander innerhalb von nur sieben Jahren zu Tode gekommen waren, hatte es später niemand mehr gewagt, unter diesem unheilvollen Namen den Thron der Insel zu besteigen. Die Perjiniden waren wahrhaftig kein Beispiel unüberwindlicher Herrscher! Scheijian verstand, was ihm Ishajid damit sagen wollte: Ich werde eine Weile mitspielen, bis sie uns alles erzählt haben; später töten wir sie allesamt.

Die Pläne ihres Gefährten unterschieden sich damit nicht wesentlich von ihren, Scheijian hätte es allerdings vorgezogen, zuerst die Freiheit wiederzuerlangen. Auch wenn man den Vermummten nicht mitrechnete, so blieben immerhin noch sechs Bewaffnete übrig. Ishajids Zuversicht erschien ihm etwas überheblich.

Umständlich entfaltete Tommelian einen säuberlich beschriebenen Zettel. Ohne davon aufzublicken, sagte er leise: »Du, Frau, Geweihte – oder was du bist. Ich werde dir Fragen stellen, die du beantworten mußt. Du wirst mich nicht anlügen, da ich einige der Antworten kenne. Du hast gehört, was mein Bruder gesagt hat,

vergiß es nicht« Es klang wie eine Bitte. »Zuerst: Was hat es mit diesen Schrecken auf sich, die ihr erwartet?«

»Das wissen wir nicht«, log Ishajid.

»Aber sie kommen?«

»Ganz bestimmt«

Er blickte angestrengt auf sein Papier. »Was heißt Rurech?«

»Das ist ein Name«, antwortete Ishajid bereitwillig.

»Wessen Name?«

»Der Name von jemandem, der schon lange tot ist. Er war der Führer seines Volkes.«

»Wie lange tot?« mischte sich Tommelians Bruder ein.

»Lange bevor der Stamm der Beni Rurech, der *Kinder Rurechs*, nach Maraskan kam. Vielleicht tausend Jahre, vielleicht noch länger.«

»Das ist lange«, stimmte der Vermummte zu.

»Soll ich weitermachen?« fragte Tommelian und las nach einem bestätigenden Nicken des Bruders mühsam vom Papier ab. Hätten Scheijian und Ishajid nicht schon in Salza erfahren, daß er auf Xanjidas halb urtulamidischen halb bosparanischen Begriff für ›einundvierzig‹ hinauswollte, so hätten sie es wegen seines Gestammels nicht herausbekommen.

»Ich weiß es nicht«, antwortete die Priesterin.

»Es klingt nach Bosparano. Lernt ihr Geweihten das nicht?« warf der Vermummte ein.

»Nicht auf Maraskan«, entgegnete Ishajid. »Ich bin eine Wanderpriesterin der Zwillinge und muß wissen, was den Bauern nutzt. Kein Bauer kümmert sich um Bosparano.«

Er gab sich damit zufrieden. Tommelian verschan-delte das nächste Wort, das in fast reinem Urtulami-disch ›Nest‹ bedeutete.

Sein Bruder wiederholte das Wort ungeduldig, sprach es dabei so aus, wie es Xanjida getan hätte und wie er es nur aus ihrem Mund gehört haben konnte.

»Nun, kennst du das auch nicht?« sprach er Ishajid auf ihr Schweigen an. »Auch wenn deine Bauern es nicht brauchen, es klingt tulamidisch. Wenn euer Lehrer vor tausend Jahren starb, dann müßt ihr diese Sprache einst gesprochen haben, eure Schriften müssen darin abgefaßt sein! Laß ihr das Bein zerschießen, Tommelian!«

»Bruder, so hat es keinen Wert! Wir wissen doch, was die Worte heißen!« rief jener erregt. »Warum soll ich etwas daherstammeln, das ich selbst nicht verstehe? Warum sagen wir ihr den Vers nicht einfach, damit sie uns den Sinn erklärt?«

»Weil sie uns belügen wird! Laß auf sie schießen!«

»Nest«, zischte Ishajid und rettete damit ein letztes Mal ihre Haut.

»Da siehst du's, sie sagt's doch!« knurrte Tommelian.

»Ich werde es euch übersetzen«, lenkte die Priesterin ein.

Binnen einer halben Stunde übertrug sie die Worte von Xanjidas künstlicher Sprache in verständliches Garethi. Sie lauteten:

In seinem einundvierzigsten Jahr war Rurech besessen vor Gram, denn schlimmer als die üblen Surgh dräute der verderbliche Fluß. Ein Vogel ließ sich vor ihm nieder, rot war sein Kleid, von schwarzem und gelbem Flaum seine Brust, scharfe Krallen hatte er. Er sprach: ›Wann ist ein Nest ein Nest?‹ So antwortete Rurech: ›Wenn es Geborgenheit bietet, doch so hoch ist kein Baum.‹ Der Vogel sprach: ›Darum baue es dort, wo die Welt endet, und in der Mitte der weinenden Fürstin, der Heiligen und des purpurnen Königs!‹ So erhob er sich und gab Rurech neuen Mut, und viel Zeit verging, bis die Kinder Rurechs ihn wiedertrafen.

»Das ist wörtlich das, was die andere auch gesagt hat«, frohlockte der Spitzbärtige. »Wie du siehst, Bruder, hat sie uns nicht angelogen. Jetzt erklär uns, Frau, was das bedeutet!«

Ishajid starrte ihn mit versteinertem Gesicht an und antwortete: »Ich weiß es nicht.«

Scheijian bekam das Geschehen um sich herum nur noch wie durch einen Schleier mit, da er, noch bevor Is-hajid den gesamten Draijisch übersetzt hatte, im Geist den Text des Theaterstücks herzusagen begonnen hatte, das er in Kuslik gesehen hatte, nur um nichts von dem Gespräch mitzubekommen, nur um keinen Ansatz eines verräterischen Mienenspiels auf dem Gesicht zu zeigen. Leer sollte es sein, bar jeder Ahnung, ausdruckslos. Denn die Aussage des Textes war eindeutig, beängstigend eindeutig. Diese Unwissenden hätten alles wesentlich einfacher haben können, wären sie nur nach Maraskan gereist, fast jeder hätte ihnen die Worte dort erklären können! Warum hatten sie es nur nicht getan? Er überlegte, ob er jetzt versuchen sollte, die ganze Bande zu blenden, um unter dem Schutz des Zaubers zu entfliehen. Doch er hatte den Eindruck, irgend etwas fehlte noch. Abermals konnte er es nicht bestimmen – wie schon vor ein paar Tagen in Trontsand, als er über den Elfen nachgedacht hatte. Er beschloß, weiterhin zu warten.

»Es war umsonst. Sie verstehen das Geschwätz auch nicht«, sagte Tommelian gedrückt. »Vielleicht war es doch nur Fiebergefasel.«

»Du verdammtes Maulwurfshim!« herrschte ihn der Verschleierte an. »Sieh sie dir an! Sie wissen es beide! Oh, aber sie werden es uns sagen! Wie gern sie es uns noch sagen werden! Außerdem brauchen wir sowieso nur einen von ihnen. Du da« – er deutete auf den Rattengesichtigen –, »wenn ich es dir sage, erschlägst du die Frau; ich bin ihr Sträuben leid.«

»Ich tue nur, was Tommelian sagt«, erklärte der Angesprochene trotzig.

»Tu es, Wenzlas!« sagte der Spitzbart niedergeschlagen, und der Rattengesichtige nickte gehorsam. Derweil ging der Verschleierte mit schwerem Schritt in den Nachbarraum, aus dem er gekommen war, und kehrte mit einer Rolle zurück, die er auf den Tisch warf. Es

mußte die Karte sein, die Xanjida aus dem Kloster in Salza mitgenommen hatte.

»Warum seid ihr so versessen darauf?« fragte Ishajid, während er sie entrollte. Man konnte dabei sehen, daß er Handschuhe trug.

»Wenn ihr uns ziehen laßt«, sprach sie weiter, »werden wir uns dafür einsetzen, daß man auch euch dort aufnehmen wird.«

Scheijian bezweifelte, daß sie es ernst meinte, und der Vermummte schien seine Ansicht zu teilen.

»Was hätten wir davon?« gab er verächtlich zurück. »Wir können diesen Ort ganz für uns allein haben, ohne ihn teilen zu müssen. Dort werden wir sicher abwarten, bis alles vorüber ist. Ich bin nicht hartherzig, ich werde jeden aufnehmen, der mich bezahlt und willig ist, mir zu folgen. Und wenn das Chaos, worin immer es bestehen mag, vorbei ist, wird eine neue Ordnung entstehen. Diese Ordnung wird meine Ordnung sein!«

»Unsere, Brüder«, brachte sich Tommelian in Erinnerung.

»Sicherlich, Brüderchen, unsere und die deiner Leute«, stimmte der Verschleierte zu. »Wir werden alle sein wie Fürsten, wie Könige!«

»Was ihr vorhabt, wird euch kein Glück bringen!« warf Scheijian ein.

»Ach ja?«

»Dieses Land haben die Heiligen Rollen unserem Volk zugedacht. Schon vor Jahrhunderten wurde es so niedergeschrieben. Glaubst du, du könntest etwas daran ändern? Die Diener Rurs werden das nicht zulassen.« Es war nur ein Versuch ins Blaue hinein, und Scheijian wußte selbst nicht, ob er auch nur den geringsten Sinn ergab. Wer kannte schon die Pläne der Götter?

»Euer Volk interessiert mich keinen Kreuzer. So viele werden sterben, daß ein paar mehr auch nicht ins Ge-

wicht fallen. Und was eure Götter anbelangt, wen kümmern schon eure Zwitter?« antwortete Tommelians Bruder hämisch. Seine Gefangenen trugen es mit Fassung. Kein Sterblicher konnte ihre Götter verhöhnen, nur sie selbst.

»Was sind das für Leute?« meldete sich das Rattengesicht zu Wort.

»Wer?« fragte Scheijian und dreht ihm das Gesicht zu.

»Euer Volk, die Leute, die ihr dort hinführen wollt«

»Zum größten Teil Bauern. Warum?« antwortete er und nahm mit Verwunderung das bewegte Mienenspiel des häßlichen Burschen wahr. Etwas ging in ihm vor.

»Das hast du mir nicht erzählt, Tommelian«, warf er seinem Anführer vor.

»Ich hab dir vieles nicht erzählt, Wenzlas«, entgegnete der Spitzbärtige bitter.

»Das hättest du aber tun sollen! Ich bin Kendrärer, wie du dich vielleicht erinnerst. Ich war ein Kind, als die Thorwalschen kamen. Einer dieser Riesen kam zu uns und erklärte, unser Hof werde jetzt ihm gehören, aber mein Vater könne, wenn er wolle, mit der Axt darum kämpfen. Der alte Mann war, seit ich mich erinnern kann, ein ängstlicher Mensch, unsere Mutter nicht besser, aber sie war schon tot und wir Kinder noch zu jung. Weißt du, was der Alte geantwortet hat, Tommelian? Er hat geflennt und gebettelt und hätte dem Fremden schier die Füße geküßt, als er uns gehen ließ. Er war erleichtert, als er dem Thorwalschen im Tausch für sein Leben alles überlassen durfte, was uns gehörte. Er starb vor fünf Jahren, aber ich habe ihn wiedergesehen, vor einem Jahr in Salza, als die Toten herumliefen. Ich war dort, Tommelian, ich war dort. Ich sah ihn genauso, wie ich ihn in Erinnerung hatte, als verängstigten, erbärmlichen kleinen Mann! Tommelian, es hat mir nichts ausgemacht, für dich eine kranke Priesterin zu

verprügeln, es macht mir auch nichts aus, für dich einen der beiden abzustechen, aber ganz bestimmt werde ich deinetwegen nicht das tun, was man mit uns tat. Ich werde deinetwegen keinen verängstigten blöden Bauern ihr Land streitig machen!«

»Bring ihn zum Schweigen!« befahl Tommelians Bruder, doch der Angesprochene saß nur still da und starrte vor sich hin. »Warum darf er plötzlich kommandieren?« sprach Wenzlas weiter, Tränen der Wut rannen ihm aus den Augen. »Warum läßt du dir das von deinem Bruder bieten? Was mich betrifft, bei dieser Schurkerei mache ich nicht mit«

»Er soll still sein!« wiederholte der Vermummte, was den Rattengesichtigen nicht hinderte, eine der Frauen anzusprechen: »Wie siehst du das, Base?« Sie scharrte unschlüssig mit den Füßen, worauf er den nächsten seiner Kumpane ansprach, einen nach dem anderen. Einer der Männer und die zweite Frau ließen die Armbrüste fallen und gingen mit ihm zur Tür. Scheijian beobachtete die Szene mit Erstaunen und sprach zu den Scheidenden: »Wie man sich täuschen kann! Ich verspreche dir, Bruder, daß du es nie bereuen wirst« Der Rattengesichtige drehte sich um und warf ihm ein wütendes »Ach, verreck doch!« zu, dann verschwanden sie.

Damit hatte sich die Anzahl ihrer Wächter auf vier verringert, ein faßbares Maß für ihn und Ishajid.

»Unternimm etwas!« fuhr der Vermummte seinen Bruder an.

»Was denn?« entgegnete Tommelian hilflos.

»Willst du sie entkommen lassen, du Trottel, damit sie alles ausplaudern? Die anderen sollen ihre Armbrüste auf sie abschießen!«

»Bruder, das sind *meine Leute!*« keuchte der Spitzbart entsetzt.

»Du verweichlichtes Hasenherz!« entgegnete der vermummte Hüne in beinahe liebenswürdigem Ton und schlug nach ihm.

Scheijian hatte niemals einen schrecklicheren Schlag gesehen. Er fegte Tommelian aus dem Sessel, schleuderte ihn über das umstürzende Tischchen hinweg mehrere Schritt weit durch den Raum. Erschrocken starrte Scheijian auf den bewegungslosen Körper. Der Vermummte mußte wortwörtlich die Kräfte eines Bären haben, denn mit einem einzigen Hieb seiner bloßen Hand hatte er dem eigenen Bruder den Schädel eingeschlagen.

Ishajid reagierte zuerst. Sie riß dem verbliebenen Mann das Kurzsword aus der Scheide und stürzte sich damit auf den Brudermörder.

Falsche Reihenfolge, dachte Scheijian mechanisch, trat rasch vor und rammte dem Entwaffneten drei Fingerspitzen an eine Stelle seines Körpers, die jenem schmerzhaft deutlich machte, daß diese sehr verletzlich war. Er brach augenblicklich zusammen, gerade als ein Armbrustbolzen jene Stelle kreuzte, an der sein Angreifer eben noch gestanden hatte. Scheijian drehte sich zu Wenzlas' Base um, die den Bolzen abgeschossen hatte, und deutete mit ausgestreckter Hand auf sie. Sie taumelte zurück, als hätte er sie geschlagen, obwohl er etliche Schritt von ihr entfernt stand, und wurde von einem Augenblick zum anderen kreidebleich, stürzte ebenfalls und blieb röchelnd und zitternd liegen wie ein gestrandeter Fisch. Die Hand immer noch erhoben, wandte er sich an Ishajid und den Vermummten.

Ihr erster Schwertstreich hatte sein Gewand durchdrungen und von oben bis unten aufgeschlitzt, offenbar ohne ihn zu verwunden. Er schien gewandter zu sein, als sie ihm zugetraut hatte. Eine erbarmungslose Wildheit lag auf ihrem Gesicht, als sie ihren nächsten Hieb führte, der dem Gegner den Schädel spalten sollte. Abwehrend streckte Tommelians Bruder die behandschuhte Hand aus, griff in die Klinge und hielt sie fest. Ishajid riß ihr Schwert herunter und zog es ihm in seiner gesamten Länge durch die Hand. Der Schnitt hätte

ihn die Hand kosten müssen oder wenigstens einige Finger, doch kein einziger Tropfen Blut spritzte, nur der Handschuh wurde zerfetzt. Abermals schlug sie zu, wieder faßte die Hand achtlos in die Klinge, zerrte daran und entriß sie Ishajid so leicht, als wäre sie ein Hund. In hohem Bogen flog das Schwert durch die Luft, auf Scheijian zu. Er duckte sich blitzschnell und hörte es hinter sich gegen die Wand schlagen.

Unterdessen hatte der Vermummte Ishajids Handgelenk gepackt, während sie mit ihrer freien Hand in sein Gesicht gefahren war. Sie krallte die Hand in den Schleier und riß ihn herunter. Spitze Schreckenslaute drangen aus ihrer Kehle, als sie sah, was sich unter dem Schleier verbarg: Das Gesicht war dem Tommelians nicht unähnlich, jedoch glatter mit härteren Konturen. Das war nicht verwunderlich, denn es bestand weder aus Haut noch aus Fleisch, sondern aus weißgrau gebändertem starren Stein. Keinem toten, sondern lebendigem Stein.

Ein Gargyl! schoß es Scheijian durch den Kopf. Eine lebendig gewordene Statue! Er ließ die zum Zauber erhobene Hand sinken. Ishajid helfen zu wollen, war sinnlos, denn der Körper dieses Wesens war fast unzerstörbar, und Gargyle waren bekanntlich nahezu immun gegen jegliche Art von Magie. Mit einem galligen Beigeschmack dachte er daran, woher er sein Wissen hatte. Tarrad hatte ihm von Gargylen erzählt, am Vormittag jenes Tages, als er versucht hatte, ihn zu töten. Hätte er seinem Lehrer nur einen Tag mehr Zeit gegeben, so hätte er jetzt vielleicht gewußt, was zu tun war.

Verzweifelt suchte er sich in Erinnerung zu bringen, was ihm sein Lehrmeister damals erzählt hatte. Aber war diese Kreatur überhaupt ein Gargyl? Gargyle waren dumm, doch dieser Riese hatte Klugheit bewiesen, hatte sich wie ein Mensch benommen, und Tommelian bezeichnete ihn als seinen Bruder. Die Anrede schien wörtlich gemeint zu sein, also hatte der

Steinerne einst den Körper eines Menschen besessen, hatte ihn getauscht und war jetzt die Seele eines Menschen in einem Körper aus Stein, ein Bastard, ein Menschengargyl. Seine Existenz war eine Verletzung der Regeln, nach denen Rur die Welt geschaffen hatte und nach denen Boron, Tsa und die anderen Diener des Zwillingsgottes sie verwalteten. Sie war ein Triumph der Lächerlichkeit, der Ishajid in wilde Panik versetzte.

»Wer ist die weinende Fürstin?« drängte der Steinerne, ihr Handgelenk fester umklammernd und mitleidslos zerquetschend. Wimmernd und mit weit-aufgerissenen Augen verriet Ishajid: »Jergan, die Tränenreiche, die Fürstenstadt!«

»Die Heilige?« fragte er weiter. Auch wenn sie es gewollt hätte, so hätte sie es nicht über die Lippen gebracht, denn ihre Zähne klapperten so sehr, daß kein verständliches Wort aus ihrem Mund kam. Er quetschte fester, bis Blut in seinen Ärmel lief, und berührte mit seinem Gesicht das ihre. »Wer ist die Heilige?«

»Boron, unser Boran!« antwortete Ishajid schrill.

Er fragte sie nicht mehr nach Tuzak, der Königsstadt, deren Wappen die purpurne Lilie Maraskans war, sondern kam gleich zum Wesentlichen: »Wo liegt der Ort in der Mitte?«

»Im Gebirge, ein Berg, der Amran Thjemen!« kreischte sie, verstummte jäh, sank in sich zusammen und hing leblos in seiner Hand wie ein erlegtes Stück Wild. Er ließ sie fallen, drehte sich, stieß die Kartenrolle mit dem Fuß zu Scheijian und riß sich die Reste des Umhangs vom Körper. Darunter war er nackt, nackter Stein, der sich wider alle Vernunft bewegte.

Er starrte Scheijian mit mattschimmernden Augen an, die statt Pupillen und Iris nur kleine Löcher hatten, den Mund leicht geöffnet, unnatürlich vollkommene Zahnreihen entblößend.

»Zeig mir den Berg!« befahl er und stampfte auf. Der

Tritt ließ den Raum dröhnen und Stuckbrocken über den Boden tanzen.

»Mein Leben dafür!« bettelte Scheijian mit angstverzerrtem Gesicht.

»Dein Leben?« Die Statue lachte. »Vergönnt, wenn du sprichst!«

»Du wirst mich ausnutzen und betrügen, wie alle anderen!« zweifelte der Mensch.

Die Statue antwortete abermals polternd: »Das habe ich nicht nötig, Wurm! Ich schenke dir ein Leben und sogar mehr, wenn du nützlich bist. Ich brauche jemanden wie dich, jetzt, da mein Bruder tot ist. Nicht notwendigerweise dich, nur jemanden, der mein Geheimnis teilt und für mich spricht. Unterwirf dich, und ich mache dich zu meinem Vogt! Entscheide dich!«

Scheijian warf sich vor ihm zu Boden und umklammerte die Füße des Wesens. Sie waren kalt und hart, wie Stein sein sollte. Unverrückbar stand der Gargyl auf diesen Säulenbeinen, gewichtiger als ein Ochse. Ein Tritt von ihm würde ausreichen, um dem vor ihm Kauernden den Rücken zu brechen.

»Ich werde es für dich tun«, antwortete Scheijian demütig.

Die Statue sah zu ihm hinab. »Schwör es!«

»Ich schwöre es.«

»Schwör es bei dem, was dir am wichtigsten ist«

»Bei der Schönheit der Welt.«

»Von mir aus.«

»Herr!«

»Was ist noch?« fragte der Gargyl unwillig.

»Ich lüge oft«, antwortete Scheijian und wirkte den Zauber.

Es war der gleiche Beherrschungszauber, dessen Opfer Scheijian in Kuslik gewesen war und der wie viele borbaradianische Sprüche verlangte, daß der Magier das Opfer berührte. Wie bei manch anderem Spruch hatten

die gesprochenen Worte der Formel selbst keine Macht und dienten nur dazu, den Geist des Zaubersnden einzustimmen und beim Lenken der astralen Kräfte zu unterstützen, vergleichbar einem Merkvers, mit dessen Hilfe man in manchen Gegenden den Kindern die Reihenfolge der Monate im Jahreskreis beibringt: *Prachtvoll ritten ehemals tausend bärtige Helden...* für *Praios, Rondra, Efferd, Travia, Boron, Hesinde* und so weiter, also mehr oder weniger beliebig. Daher brauchten Scheijians Worte nicht dieselben zu sein, die der Beherrscher in Kuslik gesprochen hatte und die in der Sprache der Nichtmagier unzulänglich und platt mit »Deine eigenen Ängste sollen dich quälen!« übersetzt werden können. Er benutzte andere, die er selbst passend gewählt hatte, tausendmal gnadenloser und von gleißender Unbarmherzigkeit: »Erkenne die Schönheit der Welt!«

Er hatte nicht gewußt, was geschähe, doch gehofft, daß der Spruch eine Wirkung hätte, denn daran hatte sich der Magier endlich erinnert: Gargyle waren sehr empfänglich für Beherrschungszauber.

Die Wirkung war befremdlich: Der Gargyl hob einen Fuß, setzte ihn dröhnend wieder auf, hob den anderen, dann wieder den einen. Das Heben und Senken der Füße wechselten immer schneller und gingen über in ein Trampeln. Das Stampfen versetzte den Raum derart in Schwingungen, daß das Mobiliar und die Körper der toten und lebenden Menschen hochgeworfen wurden und über den Boden schlitterten und hüpfen, während Gipsbrocken und Staub von der Decke regneten. Aus Furcht davor, jeden Augenblick von dem Koloß zertrampelt zu werden, rollte sich Scheijian weg. Urplötzlich hörten die Bewegungen der Statue auf. Sie stand starr, als hätte sie sich noch nie zuvor bewegt. Scheijian wagte nicht, ein Lebenszeichen von sich zu geben, und fragte sich, ob die Wirkung des Zaubers nun verflogen sei, als die Statue den Mund öffnete. Ein erstauntes »Oh!« kam über die steinernen Lippen, ein scharfes

Knacken war zu hören, und von einem Riß der Länge nach in zwei Teile gespalten, klappte der Gargyl auseinander. Seine Hälften fielen krachend zu Boden, wo sie in weitere Stücke zerbrachen.

Scheijian erhob sich. Er war fast taub und völlig eingestaubt. Niesend und hustend klopfte er sich ab, ging zu der Karte, entrollte sie, suchte die Umrisse Maraskans, studierte das Abbild seiner Insel, das in der Mitte fast völlig weiß war, da unbekannt, abgesehen von gelegentlichen Eintragungen einzelner Berge. Ishajid hatte recht gehabt, es mußte der Amran Thjemen sein. Er ließ die Karte fallen, dachte über die unerwartete Zerstörung nach, die der Spruch verursacht hatte, und nickte, als er eine Erklärung gefunden hatte, die ihn befriedigte: Weiches Fleisch kennt die Angst, harter Stein nicht. Der Gargyl hatte eine bewegende neue Erfahrung gemacht.

Scheijian trat von Wenzlas' Base zu dem überlebenden Entführer Ishajids; beide waren immer noch ohnmächtig, beiden wünschte er: »Begegne der Schwester!« Dann durchschnitt er ihnen die Kehle.

Er trat zu Ishajid. Ihr Handgelenk war völlig zerquetscht, weiße Knochensplitter stachen aus der Haut. Er wischte ihr die dunkelbraunen Zöpfchen aus dem Gesicht, betrachtete das wohlgeformte bleiche Antlitz. Die Lider, die die tiefblauen Augen bedeckten, zitterten leicht, als er sie berührte. Sie würde bald aus ihrer Bewußtlosigkeit erwachen. Scherjian tötete auch sie.





Innerer Kreis III

Ich hatte es zwar jetzt nicht mehr eilig, es gab auch keinerlei Grund dazu, aber ich hatte den Drang, möglichst bald dieses Land zu verlassen. Da meine Reisevorräte erschöpft waren, streunte ich durch das Haus, in der Hoffnung, irgendwo einige Dukaten zu finden, zuerst vorsichtig, dann – als ich mir sicher war, der einzige Lebende darin zu sein – völlig unbekümmert. Es sah überall erbärmlich aus, in den düsteren Gängen, auf den brüchigen Stiegen, in den verstaubten Räumen, überall lag Mörtel am Boden, gab es Risse in den Wänden, war das Gebälk durchsetzt vom Schwamm.

Endlich fand ich eine verschlossene Tür, die einzige im ganzen Haus. Da ich keine Lust hatte, einen Schlüssel oder ein Werkzeug zum Aufbrechen zu suchen, drückte ich die Finger mit dem bekannten Gefühl aus Ekel und Lust in das Türblatt, erfaßte das Schloß, zog es heraus und warf es fort. Hinter der Tür erwartete mich eine Überraschung, denn der Raum war tadellos aufgeräumt: Alles schien seinen vorgesehenen Platz zu haben.

Mich machte der Sekretär neugierig. Er hatte etliche Schrammen, war aber frisch gewachst. Auf der Schreibplatte lag ein Zierdolch ohne Griff, daneben hing ein Kupferstich an der Wand, der das Haus zeigte, als seine Mauern noch nicht so rissig waren wie der Felsen von Tuzak. Es sah idyllisch aus, umgeben von sanften Hügeln und mit einer kleinen Ziegenherde davor. Sie schien das einzige zu sein, das die Zeit unbeschadet überdauert hatte, mit Ausnahme des Landes. Ich fragte

mich, ob Tommelian – dessen Zimmer es war, wie ich später erfuhr – bisweilen davorgesessen und geträumt hatte.

Bevor ich mit dem Zierdolch die Türchen und Fächer des Sekretärs aufbrach, warf ich einen Blick aus dem Fenster. Ich entdeckte *ihn* nirgends, aber das hatte ich auch nicht ernsthaft erwartet. *Er* würde sich schon noch melden.

In einem der Fächer fand ich tatsächlich einige Dukaten, dazu ausreichend, mir zu einer genügsamen Heimreise zu verhelfen. In einem anderen Fach, auf einem Stapel Papier, lag ein Medaillon. Man konnte es von beiden Seiten aufklappen und sah dann jeweils das Porträt eines Knaben – nicht desselben, doch sahen sich die beiden auffallend ähnlich: Tommelian und sein Bruder.

Ich sah mir die Porträts lange an und fragte mich erneut, wie der Bruder wohl zur lebendigen Statue geworden war, ob infolge eines verunglückten Zaubers, eines Fluches oder vielleicht aus eigener Entscheidung. Möglicherweise hatte er sich, als sein Tag gekommen war, dagegen gewehrt, Borons Entscheidung zu folgen, und statt dessen dieses Nichtleben gewählt, nicht verstehend, daß er sich damit aus dem Kreis von Vergehen und Wiedererstehen ausschloß. Ich fragte mich, wie der Milde dieses freiwillige Abtrennen beurteilen würde, ob er das, was ich Tommelians sterbendem Bruder beigebracht hatte, als ausreichend ansähe oder ob seine ewig junge Schwester darauf bestünde, daß er im nächsten Leben lerne, wie schrecklich es ist, geschwisterlos zu sein. Sicherlich töricht, denn Tsu und Boron erfüllen beide nur Rurs Willen, den sie kennen – im Gegensatz zu uns.

Auf den Zetteln standen Gedichte, vielleicht die schlechtesten, die ich jemals gelesen oder gehört hatte (ausgenommen jene Alryschas, die sie mir vorträgt, wenn sie mich quälen will), aber doch auf ihre Art von rührender Traurigkeit. Er war so ein Tropf gewe-

sen und hatte sich an etwas gewagt, das er nicht übersehen konnte. Sein Gargylenbruder hatte ihn dazu getrieben, hatte ihn benutzt und hätte es weiterhin getan. Als belebte Statue war er allein hilflos gewesen, nicht nur aus den Gründen, die er mir erklärt hatte. Er konnte nicht einmal allein reisen, jedenfalls keine weiten Strecken, denn kein Schiff und keine Kutsche hätten ihn mitgenommen, und auch kein Reittier hätte ihn tragen können. Und als Statue wäre er kaum un bemerkt zu Fuß von Nostria nach Maraskan gelangt. Wenn man alles kannte, was zusammengehörte, war es sehr einfach.

Zwischen den Gedichten befand sich eine Notiz mit Xanjidas Lösung. Um sie zu finden, hätte sie unsere Insel nie verlassen müssen, sondern auch zu Hause bleiben können, wie es der große Zendajian einst lehrte:

Es ist nicht nötig, daß ich mein Haus verlasse, die ganze Welt liegt in meinem Vorgarten. Aber vielleicht hätte sie sie dort auch nicht finden können; das ist eine Frage des Blickwinkels.

Ich war beeindruckt davon, wie viele Tote es wegen dieser nutzlosen und niederschmetternden Worte gegeben hatte. Der Amran Thjemen ist einer der höchsten Berge Maraskans, vielleicht sogar der höchste, und von unten betrachtet, ist sein Gipfel der Rand der Welt, denn der Rand ist dort, wo nichts mehr folgt. Als ich die Worte hörte, mußte ich daran denken, wie ich unter dem Zauberbann gestanden und später so oft in meinen Träumen den Rabenfelsen erklommen hatte. Es war mir genauso vorgekommen.

Der Gipfel des Amran Thjemen ist kahl und im Winter bisweilen weiß. Ich habe keine Ahnung, ob man dort oben leben kann, vielleicht können es einige Menschen, aber gewiß keine zweitausend, wie die Priesterschaft plante. Sie würden verhungern. Das war also der gesuchte und prophezeite Ort. Und demnach hieß die Weissagung in den Heiligen Rollen lediglich: Borbarad

wird kommen, es wird solche geben, die vor ihm fliehen, doch sie werden ins Verderben geführt werden.

Für diese Erkenntnis waren Xanjida und die anderen gestorben. Ich sah es so. Zwar waren die drei Alanfaner der Schwester begegnet, weil sie mir gefolgt waren, aber sie hatten mich zu Tarrad geführt, ohne den ich nicht nach Kuslik und dann nach Salza gekommen wäre. Die fünf in Kuslik waren unnötig gewesen, vielleicht hatte nur meine Anwesenheit sie verleitet, diesen Versuch mit mir anzustellen. Es ging weiter mit den vier in Nostria, weil Ishajid das richtige Gewand trug, und endete mit Tommelians Bruder, der etwas rauben wollte, das er nie verstanden hatte, Tommelian selbst, der über sich bestimmen ließ, seinen beiden Leuten, weil ich Türen hinter mir verschließe, und Ishajid, weil sie von Anfang an zu viele Fehler begangen hatte.

Man drückt keiner Toten die Augen zu, die nur noch eins hat, und man stimmt nicht ein, wenn jemand sagt, sie habe Augen wie Emeralds gehabt, wenn nur noch ein braunes Auge in einem verstümmelten Gesicht übrig ist. Sie hatte Querinia nie gesehen und hätte darauf hören sollen, als ich sagte, ich wolle sie nicht bei mir haben.

Allerdings ahnte ich in Neetha noch nicht, was sie war, auch Milhibethjida mochte ihre Konkurrentinnen haben. Erst in Kuslik kam mir der Gedanke zum ersten Mal. Ich habe genug Tote gesehen, um mich nicht zu wundern, wenn jemand genau zur richtigen Zeit stirbt, doch scheinbar völlig ohne Grund. Dieses Rätsel beschäftigte mich während der nachfolgenden Tage, und mir fiel erst in dem Augenblick ein, wessen Eigenart diese versteckte Art des Tötens war, als ich den Burschen vor das Fuhrwerk stieß, zusammen mit einer Äußerung Ishajids: »Er mindert nicht mehr die Schönheit der Welt.«

Ich wehrte mich anfänglich dagegen, es zu glauben, doch von da an achtete ich auf sie. Alles paßte zusammen. Vielleicht hätte sie mich abermals täuschen kön-

nen, wenn sie nicht darauf bestanden hätte, ganz allein und ohne Hilfe Tommelians Leute erschlagen zu haben. König Dajin hatte derartiges vollbracht, aber Dajin war Dajin. Doch Ishajid war sich so sicher! Sie müssen uns sehr verachten.

Ich war losgezogen im Auftrage Milhibethjidas und stieß auf das, was Xanjida herausgefunden hatte. Ich hätte zurückkehren können nach Tuzak, um zu verkünden: ›Die Suche ist zu Ende, der Ort ist gefunden!‹ Doch statt dessen würde ich heimkehren, um Milhibethjida zu sagen, daß die Hoffnung auf Rettung ein Irrglaube war, und um dem Zweiten Finger zu berichten: ›Wir sind einer Täuschung erlegen. Die Zaboroniten werden nie völlig von uns vernichtet werden, es gibt sie immer noch, sie haben die Zeit überdauert.‹ Der Zweite Finger nähme es zur Kenntnis und würde uns befehlen, sie aufzuspüren und zu töten, um endlich zu Ende bringen, was vor zwei Jahrhunderten begonnen hatte.

Ich saß vielleicht zwei Stunden auf dem unbequemen Stühlchen vor dem Sekretär, sah zum Fenster hinaus und dachte darüber nach, warum ich Ishajid nicht einfach befragt hatte. Es wäre mir möglich gewesen, mit einem Zauber die Wahrheit aus ihr herauszuholen, und eventuell mittels eines weiteren dafür zu sorgen, daß sie sich nicht daran erinnerte. Warum hatte ich es nicht getan? Es war eine Frage, ähnlich der, warum ich mich dazu hatte zwingen lassen, Querinia auszupeitschen. Ich hätte es nicht tun müssen, meine Kraft hätte es mir ermöglicht, den Besitz der Gordovanaz zu verlassen. Allerdings wäre es schwieriger gewesen, anschließend an Boromeo heranzukommen, vielleicht gar unmöglich, da er gewarnt gewesen wäre. Ich hatte diese Situation oft durchträumt, vor allem nach Kuslik.

Da ich gelernt habe, daß wir uns vor allem verstecken können, nur nicht vor uns selbst, brachte ich mir die vergangenen Tage in Erinnerung, und je mehr

ich darüber nachdachte, desto sinnloser kam es mir vor, Ishajid getötet zu haben. Sie hätte zwar irgendwann das gleiche bei mir versucht, aber das war kein Grund, so zu handeln, da ich auch nicht jede Maraske töte, die mir über den Weg läuft. Ich ärgerte mich darüber, und irgendwann wußte ich auch warum: Die entstehende Bruderschaft hatte die Zaboroniten vernichtet, um zu überleben, aber ich hatte jemanden wegen eines Krieges getötet, der vor zweihundert Jahren ausgefochten worden war.

»Wie sinnlos!« rief ich, stand auf, trat zum Fenster, sah hinaus. Es war noch Tag, doch die Scheibe des Madamals stand bereits am Himmel, bleich und rund, der Rand etwas verschwommen. Ich sah *ihn* immer noch nicht, aber es wurde Zeit für mich zu gehen, bevor er ins Haus kam. Ich wollte nicht von ihm überrascht werden.

Plötzlich fragte ich mich, warum Xanjida die Karte aus dem Kloster mitgenommen hatte. Der Amran Thjemen ist kein Berg, für den man eine Karte benötigt, um ihn zu finden, er erhebt sich stolz, majestätisch und weithin sichtbar. Und es war der Amran Thjemen, der genau im Gleichgewichtspunkt des Dreiecks Jergan-Boran-Tuzak lag, wenn die Karte nicht zu ungenau war, aber es war eine thorwalsche Karte, etwas Besseres gibt es nicht. Warum hatte sie sie mitgenommen? Ich blieb stehen. Meine Mutter fiel mir ein. Sie hatte irgend etwas mit der Karte Zusammenhängendes gesagt. Was hatte sie gesagt?

Ich stand vor dem Sekretär, zerrte an der fehlenden Erinnerung und schlug dabei rhythmisch auf die Schreibplatte, bis mir die Knöchel schmerzten. Endlich erinnerte ich mich. Nicht sie hatte es gesagt, ich hatte es zu ihr gesagt: ›Viele suchen Schutz vor dem Angesicht der Nacht. Das kann heißen, daß sie Schutz vor Borbarad suchen oder Schutz, *bevor* er kommt. Es ist doppeldeutig.‹ Konnte es zwei Orte geben? In der Mitte *und*

am Rand der Welt? Ich stürzte in den Raum der Toten und studierte die Karte. ›In der Mitte der Städte‹ war einfach, das war der Thjemen, eindeutig. Doch wo lag der Ort, an dem die Welt endete? Dort, wo die Karte endete? Im Ehernen Schwert, im sagenumwobenen Guldenland, im Riesland, das nicht einmal mit Gewißheit existierte, oder auf irgendeiner Insel, die es geben mochte oder die die pure Phantasterei war? Wo lag der Rand der Welt?

Zendajian hatte behauptet, der Weltendiskus habe einen Durchmesser von dreiunddreißigtausend Meilen, doch wer mochte sagen, in welcher Richtung der kürzeste Weg zum Rand lag, wenn niemand seine Mitte kannte? Maraskan konnte sich irgendwo auf dem Diskus befinden, vielleicht dicht am Rand, vielleicht eher in der Mitte, niemand wußte, wo die Mitte war. »Niemand weiß, wo die Mitte ist!« Ich schrie die Worte förmlich hinaus. Dann trennte ich einen Faden aus Is-hajids Gewand und maß die Strecken auf der Karte ab. Da sie mich den ganzen Weg über begleitet hatte, schien es mir nur billig, sie zu beteiligen.

Ich wiederholte meine Messungen über ein dutzendmal mit zittrigen Fingern, bis ich es endlich glaubte. Als ich ein Kind war, hatte ich gelernt, daß es unnütz sei, Rur um Wunder zu bitten, weil er den Weltendiskus vor Jahrtausenden geworfen habe und viel zu weit weg sei, um noch Wunder zu bewirken. Als ich älter wurde, erkannte ich, daß Rur deshalb keine Wunder wirkte, weil er das allergrößte bereits gewirkt hatte, als er die Welt erschuf. Es wäre für ihn nichts anderes, als wenn ich heutzutage immer noch eine Frau dadurch zu beeindrucken versuchte, daß ich einen lebendigen Käfer verschlänge, wie ich es als Junge tat. Doch jetzt bemerkte ich ein Wunder, wie es keiner von Rurs treuen Diener gewirkt haben konnte, wie nur er selbst es in einer einzigen grandiosen Geste vollbracht haben konnte!

Ich sah auf die Karte und fragte mich, wie viele Be-

trachter vor mir auf diese oder eine ähnliche geschaut haben mochten. Vielleicht nicht viele während einer kurzen Zeitspanne, aber bestimmt etliche im Lauf der letzten Jahrhunderte. Keiner von ihnen hatte gesehen, was ich und zuvor Xanjida gesehen hatten.

Warum werden Städte gebaut? Weil es zuvor einen günstigen Ort für eine Ansiedlung gibt, eine Bucht oder einen Fluß. Doch warum gab es zuvor die Bucht und den Fluß? Inmitten der Toten hob ich lachend die Arme und pries Rur.

Ich verließ das Haus in zuversichtlicher Stimmung. Als ich draußen an dem alten Wagenrad vorbeikam, richtete ich es aus schierer Ausgelassenheit auf, rollte es vor mir her, bis es sich aus eigener Kraft bewegte, rannte neben ihm her, als es sich schneller drehte, es stetig antreibend, so lange, bis es zu schnell für mich wurde und unaufhörlich um seine Nabe kreisend einen Hügel hinabpolterte und verschwand.

Da ich jetzt wußte, was ich zu tun hatte, umrundete ich langsam das Gebäude, darauf bedacht, mich stets weiter als einen Diskuswurf von allem fernzuhalten, was ich nicht überschauen konnte. Irgendwo mußte er sein. Ich glaubte nicht, daß die Person eine weibliche war, denn ich ahnte, wen ich treffen würde.

Im Gegensatz zur Bruderschaft vom Zweiten Finger Tsas waren die Zaboroniten eine Sekte, weswegen sie aus Glaubensgründen grundsätzlich zu zweit ihre Geschäfte erledigten. Fand man einen, konnte der andere nicht weit sein. Ich glaubte nicht, daß sie ihre Bräuche inzwischen geändert hatten.

Im Gehen rief ich nach ihm: »Ich bin Scheijian, achtbares Mitglied der Bruderschaft vom Zweiten Finger Tsas. Ich habe deine Gefährtin erschlagen, was ein Fehler war. Ich weiß, wer sie war und wer du bist, und ich wünsche dich zu sprechen. Ich habe gefunden, weswegen ihr mir gefolgt seid, und ich werde dir sagen, wo der Ort ist«

Zum Zeichen, daß es mir ernst war, ergänzte ich im Ruuz unserer Vorfahren: »Ich bin der, der ich war, auch wenn ich mich nicht erinnere, Scheijian. Ich bin der, der ich sein werde, auch wenn ich es nicht erahne, Scheijian. Ich bin, wie ich war, wie ich jetzt bin, wie ich sein werde. Ich bin ich, ganz ich, Scheijian.«

Ich wußte, daß er die Worte der verschwundenen Sprache verstünde, denn schließlich waren sie die Erklärung eines der Rituale, die wir von ihnen geerbt haben. Er trat hinter einem einzeln stehenden Baum hervor. Wie ich erwartet hatte, war es der Weißblonde aus Kuslik. Von wegen »Ihr seid ein schöner Mann!« Allerdings hatte er kaum sagen können: »Ertappt, Bruder, ertappt!«

Aus sicherer Entfernung unterhielten wir uns, das heißt, ich sprach zu ihm, denn er schwieg. Ich erzählte ihm vom Amran Thjemen und verschwieg weder, daß es einen weiteren Ort gab, dessen Namen ich ihm jedoch nicht nannte, noch, warum ich ihn einweihte. Der Antrieb der Zaboroniten war immer der gewesen, die Schönheit der Welt nach ihrem Urteil und mit ihren Mitteln zu erhalten. Wenn es jemals eine Daseinsberechtigung für die Lehren Zaborons von Andalkan gab, dann in der nahen Zukunft. Schließlich versprach ich Ishajids Gefährten, das Geheimnis der Existenz der Zaboroniten für mich zu behalten, mahnte ihn und die Seinen, von uns wegzubleiben, und machte ihm klar, daß es ein Fehler wäre, aus dem Heute auf das Morgen zu schließen, denn die Bruderschaft ist und war die Bruderschaft. Ich ging. Er würde sich um seine tote Freundin kümmern und ihr Dahinscheiden beklagen, diesen Vorsprung wollte ich nicht vergeuden.

Ich bin Scheijian von Tarschoggyn, Magier und vielfacher Mörder. In ein paar Wochen werde ich den fünf- undzwanzigsten Geburtstag feiern. Daß noch viele Jahre folgen werden, bezweifle ich, die Zeiten sind nicht danach. Ich denke nicht, daß es einen dreißigsten

Tsatag für mich geben wird, allenfalls mit viel Glück. Ich werde dennoch unermesslich viel länger gelebt haben als Querinia, was nicht die Zahl der Jahre meint. Jedoch nicht so lange wie Raschid, der an die vierzig sein muß, oder wie Rondriane. Vermutlich werde ich beide überleben, aber vielleicht hat Rondriane ja Glück. Doch wer weiß schon, wer sich noch regen wird, wenn der Bethanier erst zurückgekehrt ist. Dieser Fluß, der seine Quelle in der Vergangenheit hat, führt soviel Treibgut mit sich. Das Sterben macht mir etwas aus, doch wenn mein Tag gekommen ist, dann wird es mein Tag sein, und ich werde es nicht ändern können. Doch ich weiß, daß ich eines Tages wiederkehren werde, und Dharzjinion, der verfluchte Borbarad, wird trotz seiner vielen Dämonen nichts dagegen unternehmen können.





3b: Gut im Fluß

Während der Wochen auf See hatte sich Scheijian an sein Wissen gewöhnt, und seine anfängliche Erregung war abgeklungen. Doch sie kehrte in voller Stärke zurück, kurz bevor er den Tuzaker Tempel betrat, die Erregung und ein düsterer Schatten. Auch dieses Mal empfing ihn die Kindpriesterin wieder allein.

In ernstem Schweigen folgte Milhibethjida dem Bericht ihres Besuchers. Ihr entging nicht, daß die Schilderungen bisweilen lückenhaft waren oder Teile davon in vieldeutiger Verschwommenheit verblaßten. Sie stellte keine Fragen nach solchen Auslassungen, denn es gab viele Dinge, die sie von keinem Mitglied der mörderischen Bruderschaft erfahren wollte – trotz des gegenwärtigen Bündnisses. Als der Besucher vom Tod der Priesterin Xanjida berichtet hatte, schlug sie einen Gong. Ein Adept erschien, zu dem sie sprach: »Bring uns das Buch der Abwesenden des verstrichenen Jahres, denn Xanjida, unsere Schwester, weilt nicht mehr unter uns. Vergiß nicht, es dem Hohen Bruder zu berichten, damit er bestimmt, wer ihren Tod betrauem und ihre Wiederkehr ersehnen soll.«

Der Priester verschwand und brachte alsbald das Gewünschte. Neugierig beobachtete Scheijian, wie Milhibethjida den Namen der Priesterin in die Seiten des Buches eintrug und einige Symbole dahintersetzte. Das *Buch der Abwesenden* war mehr als eine Liste der Verstorbenen Tuzaks, denn die Anordnung der über die Seiten verstreuten Namen war nicht willkürlich, wie es auf den ersten Blick wirkte, sondern schien einem

Schema zu folgen. Damit bestätigte sich das Gerücht, nach dem die Priester diese Eintragungen mit denen im Buch der Anwesenden verglichen, in welchem die Neugeborenen Tuzaks eingetragen wurden, um Erkenntnisse über die Wechsel von Tod und Wiedergeburt zu gewinnen. Scheijian wußte nicht, ob diese Mühen jemals von Erfolg gekrönt gewesen waren. »Fahr fort«, ermunterte ihn Milhibethjida, während sie schrieb.

Als er zu der neuen Auflösung des 64. Draijsh kam, blickte sie auf. »Wir werden viel Zeit benötigen, um die Bedeutung zu verstehen – Zeit, die wir nicht haben, aber aufbringen müssen, um keinen Fehler zu begehen.«

Scheijian schüttelte den Kopf. »Ich denke, es ist schneller möglich. Nicht der Amran Thjemen ist gemeint, wie du glauben magst und wie ich es zuerst auch tat«

Sie sah ihn neugierig an. »Es scheint sich gelohnt zu haben, daß diese junge Schwester dir eine Lehrstunde verabreichte. Irrt sie, oder gibt es zwei Lösungen? Ich hatte es gehofft, da ich mich fragte, warum du ihr diese Kartenrolle mitgebracht hast. Wenn ja, warum ist es nicht der Berg?«

Scheijian wiederholte nachdrücklich: »Es ist nicht der Thjemen.«

Milhibethjidas Mimik wurde ausdruckslos: »Offenbar nicht. Ich will nicht weiter in dich dringen. Du wirst deine Gründe haben, Scheijian von Tarschoggyn. Also werde ich dich nicht fragen, wem du eigenmächtig den Thjemen überließe und wer dich begleitet haben mag. Nenn mir den anderen Ort«

Scheijian sah überrascht in das kleine Gesicht und entrollte die Karte. Er hatte ihr nichts von einer Begleitung erzählt.

»Ich habe viel Zeit gebraucht, um die wirkliche Bedeutung zu verstehen. Sag mir, Schwester, was ist die Mitte des Weltendiskus?«

»Die Mitte eines Kreises«, antwortete Milhibethjida.

»Ja«, bestätigte Scheijian, »die Mitte eines Kreises.« Er nahm den Faden von Ishajids Gewand, drückte das eine Ende mit dem Daumen auf eine Stelle des Plans, bewegte das andere und zeigte der Priesterin, was er vor Wochen herausgefunden hatte.

»Sieh genau hin, Schwester«, forderte er sie ernst und ergriffen auf. »Jergan, Boran, Tuzak. Die drei Städte liegen genau auf dem Rand eines Kreises! Mit *Mitte* ist nicht die Mitte des Dreiecks Jergan-Boran-Tuzak gemeint, sondern der Mittelpunkt der Kreisscheibe, auf deren Rand die Städte liegen. Das ist der Ort, den ihr suchtet«

Milhibethjida sah dahin, wo Scheijians Daumen ruhte, zu den Ausläufern des Rashtulswalls. Sie sprang auf und wanderte aufgeregt und leicht hüpfend im Raum herum, wie das kleine Mädchen, das sie eigentlich war. »Es paßt, es paßt! Ist dir bewußt, Scheijian, daß du vielleicht noch mehr gefunden hast, als du weißt? Die Beni Rurech waren ein Ferkinastamm, der irgendwo aus dem Rashtulswall kam. Mich würde nicht wundern, wenn dieser Ort, den du gefunden hast, ihre ursprüngliche Heimat war, von der sie aufbrachen und zu der die Erwählten zurückkehren werden, um Asboran zu errichten!«

Er verbesserte sie: »Nicht ich habe es herausgefunden, sondern deine Priesterin. Ich bin nur der Überbringer der Nachricht«

»Dennoch«, entgegnete sie, »dennoch!« und hängte ein besorgtes »Was ist noch?« daran.

Der Magier stand auf, trat zum Fenster und sah hinunter auf die Dächer Tuzaks. Den Rücken der Priesterin zugewandt, sprach er: »Es ist wegen des Lohnes, den ich mit dir vereinbart habe.«

»Ich erinnere mich gut daran«, antwortete die Mädchenstimme.

»Ich habe meinen Teil des Vertrages erfüllt«, sagte Scheijian, »ich habe sogar mehr getan, als ausgemacht

war. Deshalb erbitte ich etwas von dir, das wir nicht vereinbart haben. Ich sehe ein, daß du deinen Teil unserer Abmachung nicht einhalten konntest, da Querinia tot ist. Jedoch...« Er stockte und fuhr leise fort: »Hast du noch irgend etwas, das ihr gehörte, und sei es nur ein Stück ihrer Kleidung?«

Milhibethjida antwortete nicht gleich. »Wer berichtete dir von ihrem Tod?« fragte sie nach einem langen Augenblick des Schweigens.

Scheijian wandte sich um und erzählte der Priesterin, was in Neetha vorgefallen war. Sie lauschte mit zusammengezogenen Brauen und sprach, als er fertig war:

»Scheijian von Tarschoggyn, du bist ein Lügner und Täuscher. Kam dir nie in den Sinn, daß man auch dich belügen könnte? Sie ist nicht tot. Ich habe meine Hälfte der Verabredung eingehalten.«

Er sah die Kindpriesterin sprachlos an. Endlich fand er die Worte wieder. »Aber... Sie haben es mir berichtet! Woher hätten die Alanfaner sonst von mir wissen sollen?«

Milhibethjida griff nach dem Buch der Abwesenden und blätterte darin. Als sie das Gesicht gefunden hatte, griff sie zur Feder und änderte einen Eintrag. »Hattest du sie nicht zur Lehre bei einem Kerzenzieher gegeben? Kurz nach deiner Abreise starb einer dieses Gewerbes, Firolld mit Namen. Kein friedlicher Tod, und man stritt, ob sein Ende das Werk rachsüchtiger Rebellen oder der Agenten des Kaiserreichs gewesen sei. Für beides gab es keinen Anlaß. Sie müssen ihr Wissen über dich von ihm gehabt haben. Sie haben dich einfach angelogen.«

Scheijian stand bewegungslos wie ein von der Strömung umspültes Riff im Trubel des Tuzaker Marktes und beobachtete einen Stand mit Backwaren und Spezereien, hinter dem ein Mädchen, nein, eine junge Frau stand und mit mehreren Kindern um den Preis einiger

Küchlein feilschte. Sie lachte dabei, eine unbeschwerte Fröhlichkeit lag in ihren schönen Augen. Als die Kinder weitergegangen waren, drängte ihre nächste Kundin heran. Der Blick der jungen Frau streifte Scheijian, wandte sich der dicklichen Matrone zu, wieder von ihr ab und dem schwarzhaarigen jungen Mann zu, der sie so offensichtlich beobachtete. Sie drehte sich um, reichte der Frau, was diese haben wollte, und nahm die Münzen entgegen. Grüblerische Verwunderung hatte sich auf ihr Gesicht gelegt. Fragend schaute sie zu dem Fremden hinüber, so als müsse sie sich seiner entsinnen oder als erinnere er sie an jemanden, der ihr einst, vor langer Zeit, vertraut gewesen war. In einer hilflos verwunderten Geste hob sie die Hände. Der Geselle des Bäckers ergriff eine dieser Hände, zog die junge Frau zu sich heran, beide tuschelten. Bisweilen hob Querinia den Kopf, blickte über die Schultern des Gesellen zu dem reglos blickenden Fremden. Er beunruhigte sie. Am anderen Ende des Standes meldete sich ein schwitzender Mann, der sich unaufhörlich mit einem Tuch die Stirn tupfte und bedient werden wollte. Die junge Frau löste sich aus den Armen des Burschen, trat, zuerst zögernd, doch nach einem kurzen Blick über die Schulter, rasch entschlossen auf den Schwitzenden zu.

Scheijian hatte gewußt, daß Querinia ihn nicht mehr erkennen würde, und fragte sich, wie man ihr im Tempel erklärt haben mochte, auf welche Weise sie in diese fremde Stadt gekommen war. Eine schmale Hand schlüpfte in seine Armbeuge.

»Habe ich Euch endlich wieder, werter Freund«, sagte eine hochnäsige Stimme. Scheijian wandte sich der Frau zu seiner Linken zu, deren zurückgekämmtes langes Haar in einem großen lockigen Bogen vom Kopf bis zur Mitte des Rückens fiel. »Nicht echt«, sagte sie rasch. Scheijian rollte die Augen, sah von ihr weg und blickte zum Himmel auf. »Offenbar hast du dich bei einem Rahjatempel beworben, Alryscha«, sagte er. »Ein

lößlicher Entschluß, da er dein unstetes Leben beendet. Oder hat man dich etwa schamhaft abgelehnt – wegen zu großer Freizügigkeit?« Leise ergänzte er: »Dein Gewand macht uns zum Stadtgespräch.«

Sie kicherte: »Die Tuzaker sollten sich in den letzten Tagen an diesen Anblick gewöhnt haben.« Mit kräftiger Stimme und einem boshaften Lächeln fuhr sie fort:

»Doch da Euch meine Sittsamkeit sosehr am Herzen liegt, mögt Ihr mich zu einem Schneider begleiten, um mein unauffälliger Ratgeber zu sein. Ihr kennt das ja gut genug, werter Freund: Ich werde nur wenige Stündchen Eurer Zeit beanspruchen!« Der Vorschlag klang gewollt bedrohlich. Ihre Hand spannte sich in einem schmerzhaften stählernen Griff um seinen Arm, während ihre Stimme im Gegensatz dazu sanfter wurde: »Laß gut sein, Bruder. Es ist *ihr* Leben, für dich ist kein Platz mehr darin.« Scheijian fügte sich und ließ sich fortführen. »Man sagt, Ihr habt eine weite Reise unternommen, werter Freund«, plapperte Alrysha munter weiter. »Sagt, wie war es da draußen?«

»Bisweilen ein wenig einsam«, antwortete Scheijian von Tarschoggyn.





Erklärung aventurischer Begriffe

*Die Götter und Monate**

1. Praios = Gott der Sonne und des Gesetzes – entspricht Juli
2. Rondra = Göttin des Krieges und des Sturmes – entspricht August
3. Efferd = Gott des Wassers, des Windes und der Seefahrt – entspricht September
4. Travia = Göttin des Herdfeuers, der Gastfreundschaft und der ehelichen Liebe – entspricht Oktober
5. Boron = Gott des Todes und des Schlafes – entspricht November
6. Hesinde = Göttin der Gelehrsamkeit, der Künste und der Magie – entspricht Dezember
7. Firun = Gott des Winters und der Jagd – entspricht Januar
8. Tsa = Göttin der Geburt und der Erneuerung – entspricht Februar
9. Phex = Gott der Diebe und Händler – entspricht März
10. Peraine = Göttin des Ackerbaus und der Heilkunde – entspricht April
11. Ingerimm = Gott des Feuers und des Handwerks – entspricht Mai
12. Rahja = Göttin des Weines, des Rausches und der Liebe – entspricht Juni

* Im Kontext des maraskanischen Rur & Gror-Glaubens sind die Zuständigkeiten der Zwölfgötter teilweise anders definiert.

Die Zwölf = die Gesamtheit der Götter
Der Namenlose = der Widersacher der Zwölf

Maße, Gewichte und Münzen

Meile = 1 km
Schritt = 1 m
Spann = 20 cm
Finger = 2 cm
Dukat (Goldstück) = 50 DM*
Silbertaler (Taler, Silberstück) = 5 DM*
Heller = 0,5 DM*
Kreuzer = 0,05 DM*
Unze = 25 g
Stein = 1 kg
Quader = 1t

Himmelsrichtungen

Osten (Rahja), Süden (Praios), Westen (Efferd), Norden
(Firun)

Begriffe, Namen, Orte

Äthrajin = maraskanische Bezeichnung für den Limbus
Alaani = Sprache der Norbarden
Alara = Gemahlin des vermißten mittelreichischen Kaisers Hal
Albernia = mittelreichische Provinz südlich Nostrias
Alveraniar = Gesandter der Zwölfgötter
Amene-Horas = Kaiserin des Lieblichen Feldes
Andergast = Königreich östlich Nostrias
Beni Rurech = tulamidischer Teilstamm, besiedelte um 700 vor
Hal Maraskan

* Neue DSA-Regeln sehen einen realistischen Umrechnungsfaktor vor.
Hiernach ist der Dukat ca. DM 250,- wert. Auch die anderen Münz-
werte sind entsprechend anzuheben.

Borbarad = auch Tharsinion oder Dharzjinion von Bethana genannt; Erzmagier, von Rohal um 400 vor Hal in den Limbus verstoßen
 Bosparan = einstiges aventurisches Großreich, welches das heutige Mittelreich und das Liebliche Feld umfaßte
 Bosparano = Sprache Bosparans, Vorläufer des Garethi
 Brin = Herrscher des Mittelreiches
 Dajin VII der Fromme = legendärer maraskanischer König
 Dere = die Welt
 Difar = ein Dämon, auch Bezeichnung für Durchfall
 Draijisch = Teilstück der Heiligen Schriften der Beni Rurech
 Dschindziber von Cavazoab = maraskanischer Philosoph
 Efferdsfrüchte = Meeresfrüchte
 Ferkinas = tulamidisches Teilvolk im Rashtulswall
 Gareth = Hauptstadt des Neuen Reiches
 Garethi = vorherrschende Sprache in Zentralaventurien
 Garethja = maraskanisch Bezeichnung für Mittelreicher
 Gror = eine der beiden Hauptgottheiten Maraskans, Zwillings Rurs
 Hal = Vater Brins
 Haranydad = maraskanische Rebellengruppe
 Heimar = Druckfehler (Maraskani)
 Hira = Fluß auf Maraskan
 Horas = Titel der Kaiser Bosparans und neuerdings des Liebliehen Feldes
 Khom = große Wüste östlich des Liebliehen Feldes
 Maraskani = tulamidisch-garethische Mischsprache
 Maraskankette = Gebirgszug im Zentrum Maraskans
 Maraske, Maraskantarantel = großes Spinnentier
 Marustan = antiker Name Maraskans
 Mohas = Bewohner des Regenwaldes
 Neues Reich = auch Mittelreich, größter Staat Aventuriens
 Nivesisch = Sprache im hohen Norden Aventuriens
 Noioniten = Boronorden, der sich um die geistig Verwirrten kümmert, bisweilen auch Bezeichnung für deren Zöglinge
 Norbarden = Volksgruppe im Nordosten Aventuriens
 Nostria = Königreich im Nordwesten Aventuriens
 Novadi = Teilvolk der Tulamiden
 Perainfrucht = Zitrusfrucht
 Praiosscheibe = Sonne
 Rashtulswall = Gebirgszug nördlich Araniens

Rohal = auch Ru'halla, Weißmagier und Staatsmann, einstiger
 Gegenspieler Borbarads
 Rur = hermaphroditische Hauptgottheit Maraskans, Zwilling
 Rurs
 Ruuz = tulamidische Teilsprache, Sprache der Beni Rurech
 Salzarele = ein Plattfisch
 Satinav = Dämon der Zeit
 Satuaria = Tochter Tsas, gilt als Urmutter aller Hexen
 Shurinknolle = Giftpflanze
 Thorwal = Staat nördlich von Nostria
 Traviabund = Eheschließung
 Tulamiden = aventurische Volksgruppe in Südaventurien
 Tulamidya, Tulamidisch = Sprache der Tulamiden
 Urtulamidya, Urtulamidisch = Urform des Tulamidischen
 Vinsalt = Hauptstadt des Lieblichen Feldes
 Wendolyn = König von Andergast
 Wirselskraut = eine Heilpflanze
 Zaboron von Andalkan = maraskanischer Philosoph
 Zendajian der Stille = maraskanischer Philosoph
 Zhayad = rituelle Sprache der Magier
 Zwölfgötter = Hauptgottheiten in Zentralaventurien, gelten
 auf Maraskan unter der Bezeichnung *Zwölfgeschwister* als
 Diener Rurs und Gors

Nachwort

Der vorliegende Roman ist zwar der erste Roman über die Zweite Wanderung der Beni Rurech, jedoch nicht der Beginn ihrer Beschreibung. Die unmittelbare Vorgeschichte dazu findet sich in den beiden DSA-Soloabenteuern *Am Rande der Nacht* und *Die Ungeschlagenen*, erschienen bei Schmidt-Spiele.

Digital konserviert von Nicholas Haflinger und necrom 2003.